GESCHICHTE DER STADT WINTERTHUR: NACH URKUNDEN...

Johann Conrad Troll

Digitized by Google

Swi 2085.117(4).

HARVARD
COLLEGE LIBRARY

CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928

Digitized by Google

Geſchichte

der

Stadt Winterthur,

nach

Urkunden bearbeitet

von

Joh. Conrad Troll,

Alt-Rektor,

Mitglied der allgemeinen Geſchichtforſchenden Geſellſchaft für die Schweiz.

Winterthur,
Druck der Steiner'ſchen Buchhandlung.
1844.

Digitized by Google

Swi 2085.117.(4).

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
DEC 4 1963

Digitized by Google

Vierter Theil.

Das Alte und Neue Winterthur.

Zweite Hälfte,

enthaltend

die

Sittengeſchichte der Stadt Winterthur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Sittenzeugniſſe alter Schriftſteller. — Einfachheit. — Häuſer; Miethzinſe, Malereien. — Adelicher Hausrath. — Erziehung der Kinder. — Dienſtboten. — Kochkunſt. Fleiſch und Fiſche; Gemüſe; Milch und Eier; Thee, Zucker und Kaffee; Kartoffeln. — Eitelkeit und Mode; Perrücke, Zopf und Haarbeutel. — Die Hängeten und Viſiten. — Familienfeſte. — Toaſte. — Einfluß der Frauen — Die Gärten und Blumen. — Das Schnupfen und Rauchen. — Der Vinismus; Bier und Fuſel. — Das Spielen. — Ariſtokratie — Titelſucht. — Aberglaube. — Das Frauenhaus. — Ehrfurcht gegen Magiſtraten. — Satyre und Paßquille. — Litieren und Kutſchen. — Ermunterungsanſtalt zum Gehen. — Aſchermittwochverſammlungen. — Die Kirchweihe. — Faſtnachtzüge. — Erntefeſt. — Badenfahrten und Badgeſchenke. — Das fremde Kind. — Vorzüge des weiblichen Geſchlechtes; die Brautwerbung; der Ring, der Zuſpruch und die Morgengabe; der Brautſtand; der Ehecontract; das Beten der Verlobten; der Brautkranz; der erſte Regenſchirm; Hochzeitordnungen und Hochzeitgaben; Empfang fremder Bräute und Hochzeitgäſte; Hochzeitreiſen. — Der Freudmayen. — Silberne und goldene Hochzeit. — Das Trauerjahr. — Seelgräbt. — Leichenpredigt. — Trauerfarbe. — Der Tanz; die Handſchuhe; die Aſſemblee. — Die Muſik; das Muſikcollegium; das erſte Frauenzimmerconzert; der Muſikſaal; die muſikaliſchen Jubelgreiſen; Armenconzerte; Loblied auf die hieſigen Jungfrauen; der erſte Muſikmeiſter; Armuth und Reichthum; Verbrüderung der Sänger und Tänzer; das helvetiſche Muſikfeſt; der Sängerverein; die Kirchenorgel. — Die Polizei; Polizeiſtunde; Aufenthaltskarten und Fremdenbücher; der Stadtwachtmeiſter; die Nacht- und Hochwächter; die Profoſen; die Feuerſchauer; die Windwächter; die älteſte Feuerordnung; die erſte Feuerſpritze; die Stadtbeleuchtung. — Belohnung des Bürgerverdienſtes. — Literariſche Ehrengeſchenke. — Die Schreibſeligkeit und das Leſeglück. — Der Calender. — Das Leſekabinett. — Die Buchhandlung, Buchdruckerei und das Wochenblatt. — Die Zeitungen und ihre Leſer. — Das Theater.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber 600 Jahr hat die Stadt Winterthur, immer wohlbevölkert, beſtanden, ohne daß Jemand es wagte, über den Charakter ihrer Bewohner auch nur im Allgemeinen ein öffentliches Urtheil abzugeben. So groß war die Unwiſſenheit, oder Nichtachtung oder auch die Ehrfurcht der alten Zeiten. Endlich bricht der gelehrte St. Galler Joachim Vadianus, zu Deutſch von Watt, (geb. 1484 geſt. 1551) das lange Schweigen. Dieſer hat ſich über unſere Stadt und ihre Bewohner, wenn ſchon nur kurz und in barbariſcher Sprache, dennoch höchſt ehrenvoll, alſo geäußert: Vitodurum non situs modo amoenitate, sed copia etiam rerum quarum libet, præterea *civium singulari humanitate* celebratur. (Winterthur iſt nicht nur durch ſeine angenehme Lage, ſondern auch durch ſeinen Wohlſtand, überdieß durch die beſondere Freundlichkeit der Bürger allgemein bekannt). Dieſes gute Zeugniß wird im Jahr 1607 von Pfarrer Schwerter in Dättlikon *) beſtätiget und vermehrt. Er war ein Nachbar

*) Pfarrer Caſpar Schwerter war von Baden gebürtig, wohin ſeine Vorfahren, Bürger von Zürich, zur Zeit der Reformation und aus Abneigung gegen dieſelbe gezogen waren. Er war 20 Jahr Chorherr und 4 Jahr Cantor der Stift Zurzach. Im Jahr 1594 kam er nach Zürich, wo er zur reformirten Confeſſion übertrat und damit das Bürgerrecht wieder erhielt. Im gleichen Jahr ward ihm die Pfarrfilial Dietlikon übertragen, welche Ehre ihn in die Ehe führte. Im Jahr 1600 ward er Pfarrer nach Dättlikon und ließ daſelbſt in die Mauer neben der Kanzel einen Stein einfügen mit ſeinem Wappen und der Inſchrift: Caspar Schwerter h. t. pastor h. ecclesiæ 1600. Er ſchrieb zwei Chroniken, von welchen beiden das Autographum ſich auf der Bibliothek in Zürich befindet. Schwerter ſtarb 1612. Die katholiſchen Orte hatten ſein Vermögen confiſcirt.

Digitized by Google

unſerer Stadt und weilte oft in ihrer Mitte. Unſern Bürgern, hoch und niedrig, in verſchiedenen Verhältniſſen nahe gekommen, kannte er ihr Seyn und Thun im öffentlichen und häuslichen Leben. Zudem forſchte er gern in der Geſchichte und war alſo im Stande, die Gegenwart durch die Vergangenheit zu ergänzen. Dadurch erhält des Mannes Urtheil deſto mehr Gewicht. An ſeiner Wahrhaftigkeit iſt auch um ſo weniger zu zweifeln, als er den wahrhaften Beruf eines Geſchichtſchreibers ergriffen. In ſeiner Chronik findet ſich folgende Characterſchilderung unſerer Bürgerſchaft niedergelegt: „Winterthur hat ein bürgerlich Volk, ſo jederzeit in Kriegsnötten (das Vaterland und andre Sachen betreffende) dapfer und mannlich geweſen; und wie Sy in Kriegszeiten ernſthaft, alſo ſind Sy zu Friedenszeiten ein ſonderbares und von Ardt freundliches, ehrenbiettigs und fröliches Volk: Zum Wolleben froüdig und gſellig, dem Muſicſpil und Gſang begirig; zum Zächen und Trinken ferig: In Theürsnoth hülflich und willig: In bewiſnen Wol- und Gutthaten dankbar und unvergäßlich: frömder Leütten wol gewonth und guttheetig.“

Man hat ſo ganz Unrecht nicht, Städte wie organiſche Weſen zu betrachten und den gleichen Maßſtab der Beurtheilung an ganze Corporationen, wie an einzelne Individuen zu legen. Dieſelben Kennzeichen geben ſich im Allgemeinen kund, und der Beurtheiler wird ſelten fehl gehen, wenn er nur nicht in kleinliche Specialitäten ausſchweift. Haben doch alle Städte einen beſtimmt ausgeſprochenen Character, feſt ausgebildete und hervortretende Organe, die man nur zu faſſen braucht, um die ganze geiſtige Commune wie in einer Nuß zu erhalten. Ausnahmen bilden allerdings die Welt- und Caravanenſtädte, wie London und Paris, Leipzig, Frankfurt u. ſ. w., obgleich ſelbſt hier eine gewiſſe Gleichförmigkeit in den Anſichten herrſcht, die jedoch nur von Eingeſeſſenen wahrgenommen wird. Winterthur war nicht beſtimmt, eine Welt- und Caravanenſtadt zu werden. Eine ſtille, friedliche Ecke der Erde ward ihm durchs Loos beſchieden. Deſto reiner und hervorſtechender konnte ſich der moraliſche Grundton ſeiner Bewohner erhalten. Auch ließ ſich von den guten Anlagen der Bürger erwarten, daß ſie während ihres langen Daſeins nicht bloß Nichts vergeſſen, ſondern auch noch Manches hinzu lernen würden. Daher dürfen wir ohne Stolz annehmen, daß

in dem Kranze gefälliger Tugenden, welchen Pfarrer Schwerter unſerer Bürgerſchaft gewunden, im Laufe der Zeit noch hie und da eine neue Blüthe ſich geöffnet, oder aus dem Blumengewinde eine Perle hervorgetreten.

Groß iſt der Unterſchied zwiſchen Ehemals und Jetzt. Blicken wir auf das öffentliche Leben, ſo möchten die unterſcheidenden Merkmale des frühern Zuſtandes der bürgerlichen Verhältniſſe hauptſächlich zu finden ſein: in der ſtrengen Sonderung der Stände, im Zunftweſen, in der großen Zahl der hemmenden und beſchwerenden Zoll- und Mauthlinien, in dem tiefern Bildungsgrade der untern Stände, in der Entfremdung des Gelehrtenſtandes vom Leben, und überhaupt in einer großen Verworrenheit der Anſichten über den Zuſammenhang der bürgerlichen Geſellſchaft. In dieſem Zuſtand blieb Europa bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Da erfolgte eine organiſche Umbildung durch die gewaltſamſte Kriſis, welche von allen dem Kriege jederzeit eigenthümlichen Nachtheilen begleitet war. Doch es kam der Friede und mit ihm eine neue Aera, in welcher ſich die ſocialen Abſtände und Stufen von Stand zu Stand, von Claſſe zu Claſſe, wie die Wege von Ort zu Ort, wunderſchnell verkürzten. Dieß gilt für die Stellung von Oberhaupt zu Unterworfenen, von Beamten zu Untergebenen, wie für das Verhältniß von Eltern und Kindern, von Lehrern zu Schülern, von Dienſtherren zu Dienſtboten, wo man denn freilich das zeitgemäß nothwendige Streben in ſeiner Uebertreibung wohl auch als Altklugheit, Vorwitz und Anmaßung zum Vorſchein kommen und über die ihm natürlich zugemeſſene Sphäre bedauerlich hinausſchweifen ſieht. Beim Blick auf das ehemalige häusliche Leben finden wir das Meiſte vom Hauche der Zeit verwiſcht. Ein Erdbeben iſt über die alte Welt gegangen, aus deſſen Schutt mühevoll die Trümmer hervorzugraben, wenn wir uns Geſtalt und Bild von dem häuslichen Seyn und Thun unſerer Vorfahren ſchaffen wollen.

Die Grundtugend unſerer Alten war die Einfachheit. Sie hatten eine große Bedürfnißloſigkeit in den wichtigſten Beziehungen des phyſiſchen Lebens und Wohlſeins. Dieß offenbarte ſich in allen Erſcheinungen ihres Thuns und Habens.

Allererſt waren die meiſten Häuſer außerordentlich klein, wie man ſie jetzt nur noch in abgelegenen Dörfern findet. Doch auch diejenigen, welche größere Wohnungen beſaßen,

Digitized by Google

gingen des bequemlichen Genuſſes eines weiteren Raumes verluſtig. Denn die erſtern wohnten aus Noth enge; die letztern waren durch den Zwang der Sitte gepreßt. Noch zwiſchen den Jahren 1770 — 1780 liebten es unſere Voreltern, enge bei einander zu wohnen, wenn auch das Haus weitläuftig war. Die ſämmtliche Hausgenoſſenſchaft bewohnte oft nur Ein großes Zimmer. In der einen Ecke ſaß der Hausvater im Sorgenſtuhl, ſchrieb Rechnungen, etwa auch Briefe, oder las, wenn er zu der gebildeten Klaſſe gehörte, die Schaffhauſer Zeitung; in der andern Ecke waltete die Mutter, ſtrickte und ließ die jüngern Kinder unter ihrer Aufſicht leſen und arbeiten; im Hintergrunde dieſes Stilllebens ſchnurrten, nach alterthümlicher Sitte, die Mägde, ſpinnend oder haſpelnd, Kohl und Erbſen ſäubernd. Ein gewaltiger, vierſchrötiger Kachelofen ſtrahlte im Winter nach allen Seiten hin Wärme aus und war ſo eingerichtet, daß er zu verſchiedenen häuslichen Geſchäften diente. Selbſt recht wohlhabende Leute liebten ein ſolches Zuſammenleben und öffneten nur bei beſondern Gelegenheiten die andern Räume ihrer weitläuftigen Häuſer. Erſt mit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, als die Uebervölkerung von Jahr zu Jahr beängſtigender und beengender einzubrechen drohete, erweiterte ſich in unſern Häuſern wunderſam der Raum. Die Söhne und Töchter forderten und erhielten für ihre erſte häusliche Einrichtung einen weitern, breitern und bequemern Sitz, als ihre Eltern und Großeltern während ihres langen Lebens und Schaffens ſich zu bereiten vermocht. Es war die Periode der verkehrten Welt erſchienen, in welcher man auf der Leiter des häuslichen Wohlſtandes nicht Schritt für Schritt emporſteigt, ſondern ſich ſogleich auf die oberſte Sproße ſtellt, um ſchwindelnd allmählig wieder herunterzugleiten; jener verkehrten Welt, in welcher man auf weitem Feld in unbeſonnenem Lauf die erſte Kraft verzehrt, um ſpäter die Ermüdung in einer abgelegenen Ecke zu vertrauern.

Durch die Einfachheit und Wohlfeilheit der Häuſer wurde auch denen, die keine Hausbeſitzer waren, das Wohnen erleichtert. Denn ſehr niedrig ſtanden die Miethzinſe. Einige Beiſpiele mögen den Beweis leiſten. Ao 1579 zahlte Schulmeiſter Häsli von dem Haus hinter der Brotlaube (Waaghaus) fl. 5 Zins, und durfte zu Erleichterung des

Digitized by Google

Zinſes noch den „Mathys Troll und des Stollen Mutter" ins Haus nehmen. Im Jahr 1655 war der Miethzins ſchon auf fl. 12 geſtiegen. Ao 1695 bewilligten Schultheiß und Rath dem Seckelmeiſter der Stadt in dem Hinterhaus zum Kreuz papierene Vorfenſter zu machen. Im folgenden Jahr ward das ſo reparirte Haus Herrn Nicolas, Pfarrer der in hier ſich aufhaltenden franzöſiſchen Exulanten, zur Wohnung angewieſen, mit der obrigkeitlichen Erklärung: „Wenn ſie ihm nicht gefalle, ſo ſolle er ſelbſt eine Herberg beſtehen; man werde ihm fl. 15 Hauszins geben." Ao 1762 wurde geklagt, daß der Hauszins für eine ehrenhafte Familie auf fl. 30 ſich erhebe. Seit dieſer Zeit haben ſich die Klagetöne immer mehr erhöht, und unſere Sprache iſt auf dieſem Gebiet zu beſonderer Vervollkommnung gekommen. Eine Verſchlechterung im Ausdruck iſt, ſelbſt auf die Gefahr, des Zopfthums beſchuldigt zu werden, unſern Nachkommen von Herzen, zu wünſchen.

Die Außenſeite der Häuſer trug einigen Schmuck, welcher ſich auf drei Stufen der Kunſt bewegte. Die großen Häuſer der Reichen waren bis unter das Dach mit Malereien bedeckt, wozu die allgemeine, die vaterländiſche und bibliſche Geſchichte, ſo wie die Mythologie oder Phantaſie die Figuren lieferten. Dadurch erhielt unſere Stadt etwas Buntes, wie es noch an Orten zu ſehen, welche den mittelalterlichen Ton behalten, und den altreichsſtädtiſchen Habit abzulegen vergeſſen haben. Die letzte Malerei dieſer Art iſt Ao 1834 von unſern Häuſern verſchwunden. — Wer die Koſten eines ganz bemalten Hauſes nicht zu tragen vermochte, der ſuchte in Anderem Erſatz. Beſonders ließ man die Hausthüren, Fenſterladen oder Mauern mit dem Erguſſe eigener und fremder poetiſcher Adern belegen. So entſtanden an den Häuſern die Denkverſe, welche bald aus dem Gebiete der Moral oder der Laune erwuchſen, oder ein Gemiſch von Beiden waren. So ſtand an einem Fenſterladen:

Wäre Lügen ſo ſchwer wie Steintragen,
Würde Mancher lieber die Wahrheit ſagen.

Faſt allen Häuſern aber wurden Namen gegeben, welche Sitte noch fortdauert. Es liegt darin ein Zug von Poeſie,

Digitized by Google

der gegen die Proſa unſerer, das Practiſche oft zu ſtark her⸗vorhebenden, Zeit freundlich abſticht. Neben dem Namen trägt zwar jedes Haus auch eine Nummer. Das Jahr 1799 hat dieſen kalten Schrecken über unſere Wohnungen verbreitet. Es geſchah, um durch die Weltſprache der Zahlen den aus Frank⸗reich, Oeſterreich und Rußland eingedrungenen Kriegern das eigene Auffinden des Hauſes zu erleichtern, in welchem bei friedlichen Bürgern für ungebetene Gäſte Nahrung und Decke zu finden Jetzt macht nur noch der Magiſtrat von den Haus⸗nummern Gebrauch, wenn er auf höchſten Befehl die Einwoh⸗ner der Reihe nach zur Entrichtung der Abgaben einberuft, wobei die Zahlen als das ſprechendſte Sinnbild erſcheinen. Der Bürger bekümmert ſich nicht um die Nummer. Er kennt und merkt ſich nur den Namen. Dem Gedächtniß fällt es leichter, einen Namen oder ein Bild, als eine Ziffer, zu be⸗halten. Ehemals war es auch faſt durchgängig der Fall, daß ein Bild die Stelle des Namens vertrat. Man hielt es für unmöglich, daß die Bedeutung des Kunſtwerkes mißverſtanden werden könnte. Daher waren die Häuſer mit allerlei Thier⸗ und Menſchenbildern geziert. Selbſt abſtracte Begriffe wurden durch Bilder verſinnlichet. So erhielt das Haus „zur Tapfer⸗keit“ ſeinen Namen, weil Hans Troll Ao 1571 über die Hausthüre eine Scene aus dem Schwabenkrieg hatte malen laſſen, unſern Mitbürger, Hans Stutz vorſtellend, der mit der Wucht ſeines Schwertes nach einander 3 Feinde zu Boden geſtreckt. Ein anderes Haus hieß „zur Unmöglichkeit“. Auch dieſes Wort ſtand nicht angeſchrieben. Der Maler hatte es durch ein Kriegsſchiff verſinnlichet, welches mit vollen Segeln einen ſteilen Berg hinauffuhr, und dieß wohl mit Recht für eine Unmöglichkeit gehalten. Das Bild bot den Durchreiſen⸗den, die damals noch Zeit hatten, neugierig an alle Häuſer hinaufzuſchauen, eine angenehme Beſchäftigung, des Künſtlers tiefen Sinn zu erklügeln. Unſere Gaſſen bildeten eine offene Schule, um den Scharfſinn zu üben. Dieß paßt freilich nicht mehr für die jetzige Zeit. Unſere Generation verlangt Alles fix und fertig vorgeſetzt. Denn ſie iſt mit ernſten Studien zu ſehr beläſtigt, als daß ſie ihre karge Muße an Kleinigkei⸗ten verſchwenden könnte. Daher haben die Erbauer der neuen Häuſer es den jungen Menſchen bequem gemacht, die Maler abgedankt und durch Kalligraphen die Namen anſchreiben laſſen.

Digitized by Google

Das Maleriſche iſt damit untergegangen; doch ſelbſt ein Name iſt immer noch poetiſcher als eine Ziffer. Zudem findet ſich bei der Wahl der Namen Gelegenheit, eine gewiſſe Vorliebe zu befriedigen und den Geſchmack zu beurkunden.

Dem Aeußern der Häuſer entſprach in Ureinfachheit das Innere. Von den Bequemlichkeiten des täglichen Lebens kannten unſere Vorfahren nur wenige. Namentlich lagen und ſaßen ſie äußerſt hart. Denn was in der Ermüdung ſie aufnahm, war meiſt von rohem Holz. Sie hatten keine Matratzen, auf welchen ſie ſich zur Ruhe einwiegen konnten; — keine Sophas mit Stahelfedern, deren Schwingungen ihnen die Beſchwerde des Eſſens verſüßten. Die gewöhnlichſten Vorrichtungen zur Wohnlichkeit und zum Lebensgenuß waren ihnen unbekannt, oder ſie beſaßen dieſelben nur in roheſter Form. Wir wollen nur der Gabel erwähnen, welche, nach des feinen Talleyrand's ſcharfſinniger Bemerkung, der augenfälligſte Maßſtab der Cultur zu nennen. Nicht zu ſprechen von den Elenden, welche dieſelbe gar nicht kennen; wie weit iſt Alles noch da zurück, wo man ſich der dreizinkigen oder gar vierzinkigen Gabeln bedient! Erſt die vierzinkige aus Silber und Vermeil iſt die gaſtronomiſche Gefährtin des höhern Menſchen. Wobei nicht unbemerkt zu laſſen, daß jene die biſſige Schweſter des brutalen Meſſers, dieſe dagegen die Alles mild aufnehmende Gattin des verträglichen Löffels iſt. Athenäus erwähnt eines athenienſiſchen Gourmand's oder Vielfraßes, der bei der Mahlzeit Handſchuhe anzog, um früher als die Uebrigen von den heißen Gerichten zulangen zu können. Denn wie bekanntlich Finger eher als Gabeln, ſo exiſtirten Gabeln damals noch gar nicht. Auch in Winterthur ſcheinen ſie ſehr ſpät in Gebrauch gekommen zu ſein.

Um die hausräthliche Armuth unſerer Altvordern ans Licht zu bringen, darf man nur in das Hausweſen der damaligen Reichen hineinblicken. Am beßten iſt, den Tag abzuwarten, da auf ſtrenger Obrigkeit Befehl das Verborgenſte aus allen Zimmern des Hauſes hervorgetragen werden mußte. Dieß geſchah bei einer obrigkeitlichen Erbtheilung für Waiſenkinder. Als Beläge mag die adeliche Familie von Sal dienen. Die an Schultheiß und Rath eingereichte Theilblanque lautet alſo:

Digitized by Google

„Ao domini 1469 uff Montag vor der alten Faßnacht hand Laurenzen ſälgen von Sal Kind durch Hanſen Meier iren Vogt getailt mit irem Vetter Cunratten von Sal, und ſind inen diße nachgeſchribny Ding von Hustrag zu irem Tail worden:

4 Bet, 4 Loubſeck, 4 Betſtelli. — Zwen Pfulwen, 12 Küſſi, gros und clain. — Acht Linlachen, 3 Kinderlinlachen. — Vier Teckinen und ain Sergen. — Ain Umhang, 6 Stulküſſi, gros und clain. — Ain Weſterhemptli, 1 Kinderteckly. — Fünf Par ſidiner Ermly, 14 Tüchli, gros und clain, 1 geribnen Sturtz und 2 Bugenſchneiſturtz. — Drig Jüppen, ſind zwo beſetzt. — Ain Manbadhempt. — Zwo Underjüppen und 1 Underſchurlitz. — Drig Underhempter und zwo Struppen. — Ain geſprengti Zwechel und 1 gebildetti und ſuſt 1 langi Zwechel. — Vier Tiſchlachen, 1 langi Tiſchzwechel, 3 lang Handzwechlen und 4 kurz. — Bankpfulwen und 1 lidery Tecky darüber. Ain Watſack. — Möſſi Becky und ain größers, 1 Brunnenkeſſi, 2 zynni Blatten, 7 zinny Eßſchüſſeli, 2 Senftſchüſſeli. — Drig Kanten, groß und clain. — Ain Getzy, 2 Möſſi Kerzenſtöck. — Zwen Pfauwenwedel. — Fünf rot Schüßlen und zwo gemalt und 6 rot Teller. — Abermal 10 Schüßlen gros und clain und 7 Teller. — Ain Corallen Paternoſter, 1 arkſtainis, 1 muſtert und negelli Paternoſter und ſuſt ouch ains. — Vier buchſy Löffel, 3 claini Ledly. — Drü Panzer, zwen Kragen, ain Schoß, ain engelſchy Huben, ain Yßenhut, zweig Bruſtblech, drü Par Armzüg. — Ain Armbroſt und ain welſcher Krapf. — Ain gros Glas und 6 claini. — Zwen Köpf, 1 hölzin Becher und 1 hölzin Fleſchen. — Zweig Schwert, 1 Weidmeſſer. — Ain Haggenbüchs und 1 Handbüchs. — Drü Keſſi, clain und groß, 4 Hefen, 2 Pfannen, ain yſin Kochlöffel. — Zwo Kelen, 1 Trüfuß, ain Roſt, 1 Bratſpis, 1 Fürträger. — Zweig Hangiſſy, 1 Brenhut und 1 Latterne. — Ain Tengelgeſchir, 1 Gertel, 1 Howmeſſer, 1 Zugmeſſer, 1 Nepper. — Zwo Kiſten, 2 Almergen, 3 Trög, 2 Tiſch, 2 gros Kaſten im Keller. — Ain Grasſagen, 2 Karſt, 1 Spat, 1 Graben, 1 Schufflen, 1 yſt Gabel, 1 Ax und 1 Biel, 1 Gartenhöwly. — Zwen Seck. — Ain Zuber, 1 Melſtanden, 1 Gumpiſtſtanden, 1 Büttelfaß und 1 Multen. — Ain Retſchen. — Vier Houpgelten, 1 Waſſergelten. — Vier Spis-

Digitized by Google

kübel, 1 Schmalzkübel. — Zwen Nurkübel, ain gros, der ander clain, drü Kümpfly. — ain Wannen, 1 Kernfiertel, 1 Kornfiertel, ain Fiertel Standenmeß.“ — Solcher Hausrath zierte damals die Häuſer unſers reichſten Adels. Denn daß die von Saal eine ſehr reiche und prachtliebende Familie geweſen, deren Häupter ſich viel am Hofe der öſterreichiſchen Herzoge aufgehalten und dort mit dem Luxus bekannt geworden, wird gerade durch dieſes ſo ärmliche Hausrathsverzeichniß verrathen. Leintücher, beſonders für Kinder, kommen ſonſt vor der Mitte des 16ten Jahrhunderts keine vor. Man lag nackt zwiſchen den Pfülwen und Federdecken. Gleichwohl kamen unſere Vorfahren gut durch die Nacht. Denn was der Himmel ihnen an Betten verſagt, das erſetzte er an Schlummer. Nur der Luxus kannte die Tiſchtücher um dieſe Zeit. Stiefeln und Schuhe erſcheinen frühe, obgleich noch Kaiſer Sigmund in Straßburg baarfuß mit den Frauen tanzte, welche ihm ein Paar Pantoffeln ſchenkten. Strümpfe waren den Alten unbekannt. Statt ihrer umwickelten die Römer, auch Kaiſer Auguſtus, die Beine und Schenkel mit Binden. Nach der Sitte nordiſcher Völker wurden ſie im 5ten und 6ten Jahrhundert, anfangs von kränklichen, dann von weiblichen und weibiſchen Perſonen, aus Leder, Tuch oder wollenem Zeuge, und mit den Hoſen verbunden, getragen. Die Trennung der Strümpfe vom Beinkleid iſt nicht über vier Jahrhunderte alt, — ja ihre Verbindung hat ſich bei uns in der Umgegend von Brütten bis zur Stunde ſporadiſch erhalten. Die Strümpfe waren ein Fabricat der Schneider, bis die kunſtfertigen Finger der ſchönen Welt ſie dieſer Mühe enthoben. Auch unſere Bürger haben lange ihre Schuhe an den bloßen Füßen getragen. Und obgleich der Schweiz (nach einer neidiſchen Sage Schottland) das Lob gebührt, die erſten Strümpfe geſtrickt zu haben, ſo iſt doch dieſe Bequemlichkeit vor der Mitte des 16ten Jahrhunderts in unſeren Familien nicht zu finden. Ja zu dieſer Zeit waren ſeidene geſtrickte Strümpfe für die Königin Eliſabeth von England noch ein Gegenſtand großen Luxus. So einfach und mangelhaft war die Kleidung der alten Welt.

Der Geiſt der Einfachheit umſchwebte auch die Perlen des Hauſes, die Kinder. Dieſe wurden groß und ſtark gezogen nach den Grundſätzen der ungekünſtelten Natur. Das

Digitized by Google

Verhältniß der Eltern zu ihren Kindern war ſo einfach, daß wir von der Höhe unſerer pädagogiſchen Kenntniſſe und Ueberbildung daſſelbe kaum mehr recht aufzufaſſen vermögen. Das Streben der Väter und Mütter ging einfach dahin, die Kinder zu Kindern zu erziehen, ſie recht lange Kinder ſein zu laſſen und ſie bis ins erwachſene Alter im Hauſe den Kinderſtand fühlen zu machen. Jene ſo naturgemäßen Jahre des Ueberganges in das kräftigere Jünglingsalter, von uns aus Schwäche Flegeljahre genannt, verurſachten noch keinen Elternſchrecken. Die Hauszucht hielt ihn fern. Die Mädchen haben keine Flegeljahre, weil ſie zur Anmuth heranwachſen; aber ſie ſtreben auf andere Weiſe hinauf und hinaus. Doch auch der Zauber der Anmuth war ehemals unvermögend, das Herz der Väter und Mütter zu beſtechen oder in ihrer Hand die Zügel weniger ſtraff zu machen. Daher wurde die Erhebung der Töchter in den cour- und ballfähigen Jungfrauenſtand ſo weit als möglich hinausgeſchoben. Ein Mädchen, das an der Frühreife litt, hätte vor Sehnſucht verwelken müſſen, ehe es die Periode nur etwelcher Selbſtſtändigkeit erlebt. Nach der ſüßlichen, ſogenannten humanen Erziehung begeht man jetzt den Fehler, die Kinder eine viel zu wichtige Rolle in den Familien ſpielen zu laſſen, ſie ſchon zu Freunden und Vertrauten zu machen, da man ſie nur lieben ſollte. Unſere Voreltern waren ſehr zurückhaltend gegen ihre Kinder und theilten von den honigſüßen, dickaufgetragenen Schmeicheleien wenig aus; wir ſind faſt zu vertraut mit ihnen. Das zu freundliche, ſüße, zärtliche, innige und vertraute Familienleben ſchwächt und entnervt die Charactere. Es iſt eine künſtliche Wärme, welche die Früchte wie in einem Treibhaus reift, aus welchem aber eben ſo wenig gelehrige und fleißige Schüler, als künftig energiſche und ſich aufopfernde Bürger hervorgehen dürften. Zu jener Zeit, wo über Erziehungsgrundſätze noch nicht geſchrieben, auch wenig geredet wurde, folgte Jeder ſeinem eigenen Gefühl oder der allgemeinen Sitte. Und zu der beſchränkten, aber glücklichen Häuslichkeit paßte die gewöhnliche Erziehungsweiſe ganz vortrefflich. Durch Beobachtung einer ganz einfachen Regel gelangten die Eltern zu einem zwingenden Einfluß über ihre Kinder. Sie waren nämlich ſtreng gegen ſich ſelbſt und verſagten ſich Vieles, was ſie zu weit von den Kindern abzog. Und in der That, ein Vater,

Digitized by Google

welcher dem Reize des Wirthshauſes, eine Mutter, welche den Lockungen der Viſite nicht widerſtehen kann, ſteht dem Kinde nicht mehr in der Reinheit da, welche den Gehorſam unmittelbar erzwingt. Die zu Hauſe bleibende Mutter kann unbedingte Folgſamkeit verlangen, die vom Ball zurückkommende muß mit Zuckerbrod beſtechen. — Die Kinder arbeiteten und ſpielten unter den Augen der Eltern. In dieſem Zuſammenleben und in dem Vorbilde rechtſchaffener Väter und Mütter beſtand ein großer Theil der Erziehung, ja vielleicht der größte. Die Mütter aber erwarben ſich in Erfüllung dieſes Pflichtgeſchäftes die Krone. Die ältern Töchter wurden von der Mutter unterwieſen, welche früher nur in der Bibel, ſpäter auch noch in Gellerts Schriften ihre Weisheit erlernt hatte. Darauf unterrichteten die ältern Geſchwiſter wieder die jüngern, und ſo bald dieſe die Hände gehörig regen konnten, wurden ſie zur Arbeit angehalten. Dieß geſchah ohne allen Zwang. Denn da das Kind Alle arbeiten ſah, ſo meinte es bald, Arbeiten ſei ſo natürlich als Eſſen. Dabei wurde wenig Lob verſchwendet. Dagegen, wo Etwas gegen die Zucht des Hauſes gefehlt, die Ehrfurcht gegen die Eltern, Lehrer oder ältern Geſchwiſter verletzt, das Aufgegebene nicht gehörig gelernt oder gethan war, da wurde das Strafamt ſchnell, ſtreng und unerbittlich geübt. Die Liebe der Kinder zu den Eltern war trotz aller Feierlichkeit und Strenge derſelben, und trotz des Abſtandes, in welchem die Kinder von den Eltern gehalten wurden, darum nicht geringer. Ja ſelbſt das ehrfurchtsvollere Ihr und Sie, ſtatt des jetzt gebräuchlichen vertraulichen Du, erhöhete nur das reine, liebevolle Verhältniß, welches von dem modernen Geiſte, der heutzutage die Familien durchzieht, nur zu oft verkannt wird; welcher Geiſt dem jetzigen jungen Geſchlechte zeitig die Ahnung giebt, als ob ihm gegen die Eltern Rechte zuſtünden.

Was die körperliche Erziehung betrifft, ſo waltete die Meinung, daß Knaben, die einmal Stein und Stahl anfaßen müßten, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürften. Daher wurden ſie für Haus, Feld und Wald täglich in ermüdenden Anſpruch genommen, und dieſer beſchwerliche Dienſt galt für hohe Knabenehre, ſo lange die neue Lehre unbekannt. Ja die Eltern machten ſich gegen ihre Kleinen ſogar einer Gefühlloſigkeit ſchuldig. Durch eine ſonderbare Naturanſicht

Digitized by Google

waren die Herzen der Väter und ſelbſt der Mütter ſo verhärtet, daß ſie das Fallen nicht nur nicht fürchteten, ſondern für ein gutes Zeichen hielten, wenn es nach hinten geſchah. Sie betrachteten nämlich den Menſchen für ein Geſchöpf, bei welchem, wenn es ſeine Beſtimmung erreichen ſolle, bis ins zehnte Jahr der hintere Theil und nachher der Kopf recht angegriffen werden müſſe. Sie ſtellten ſich dieſe zwei Körpertheile wie die Pole der Magnetnadel vor, welche, ſo ſehr ſie auch einander entgegengeſetzt, doch eine große Verwandtſchaft mit einander haben.

Die weibliche Bildung hatte ihre beſtimmte Richtung. Das Streben der Mutter ging einfach dahin, die Tochter zu einer Hausehre zu bilden, wie man ehemals die erfahrnen Hausmütter nannte. Dahin gehörte die Beſorgung der Hausgeſchäfte. Und da die Töchter nur dem Hauſe angehörten, ſo hatten ſie alle Zeit Nähen, Stricken, Flicken, Waſchen, Bügeln, Kochen, Kinder und Kranke zu pflegen, einen Haushalt zu führen und was überhaupt einer braven Hausfrau obliegt, gehörig zu lernen und einzuüben. Für Anderes wurde der Sinn wenig angeregt. Das Hauptaugenmerk der Mütter blieb auf die Kochkunſt gerichtet. Dieſe ſuchten ſie ſchon durch die erſte Erziehung der Töchter zu befördern. Denn die Mädchen mußten alle Speiſen gern eſſen lernen, damit ſie auch alle gerne kochen, um dadurch jene Tiſchabweſenheiten zu verhüten, welche den häuslichen Verdrießlichkeiten Nahrung geben. Es galt für Mutterſchande, Ehehälften heranzubilden, die vom Eſſen nichts verſtehen, als das Negative, nämlich das Appetitverderben; was für jeden, dem das Eſſen 365 Mal im Jahr obliegt, höchſt bedenklich und ziemlich ungeſchmack iſt. Und da die Mütter mit der Scheuer- und Waſchpaſſion behaftet, ſo wurde dieſe Leidenſchaft auch den Töchtern mit allem Eifer eingepflanzt; namentlich auch bei allen Geſchäften eine rührige Behendigkeit angewöhnt, weil es für einen pſychologiſchen Erfahrungsſatz galt, daß durch die Art, etwas zu berühren, das moraliſche Temperament der Frau ſich ſofort verrathe. Dafür lag die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Töchter am Boden. Zwar ging das Leſen gut und das Rechnen an den Fingern, hingegen das Schreiben entweder gar nicht oder nur ſchlecht und ohne alles Bewußtſein der Sprachgeſetze. Doch iſt dieſer letztere Mangel weniger

zu bedauern, da ſelbſt bei einer gebildeten Frau, die an orthographiſchen Fehlern leidet und mit Comma und Punkt nicht umzugehen weiß, dieſe Unorthographie für die Blüthe weiblicher Liebenswürdigkeit gehalten wird. So lange der Landbau ſich mit der Lebensart unſerer Bürger vertrug, ſah man die Mütter ehrſamer Familien auch mit ihren Töchtern in Feld und Reben die Karſten ſchwingen. Und daß ihnen die beſchwerlichſten Arbeiten durch die Hände gegangen, lehrt die Bekanntmachung vom Jahr 1655: „MGNHerren haben abermal in der Kirche öffentlich verboten, daß die Frauen in der Stadt weder Hanf retſchen, rüttlen noch ſchwingen, auch keine Aglen darein tragen ſollen, bey Straf und Ungnad.“ Konnten Töchter nicht aufs Feld geführt werden, ſo wurden ſie zu andern Nebenarbeiten angehalten. Um einigen Verdienſt ins Haus zu bringen, lernten ſogar Pfarrerstöchter weben. Unſer erſte Pfarrer Maler ſchreibt: „Im Merz 1593 hab ich mit gutem Verwilligen Herrn Ulrich Blumen und ſiner lieben Husfrouwen jro beeder eelicher Tochter Maria unſer Annali zum Stuchen- oder Tüchle-Weben verdinget ein halb Jaar lang. Hat ſömlichs Weben gar wol ergriffen, ſampt andern Gattungen, ſo in das Hus dienſtlich: Hat ußgelernet und das Webſtüdel heimb verrückt, der Mutter in das Hus, ouch ander Lüten ein Zytlang zu wäben, in der letzten Wuchen Jenners 1594. Ich gab ſiner Leergotten, Mariale Blum, Leerlon ſechs Gulden, item ein Paar root doppelt Stifel, und zum Trinkgelt ein halben Franken. Und ward man wol zufriden zu beeden Teylen.“ Bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, welche eine zweite in unſern Sitten bewirkte, ſah man die Töchter der Mittelklaſſe täglich beim Brunnen. Viele Herzensverbindungen knüpften ſich noch, wie zu Jacobs Zeiten, am Waſſer. Seitdem ſind die Töchter der Stadt wie die Lilien des Feldes; ſie ſpinnen nicht, aber — ſie ſtricken. Für ihr körperliches Geſunden iſt indeſſen Wichtiges geſchehn. Hufeland hat die Kunſt erfunden, das menſchliche Leben zu verlängern. Es fehlt nicht an Anweiſungen zu einem geſunden Leben. Doch trotz ihrer Menge werden ſie ſelten befolgt. Die beiden Hauptgebrechen der jetzigen weiblichen Bildung, welche einander auf grauſame Weiſe in die Hände arbeiten, ſind in progreſſiver Entwicklung, nämlich: die körperliche Verweichlichung und die Vergiftung der Ein-

bildungskraft durch das Leſen ſittenloſer Romane. Wie zweckwidrig wechſelt in den Moden die unnatürlichſte Zuſammenſchnürung und Verhüllung des Körpers mit eben ſo ungeſunder Entblößung, und in der Lebensweiſe das dumpfe Stubenſitzen mit den heftigſten Erhitzungen ab. Wie ſchädlich wirken die Erregungen der Phantaſie auf den verzärtelten Körper, und wie vieler Mädchen Geſundheit wird durch die überall verbreiteten Romane und ihre giftig-ſüßen Nachahmungen untergraben. Werden ſie doch bei ſolchem Leſen wie von giftigem Hauch angeblaſen und dämoniſch zur Sünde verlockt, mit deren verſchloſſenſten Geheimniſſen man ſie bekannt gemacht. Den Peſthauch dieſer Pflanzen hatten die Töchter der Vorzeit in ihrem Lebensgarten nicht einzuathmen. Wer ſollte, bei allem Mangel an feinerer Bildung, ihr Loos nicht beneiden?

Die häusliche Thätigkeit der Frauen und ihrer Töchter machte fremde Beihülfe für gewiſſe Dienſte nicht entbehrlich. So wurde frühe ſchon die dienſtfertige Klaſſe der Knechte und Mägde, dieſe Prüfſteine des practiſchen Verſtandes der Hausfrauen, in die Stadt berufen. Ihre Zahl war ziemlich groß. Doch ging ihre Beſtimmung Anfangs nur auf den groben und harten Dienſt, den ſie in Stall, Feld und Reben zu leiſten hatten. Dieſem war auch die Beſoldung angemeſſen. Noch Ao 1721 bezog eine Magd in guten Häuſern nur fl. 8 Jahreslohn. Den Erſatz ließ man ſie in ihrer ſittlichen Bildung finden. Denn die Dienſtmagd galt für keine Sache, ſondern für ein Familienglied. Sie nahm an des Hauſes Freuden und Leiden, Zucht und Ordnung, ſelbſt an der Erziehung Theil. Zur Beförderung der letztern brachte das Jahr 1718 ein ruhmwürdiges Werk zu Tage. Es erſchien zur Cultivirung der rohen Töchter des Landes eine „Sittenlehre für Dienſtboten.“ Und um ſie deſto faßlicher und haftender zu machen, ward ſie poetiſch eingekleidet. Ihren Werth und Gehalt mag der Abſchnitt „gegen den Fürwitz“ bezeugen, alſo lautend:

„Klopf an, ehe du gehſt herein,
Bring kürzlich für den Willen dein;
Laß deine Augen nicht umwandern
Von einem Winkel zu dem andern.
Stand nit zu nach, in die Bücher ze guggen,

Sonſt möcht dir werden Prügelſuppen.
Keine Bücher und Schriften nimm in die Hand,
Denn ohne Erlaubnuß iſts dir eine Schand.
Was gelegt iſt, und ſiehſt hin und her,
Sey Bücher, Geld und ſonſt was mehr,
Laß ligen unbetaſtet du,
Zu leſen Brief ſteht dir hier nit zu.
So deine Sach iſt gerichtet aus,
Ohn vil Geſchwätz, geh heim, zu Haus u. ſ. w.“

Unſere Zeit klagt ſich, daß die Dienſtboten ſich verſchlechtern und ſo untheilnehmend am Wohl der Herrſchaften werden. Das kommt vorzüglich daher, daß die Herrſchaften ſich nicht mehr um ſie bekümmern, daß die Hausfrau nicht mehr mit ihrem Dienſtmädchen ſpinnt, und die Töchter begüterter Landleute deßhalb den Dienſt in der Stadt nicht mehr als eine Art hoher Schule anſehen. Wir verſäumen es zu ſehr und haben es faſt verlernt, den Menſchen als Menſchen anzuſehen und uns menſchlich für ihn zu intereſſiren. Wo dieß geſchieht, da dient er nur zu gerne in jeder Stufe der bürgerlichen Geſellſchaft.

Gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts führte die Sittenveränderung allmählig die Mägde aus Stall und Feld in die Küche über, um nur für die eiſerne Herrſchaft der Bäuche zu ſorgen. Die zur Zählung der Bürgerſchaft Ao 1766 veranſtaltete Hausbeſuchung brachte die Entdeckung, daß auch die edelſte Gattung der dienſtbaren Geiſter ſich in der Stadt angeſiedelt. Denn es wurden in den Häuſern der beiden Schultheißen zwei Stubenmägde (Jungfrauen genannt), vorgefunden. Mit dem 19ten Jahrhundert erhob ſich die Zahl der Dienſtboten zu einer Maſſe. Man mußte daran denken, dieſen dienenden Stand auch höhern Geſetzen unterzuordnen. Als Ao 1818 in die Berathung kam, ob man eine Dienſtbotenordnung, wie in Zürich, einführen wolle, wurde eine Zählung vorgenommen. Es fanden ſich 78 Knechte und 379 Mägde, welche den Beruf übernommen, uns die Laſt der täglich wiederkehrenden kleinen Sorgen und Geſchäfte erleichtern zu helfen. Im Jahr 1833 kam die Aufſtellung einer Dienſtbotenordnung, zu Hebung vieler Mißbräuche und Unannehmlichkeiten, abermal zur Sprache. Für alle Perſonen, männlichen und weiblichen Geſchlechtes, welche um beſtimmten

Lohn und Koſt zu Verrichtung häuslicher Geſchäfte dienten, wurde vom Stadtrath eine Verordnung aufgeſtellt und zu deſto ſicherer Handhabung die Ausſtellung beſonderer „Dienſten-Büchlein" eingeführt. Doch ehe ſie ganz ausgefüllt, ließ man den Inhalt wieder aus dem Gedächtniß fallen.

Die Schaar der Mägde war, wie ſchon bemerkt, mehr für Feldarbeit einberufen. Ihre Verſetzung auf den Küchenboden bildet ihrer geiſtigen Vervollkommnung zweite Stufe. Aber ſeitdem die Mägde auf demſelben ſtanden, blieben die Hausmütter dennoch der waltende Geiſt der Küche. Von hier aus regierten ſie das ganze Haus auf ſo eingreifende Weiſe, daß die blaßen Wangen der Kinder und die dünnen Lenden der Eheherren offenes Zeugniß gaben. Dieſe Ausdehnung der Sparſamkeit war aber nicht Folge eines Charackterfehlers, ſondern eines fortgeerbten Grundſatzes. Es hieß nämlich vordem: Ein wenig Geiz ſchadet dem Weibe nichts, ſo übel ſie die Verſchwendung kleidet. Freigebigkeit ziemt dem Manne, Feſthalten iſt die Tugend des Weibes. — Die Frauen waren alle körperlich und geiſtig ſtark genug, um den Forderungen der Küche zu genügen. Denn von dem phantaſiereichen Wechſel eines pariſer Koches hatte man noch keine Ahnung, und die ganz kunſtreiche Behandlung der Entremets war noch ein unentdecktes Land. Und obgleich die edelſte aller Künſte, die Eßkunſt, ſchon lange erfunden, ſo wurde doch für die Befriedigung der Kinnladengelüſte nur wenig gethan. Das Fleiſch erſchien immer in ſeinem urſprünglichen Zuſtand, ohne daß eine bildende Hand eine Umgeſtaltung daran verſucht hätte. Um es genießbar zu machen, wurde in der älteſten Zeit die einfachſte Manipulation befolgt, welche man durch Tradition von den griechiſchen Helden des trojaniſchen Krieges empfangen. Es ward das Fleiſch am Spieß gebraten, was allerdings unter den Bereitungsarten die ſaftigſte und wohlſchmekendſte zu nennen. Die erſte ſogenannte Vervollkommnung, welche man der Fleiſchbereitung angedeihen ließ, ſchlug in Zeitverſchwendung und Langſamkeit um. Seitdem wurde ein ſchöner Theil der goldenen Morgenſtunden auf das Sieden im Keſſel verwendet, und das monotonſte Geſchäft der beſten Zeit des Tages zugewieſen. Dadurch iſt auch die Kunſt der mannigfachen Zubereitung der Rinderbraten und die culinariſch wiſſenſchaftliche Aufeinanderfolge der verſchiedenen Fleiſchtheile,

Digitized by Google

als Rumpf, Rippen und Nierenſtücke, aus Küche und Haus, aus Stadt und Land verſchwunden. Gleichwohl umfaßte jenes einfach leckere Mahl für unſere Alten, dieſe jugendlichſten, friſcheſten Naturkinder, Alles, was der weiſe Ulyß die „seligſte Wonne des Lebens“ nannte. Auch die Gemüſe traten im reinſten Naturzuſtande auf. Es herrſchte durchweg eine paradieſiſche Unſchuld, die noch von keinem Baume der Erkenntniß gekoſtet. Dieſe Unſchuld war ſehr rührend; es gehörte aber ein guter Magen dazu, ſie zu verdauen. — Die Erziehung jedes Volkes fängt elementariſch mit dem Eſſen an. Wo dieſes nicht mit Ordnung, Reinlichkeit und Geſchmack geſchieht, da iſt Cultur noch nicht beim Anfang. Die Geſchichte lehrt, daß die Methode, das menſchliche Daſeyn durch Speiſe und Trank zu friſten, ſich völlig nach dem jedesmaligen Character der Civiliſation geſtaltet. In dem Maaße, als der Geſchmack in den Künſten und Geiſtesrichtungen ſich roher oder feiner, einfacher oder zuſammengeſetzter zeigt, wird auch derjenige einer elegantern oder gemeinern Tafel bemerkbar. Denn die Empfindungen der Zunge und des Herzens hängen enge zuſammen. Geſund, ſchmackhaft und leicht verdaulich zu eſſen, iſt ſo gut eine Forderung des gebildeten Lebens, als die, ganz und reinlich gekleidet zu ſeyn. Der Tafelgenuß, der in einer Handelsſtadt, wo man auf innere Güte achtet, zuerſt den guten Grad der Vollkommenheit erreicht, hilft bilden. Unſere Töchter, unter der Führung ihrer Mütter, mögen alſo immer die Ehre des Hauſes beym hellen Heerde behaupten, für welchen die Männer jetzt arbeiten und reden, vordem — ſtritten. Und wollen ſie auch Fortbildnerinnen der Menſchheit werden, ſo müſſen ſie als Hausgöttinn aufnehmen die Kochkunſt, dieſe keuſche Muſe, mit der reinlichen Schürze, mit der koſtenden Zunge und dem Salz in der verſtändigen Hand.

In Hinſicht der Conſumtion iſt eine große Veränderung eingetreten. Die thieriſche hat ſich vermindert und die vegetabiliſche vermehrt; woraus man faſt Luſt bekommen könnte abzuleiten, daß die Menſchen dermalen überall weit zahmer geworden. Sollen doch auch, der Abendzeitung 1833 zufolge, die Hunde jetzt nicht mehr ſo beißig ſeyn, wie ſonſt. — Fleiſch bildete die Hauptnahrung, obgleich die „Wohlluſt des Brodeſſens“ nicht unkannt. Unſere Alten waren große Liebhaber von animaliſcher Koſt, wo möglich noch ſubſtantieller

als das Huhn Heinrich des Vierten. Als ſie noch im catholiſchen Glauben lebten, hatten Schultheiß und Rath väterlich dafür geſorgt, daß an Faſttagen den Bürgern das Surrogat des Fleiſches, die Fiſche, nicht gebrechen. Denn das Jahr 1421 berichtet: „Stulinger, der Fiſcher, hät offenlich geſchworen vor einem Rat mit ufgehabter Hand, alle die Fiſch, ſo er facht, uf unſern Markt zu tragen und ze verkoffen und kein Gevärd darinne ze haben.“ Durch die Reformation kam der regelmäßige Fiſchmarkt und die obrigkeitliche Fiſchbank in Verfall. Dadurch ſind die Fiſche allmählig ein Luxusartikel geworden, welchen der Gaumen des gemeinen Bürgers ſich verſagen mußte. Denn die Fiſche, welche die unſere Stadt umgebenden Weier bevölkerten, galten für ein Gemeingut, das der Magiſtrat für ſich bewachte, und wurden als Ehrengeſchenk nur auf ſolche Tafeln abgegeben, die für Schultheiß und Rath gedeckt waren. Von den wenigen Pfunden, welche die fiſcharme Eulach und Töß zu liefern vermochten, verſpeiſete der gemeine Bürger nur ſo viel, als er etwa im Dunkel der Nacht mit liſtiger Hand ſich zugeeignet. Von dem größten Fiſchbehälter des Landes, der die Bewohner der Hauptſtadt ſtets nur ſpärlich mit Fiſchfleiſch verſorgt, war Winterthur wie abgeſchnitten. Der Bodenſee galt für ein zu entferntes Meer, als daß jemand an den beziehbaren Genuß der in ſeiner Tiefe ſchwimmenden Fleiſchſchätze hätte denken dürfen. Einzig jener Wunderfluß, der des Bodenſees Vater und Sohn zugleich, hatte zweimal des Jahrs mit unſern Fiſchliebhabern einiges Erbarmen. Im Frühjahr ſandte er den armen Bürgern jene grätenreichen, igelartigen Naſenfiſche und dann den Reichen oder ſonſtigen Feinſchmeckern den knochenloſen, hartfleiſchigen, dem Meer entlaufenen Lachs. Welch außerordentliche Veränderung iſt jetzt im Reiche der Fiſche eingetreten! Das Fiſcheſſen, welches bei jenen unciviliſirten Menſchenraçen, denen es zu ausſchließlicher Beköſtigung dient, die tiefſte Stufe einer armſeligen und wie von Gott verlaſſenen Lebensweiſe bezeichnet, iſt in unſern Tagen der Höhemeſſer der Cultur und ein Hauptzweig des Luxus geworden. Auch zeigt ſich, daß überall mit der Feinſchmeckerey die Liebhaberey an Fiſchen aufgekommen, und daß der wichtigſte Theil der Küchenweisheit zu allen Zeiten in einer geſchmackvollen Zubereitung der Fiſche beſtanden. So haben wir durch den Stachel der Induſtrie und den Adler-

Digitized by Google

flug des erleichterten Verkehrs die wundersame Erſcheinung erlebt, daß das waſſerarme Winterthur verhältnißmäßig mehr Fiſche, und auch von beſſerer Art, verſpeist, als manche vaterländiſche Stadt, die an einen fiſchreichen See oder Fluß gebaut.

Daß unſere Alten ſtarke Fleiſcheſſer geweſen, ſogar noch ſtärkere als ihre jetzt lebenden Nachkommen, dieß läßt ſich durch Vorlegung von Conſumtionstabellen am beßten bebeweiſen. Eine ſolche liegt uns vom Jahr 1652 vor. Es iſt das von den drei beeidigten Fleiſchſchätzern, Bauherr Küenzli, Rechenherr Hegner und Heinrich Kaufmann, dem Rathe eingegebene Verzeichniß des in der Metzg zu Winterthur vom 24. Dec. 1651 bis 24. Dec. 1652 geſchlachteten Viehes. Die Summe beträgt 402 Ochſen und 99 Kühe, welche, jeder Ochs zu fl. 30 und die Kuh zu fl. 12 gerechnet, auf fl. 13,248 gewerthet werden. Dazu kommen noch 1300 Schafe, deren Werth nicht angegeben. Die Ziegen, Kälber und Schweine ſind ganz vergeſſen. Und doch waren zu dieſer Zeit die Ställe aller Bürger mit dieſen fetten Kleinigkeiten wohl geziert, und die heimiſche Sitte gebot jedem Hausvater alljährlich den ſchmutzigen Zögling, die fetttriefende Hoffnung des Hauſes, ein ſchwer genährtes, unglaubliches Schwein, auch zwey, ins Salz zu legen. An dieſem wichtigen Tage wurden jene Gaſtereien gehalten, welche unter dem Namen „Metzgeten" ſo gedankenreich. Denn an denſelben wurden zwiſchen Verwandten und Nachbarn die Bande der Liebe und Freundſchaft mit klapperſchlangenartigen Blut- und Bratwürſten neu und ſanft geknüpft. Dieſe Sitte hat ſich bis auf unſere Zeit in den Familien erhalten, in welchen noch keine großſtädtiſchen Elemente ſich entwickelt, und die kleinbürgerlich gemüthlichen Verhältniſſe aufgelöst.

Obiges Verzeichniß bezeichnet den ehemaligen Fleiſchverkauf nicht bloß nach den Monaten, ſondern auch nach den einzelnen Conſumtionstagen. Denn es zählt auf:

„Den 24. Dec. 1651,	war heiliger Abend,	12	Ochſen
„ 27. „		3	„
„ 31. „	auf das Neujahr	5	„
	Summa:	20	Ochſen in

drei Tagen verbraucht." Woraus ſich ergibt, daß unſere Bürger ſich beſonders an hohen Feſten mit Fleiſch zu ſtärken pfleg-

ten. Und wenn ſchon der gemeine Bürger bis zur franzöſiſchen Revolution in der Regel wöchentlich nur an 2 Werktagen, Dienstag und Freitag, Fleiſchtag feierte, und perſönlich ſeinen Bedarf in einem Garne in der Metzg abholte oder auf flacher Hand unter nahrhaften Gedanken nach Hauſe trug; ſo ſcheint er ſich ſo eingerichtet zu haben, daß ihm auch für die Gemüſetage noch etwas Fleiſchiges übrig blieb. Dieſe fleiſcherne Regelmäßigkeit erlitt im Laufe der Jahrhunderte nur Ein Mal einen Unterbruch Im Jahr 1732 wurde zu Winterthur 6 Tage lang kein Fleiſch gegeſſen Denn wegen einer Viehſeuche ward das Schlachten des Viehes von Mittwoch den 26. bis Montag den 31. März obrigkeitlich verboten, und „dann wieder ein Ochſe erlaubt." Damals wurden die beneidet, welche ſich eingepöckelte Schätze geſammelt. — Lehrt auch das Verzeichniß von Anno 1839, daß 829 Ochſen, 1739 Kälber, 831 Schweine und 280 Schafe geſchlachtet worden, ſo neigt ſich die Waagſchale des Fleiſchverbrauches doch immer noch auf die Seite der Vorzeit. Denn die Bevölkerung hat ſich um die Hälfte vermehrt, die Lebensweiſe iſt ſplendider geworden und die durch Handel und Reiſeluſt erzeugte Fremdenfrequenz über alle Vergleichung geſtiegen.

Die vegetabiliſche Nahrung war unſern Vorfahren ziemlich karg zugemeſſen. Das liebe Brod lieferten die Felder im Friedkreiſe der Stadt, und was hier nicht erhältlich, die Vorrathskammern der Schwaben. Die Gärten waren nur mit gemeinen Küchengewächſen, mit Mangolt und Rüben beſetzt, beſonders aber mit Kohl, dieſem edeln Gewächſe, woraus vermittelſt der Kunſt des Krautſchneidens und der Gährung jenes lieblichſte und wohlriechendſte der ſchweizeriſchen Gerichte, das Sauerkraut, verfertigt wurde, welches von den rieſenhaften Fortſchritten, welche unſere Zeit in Chemie und Mechanik gemacht, zur Stunde noch unüberwunden geblieben. Selbſt des Schultheißen Tafel war zu proſaiſch, als daß ſich der halb poetiſche Spargel auf dieſelbe hätte verirren mögen. Eine wichtige Rolle ſpielten die Feldrüben (Räben), deren jährliches Gedeihen dadurch geſichert wurde, daß man ſie zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten, im Garten, Hanfland oder auf dem Felde pflanzte. Sie wurden eingemacht, um die Gemüſeleere des Winters auszufüllen, und erſchienen während der Hälfte des Jahres entweder in großen Klötzen,

Digitized by Google

„Schnätterlinge“ genannt, oder in Sauerkraut verwandelt, auf den Tiſchen der Bürger Eben ſo mußten Bohnen und Erbſen ſehr häufig das Brod in den Suppen erſetzen, und das Herunterſchlucken einer Brühe in ein knarrendes Maulwerk verwandeln. Beſonders hochgeſchätzt und in Menge gedörrt, wurde das Obſt. In jedem Hauſe ſtand ein gigantiſcher, hölzerner Trog, der einen dürren Schatz, der Kinder Sehnſucht, für die Zukunft aufbewahrte. Noch in der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden gedörrete Pflaumen und Birnen oder Apfelſchnitze in den Abendgeſellſchaften ſogar der Reichen als Confect aufgeſtellt. Der Werth, den man auf das Obſt ſetzte, hatte ſchon frühe die Aufmerkſamkeit von Schultheiß und Rath auf ſich gezogen und zu Verhütung von habſüchtigen Uebergriffen das „Anrißgeſetz“ ins Leben gerufen. Denn das Jahr 1474 berichtet: „Von des Ops wegen haben ſich MGNHerren vereint: Wo Ops ſtat, es ſey in Win- oder Baumgärten, wo das auf den anderen fallt, ſollen ſy ein Stangen durch uff ſtoßen und das ableſen, was hinüber uff den anderen hanget und was da wirt, ſol halb dem Stammen, und das andere Theil dem Anriſer gehören. Und was uff das Anriß riſet, ſol auch deß ſyn, deß das Anriß iſt.“ — Leider haben unſere Alten ihre Gemüſe nur ſo mechaniſch, dem Magen zu Lieb und um des Hungers willen, gegeſſen. Obgleich ſie täglich etwas aus dem Pflanzenreich genoſſen, ſo dachten ſie doch nie daran, weil ſie es nicht wußten, wie durch dieſe Gemüſe ihre Geſundheit untergraben oder erhöht, und wie durch geſchickte Auswahl der Gemüſe, des Obſtes, der Gewürzkräuter u. ſ. w. die langwierigſten Krankheiten oft ſicherer, als durch die koſtbarſten Arzneiſchätze geheilt werden können. Unſerer Alles erforſchenden Zeit war es aufbehalten, auch den Heilkräften der Gemüſe auf die Spur zu kommen. Die Kunſt iſt erfunden, durch geſchickte innere und äußere Anwendung der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, ſo wie der aus ihnen gewonnenen Producte, ohne weitere Arzneien faſt alle Krankheiten zu heilen und im geſunden Zuſtande uns vor allen Krankheiten zu bewahren. Auch die Gemüſe helfen uns, das liebe Leben ſchützen. Dafür aber iſt uns das Geiſtesleben höher aufgeſchraubt. Wir dürfen nicht mehr gedankenlos uns zu Tiſche ſetzen oder ohne diätetiſche Berechnung aus Gemüſeſchüſſeln ſchöpfen.

Digitized by Google

Das Mittelgericht zwiſchen Fleiſch und Gemüſe bildeten Milch und Eier, welche unſere Voreltern in ungemeſſenen Maſſen verzehrten. Von Winterthur durfte man ehemals rühmen, daß es, wenn nicht von Honig, doch von Milch überfließe. Nicht bloß der Kinder Nahrung, auch der Erwachſenen Labung war die Milch, ehe ſie die Beſtimmung erhielt, den apothekerartigen Aufguß des Kaffee zu färben und zu verſüßen. Der Milchvorrath der Stadt war durch der Bürger Viehreichthum geſichert. Dieſen ſtellten anfangs nur eine, nachher zwei und ſeit dem viehreichen Jahr 1528 ſogar drei ſelbſt- und wohlgezogene Heerden vor Augen, welche unter obrigkeitlichen Hütern und Pflegern den Friedkreis und die Wälder der Stadt durchwanderten. Durch dieſe Vorliebe für das Geſchlecht der Kühe hatte unſere Stadt jene köſtliche Milchunabhängigkeit errungen, welche ſie jetzt ſo völlig verloren, daß bei der erſten Stöhrung des Landfriedens jeder Haushalt ſchon am frühen Morgen mit unglaublicher Verwirrung wird dafür büßen müſſen. — An den zerbrechlichen Wundergebilden der Eier fanden unſere Bürger beſondern Geſchmack. Sie ſahen auch an denſelben etwas mehr, als wir. Denn gläubig benützten ſie die Eier zur Heilung der kleinern Leibesbeſchwerden. Darum wurden auch die Hennen mit mehr Zartſinn und Freundlichkeit behandelt. Man geſtattete ihnen den Zutritt in die Wohnzimmer, um die Broſamen aufzuſuchen, die von des Herren Tiſch gefallen. Und mitleidig wurde ihnen im Winter ein Wohnſitz unter dem Küchenherd oder dem Stubenofen angewieſen. Von den eierkündenden Tönen der Hennen wiederhallte die ganze Stadt. Und wenn ſchon Gatzen nicht Singen, ſo fühlte ſich doch kein Ohr dadurch beleidigt. Die Menge der Miſthaufen, welche bis über die Mitte des 18ten Jahrhunderts in den Gaſſen geduldet wurden, bildete ein ergiebiges Feld für der Hennen Würmerſpeiſe, und lieferte den Beweis, wie auch die Obrigkeit indirect dafür zu ſorgen wußte, daß die Bürger eigene Eier haben, die wir, dieſer Fürſorge beraubt, jetzt ſogar vom Auslande beziehen müſſen.

Es gibt Pflanzen und Thiere, welche man faſt welthiſtoriſche nennen darf. Dieß ſind ſolche, welche entweder gleich unmittelbar einzelne wichtige Ereigniſſe hervorgerufen, oder, was am häufigſten der Fall, mittelbar eine Veränderung in Sitte, Lebensart, Politik und Handel ganzer Völker bewirkten.

Digitized by Google

Unter den Thieren ſind Stockfiſch, Hering und Wallfiſch hieher zu rechnen; unter den Pflanzen Thee, Kaffee, Zucker und Kartoffeln zu nennen. Von dem Theedekokt, welchen die Holländer ſpöttiſch Heuwaſſertrank nannten, ehe ſie recht verſchmeckt, was daran iſt, wiſſen wir nicht, welcher unſerer Bürger ihn zuerſt als Arzney verſchluckt, oder als Herzenslabung zu ſich genommen. Ueber dieſes hiſtoriſche Dunkel mag der Neugierige ſich allerdings mit Recht beklagen, — doch nicht bedauern, daß unſern Vorfahren mit dem Thee auch die ſuperfeine, glacehandſchuhige Theebildung ſo lange unbekannt geblieben. An die Stelle des Honigs, der in der Küche der Alten, wie in der des Mittelalters, auch jetzt noch hie und da im Orient, zu ſo vielen Speiſen genommen wurde, trat in neuern Jahrhunderten faſt allgemein das ſüße Salz, der Zucker. Doch iſt dem Honig immer noch eine beſondere Auszeichnung, ein wirklicher Ehrenrang, geblieben. Denn in der höhern, poetiſchen Sprache ſetzen wir lieber Honig als Zucker. Wohl aus keinem andern Grunde, als weil jenes wunderſame Product der geprieſenen Bienen mehr ein Naturerzeugniß und einfacher, und ſchon darum poetiſcher iſt, und bereits in uralter Zeit gewöhnlich und beliebt geweſen. Der Zucker kam Ao 1490 in unſere Nähe. Die Kloſterfrauen zu Töß haben ihn zuerſt gekoſtet. Wer von Winterthur ihn zuerſt nicht nur zu Geſicht, ſondern auch in den Mund bekommen, iſt unbekannt. In unſern bürgerlichen Wohnungen wurde er erſt im Jahr 1653 aufgefunden. In einem Erbſtreite des Herrn Rathsherr Steiner geſchieht nämlich auch dreier Zuckerſtöcke öffentliche Erwähnung. Doch mag der Zucker viel früher im Stillen gebraucht worden ſein, um ſo manche Bitterkeit des Lebens zu verſüßen. — Wie viel mußten aber unſere Alten dadurch entbehren, daß ihnen der aromatiſche Duft des Kaffee ſo lange unbekannt geblieben? Wie viel Sonntägliches und Häuslichfeſtliches hat unſer bürgerliches Leben durch den Mangel an Kaffeegeſellſchaften verloren! Der Kaffee kam erſt um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in einigen Städten der Eidgenoſſenſchaft in Gebrauch. Winterthur erhielt den erſten rohen Ao 1694. Früher war er bloß geröſtet über Holland eingegangen. Höchſt ſparſam getrunken, ſchlich er ſich mehrere Dezennien nur durch einzelne Häuſer, von der allgemeinen Meinung als ein gefährliches Naß verdächtigt und als Toll-

Digitized by Google

waſſer verhöhnt. Durch das Sittenmandat im Jahr 1722 wurden Kaffee, Thee und Chocolade bei öffentlichen Gaſtereien, in den Zuckerläden und andern öffentlichen Gaſthäuſern bei 2 ℔ verboten. Bis zum Jahr 1776 konnten feierliche Mahlzeiten und lange Abendgeſellſchaften beider höchſter Geſchlechter gehalten werden, ohne Kaffeeſatz zu hinterlaſſen. Und jetzt werden mehr Kaffeebohnen verbraucht, als Waizenkörner in unſerm Friedkreiſe wachſen. Aber was haben wir Alles in uns aufgenommen, ſeitdem wir uns von Kaffeebohnen nähren! Die Natur hat wirklich auch im ſtummen Gebiet der Pflanzenwelt ihre Genien und Herolde, welche mit dem Menſchengeiſt ſympathiſiren und ſeine höchſten Entwicklungen vorbedeuten. Der Kaffee iſt ein Märchenerzähler aus Arabien, der die Welt durchwandert bis an die äußerſte Thule, aber doch immer ein Fremdling bleibt. Es löst die Zunge alter Weiber und Jungfrauen, baut Gerüchte und Kartenhäuſer, wunderbar wie Feenthürme von Bagdad unglaublich wie die Sagen aus Tauſend und Einer Nacht. So fördert er das Gedeihen der lebendigen Stadtzeitung, die Macht der öffentlichen Meinung, den Fortſchritt. Nicht nur alte Weiber, auch rechtgläubige Theologen prophezeien oft aus dem Kaffeeſatz, wenn ſie nachtwachend die 5 Ströme des Paradieſes durch den braunen Saft in ihr Gehirn leiten, daß der Lebensbaum aufblüht, und ihr inneres Auge den göttlichen Urſprung von Dogma und Teufel erkennt. Beim ſchwarzen Kaffee werden ſelbſt trockne Philologen geiſtreich und moderne Novelliſten erfinderiſch. Nach der Entdeckung pſychologiſcher Naturforſcher vergeht beim Kaffeetrinken diejenige Zeit, während welcher unverträgliche Ehegenoſſen am wenigſten zanken. Und nur der Kaffee fehlte dem Archimedes, um den bewußten Punkt außer der Erde zu finden. Wie undankbar iſt die Menſchheit, daß ſie ſeinem arabiſchen Entdecker, jenem Kameel, welches zuerſt die geheimnißvolle Bohne kauend, im myſtiſchen Rauſche wie ein verzückter Rabbiner tanzte, noch kein Monument geſetzt hat!

Wohl iſt der W e i n der vielbeſungene Welteroberer, der noch heut, wie Bacchus in alten Tagen, Löwen und Tiger vor ſeinen Triumphwagen ſpannt, der die Herzen erſtürmt, das Siegel von den Lippen des Dichters reißt, und ſelbſt eidgenöſſiſche Brüder für die Einigkeit begeiſtern kann.

Doch mehr als dies iſt und kann die K a r t o f f e l, welche

Digitized by Google

in der jeƷigen Welt das groſse Wort führt und in einem Haushalt die Hauptentſcheidung gibt. Sie iſt Kosmopolit, ſie bedeutet den heutigen Weltgeiſt. Aus dem Vaterlande Waſhington's gebürtig, hat ſie, ſchneller als die Freiheit Amerika's, ſich auf jeder Scholle Europa's heimiſch gemacht und iſt mit der Civiliſation fortgerückt bis an die letzten Marken der chriſtlichen Welt. Ihre Entdeckung hat, wie die Reformation, nicht nur den Völkern, ſondern auch den Königen genützt. Manna in den Hütten der Armuth, läſst die Kartoffel den Erdenwurm nicht verzweifeln, wenn auch Vater Unſer kein tägliches Brod gab. Wie vielen Revolutionen hat eine gute Kartoffelerndte ſchon das Maul geſtopft! Wie wird ſie immer mehr über den hungrigen Volksverſammlungen, dieſen Rebellionen des Magens, beſchwichtigend das Scepter ſchwingen! Was würden alle Doctrinen der Publiciſten, was alle Hofräthe und Miniſter, was alle Orden und Carlsbader Beſchlüſſe nützen, was ſelbſt die vielgeprieſene Ruhe und Ordnungsliebe der Völker — ohne Kartoffeln? Doch wie beklagenswerth, daſs dieſe Gottesgabe durch der Menſchen Unverſtand um ihren reinen Segen verkürzt werden muſste. Denn die Kartoffel hat auch, wie der falſche Kosmopolitismus, ihre moderne Schattenſeite. Was ſie eigentlich über die poetiſche Traube ſtellt, das iſt der unheimliche Geiſt, der ihrem Herzen entquillt, der bläuliche Dämon, — der Fuſel. Branntwein iſt die wahre Lethe. Kaffee weckt die Erinnerung und das bitter quälende Gedächtniſs; Wein die erſtorbene Leidenſchaft und die Begeiſterung; der verſtandraubende Fuſel hingegen wandelt das Bewuſstſein des Guten und Böſen in Stumpfſinn. Fuſel iſt im Stande, ganze Völker von ihrem Geſtern loszureiſsen. Polen und Irland lehren uns das. Fuſel, dieſes entmenſchende Giftwaſſer, wirft den Herren zu ſeinen Sclaven unter den Tiſch, er ſtumpft den Geiſt ab für alles Edle und Schöne und friſst aus dem Menſchen alle Blüthe. Leider vermehrt ſich der Genuſs desſelben immer mehr, je gröſser die Armuth wird, und doch iſt die Armuth gerade dasjenige Uebel im Lande, welches ſichtbar immer gröſser wird. In lernäiſcher Progreſſion wächst der Pauperismus, dieſer Schrecken unſerer Zeit, zu deſſen Beſchwichtigung ein höherer Geiſt als Fuſelgeiſt erforderlich.

Es hängt an den Kartoffeln, ſo bekannt ſie uns ſind,

doch noch viel Unbekanntes und Geheimnißvolles. Bekannt iſt, daß ſie aus Amerika zu uns herübergekommen, aber auf 100 Meilen zu vermag man nicht die Gegend anzugeben, wo die Pflanze zuerſt genommen worden. Man weiß, daß der Kartoffelbau ſchon bei den alten Peruanern zur Zeit der Ynkas in Gebrauch geweſen; aber bis jetzt iſt noch nicht ausgemittelt, wo dieſes damals ſchon zu den Kulturpflanzen gehörige Kraut ſeine eigentliche wilde Heimath hatte. Daß dieſelbe aber nirgends anders geſucht werden könne, als in den Cordilleren, verſteht ſich von ſelbſt. Eben ſo ungewiß iſt man über den Seemann, der die erſten Kartoffeln nach Europa gebracht. Dieſe Ehre wird von Einigen dem Sclavenhändler John Hawkin zuerkannt, der ſie ſchon Ao 1565 nach Irland gebracht haben ſoll. Wenn dieſer Sclavenhändler ihr Ueberbringer iſt, ſo gebührt ihm das Lob, die nützlichſten Sclaven gekauft zu haben, welche je zu finden waren, wenn ſie ſchon ſo ſehr zu Herren ausgeartet, daß wir Alle zu ihren Sclaven geworden. Andere nennen den berühmten Franz Dracke als den, der die erſten Kartoffeln Ao 1486 in England eingeführt. Ebenfalls um dieſe Zeit ſoll, nach einer dritten Meinung, dieſelben herübergeholt haben der unglückliche Walther Raleigh, welcher Ao 1618 auf dem Blutgerüſte die Schärfe des Beiles unterſuchend ſprach: „Es iſt eine ſcharfe Arznei, aber ein ſicheres Mittel gegen alle Uebel.“ Uebrigens hatte ſchon Peter Martyr im Jahr 1511 eine erſte Nachricht von der Pflanze mitgetheilt. Und Ao 1590 hat der bekannte Caſpar Bauhinus (zu Baſel geb. 1560, geſt. 1624) die Kartoffel, welche man zu ſeiner Zeit in Italien um der Knollen willen baute, zum erſten Mal wiſſenſchaftlich unterſucht, und ihr den Namen solanum tuberosum esculentum (knollige eßbare Nachtſchatten) gegeben, den ſie in der Botanik beibehalten. Hätte der gelehrte Mann etwas von der Sehergabe beſeſſen, ſo wäre die Kartoffel kaum unter die Nachtſchatten klaſſificirt worden; ſie hätte wohl ihre Stelle neben der Kaiſerkrone oder den Lebensbalſaminen, Sans-Pareilles und Immortelles gefunden.

Die Erdäpfel, ohne deren Daſein die jetzige ſociale Verbindung ſich auflöſen müßte, hatten Berge von Schwierigkeiten zu überſteigen, bis ſie von Land zu Land ſich einheimiſch machen konnten. So ſehr wir jetzt dieſelben preiſen und ſegnen, eben ſo ſehr redete man ihnen, bevor ſie recht bekannt,

Digitized by Google

alles mögliche Böſe nach. Im 16ten Jahrhundert glaubte das Volk in Frankreich und Deutſchland, daß ſie den Ausſatz erzeugen oder befördern; im 17ten Seculum hielt man ſie für die Urſache damals zahlreich herrſchender Fieber. Endlich griff der Apotheker Parmentier (geb. 1737, geſtorb. 1813) die Vorurtheile Ao 1778 in ſeiner chemiſchen Prüfung des Erdapfels an. Er ging dabei den Erfahrungsweg. Er ſuchte zu zeigen, daß die Knollen der Kartoffel ein ſehr feines Nahrungsmittel wären, und daß dieß Gewächs, weit entfernt den guten Boden auszuſaugen, vielmehr nur eines geringen Bodens bedürfe, um reichen Ertrag zu liefern. Aber wohl wiſſend, daß man dem Volke, zumal bei Erfahrungsgegenſtänden, den Glauben gleichſam in die Hand geben müſſe, glaubte er den letzteren Einwand gegen den Kartoffelbau durch ein ſchlagendes Beiſpiel hinwegräumen zu müſſen. Er ließ ſich daher von der Regierung 54 Morgen des Sandlandes bei Paris anweiſen, von denen einige ſogenanntes völlig todtes oder unfruchtbares Land enthielten. Dieſen trockenen Boden bepflanzte er und — galt für einen Narren. Doch bald gingen die Pflanzen auf. Die Klugen wurden verblüfft. Parmentier ſammelte einige Blüthen in einen Strauß, und überbrachte denſelben in einem feierlichen Aufzuge Ludwig XVI. Der König hatte die Gnade, den Strauß in ſein Knopfloch zu ſtecken. Dieſe müheloſe Operation verſchaffte dem Kartoffelbau den Sieg. Die Hofleute redeten von nichts, als von dem Kartoffelblüthenſtrauß im Knopfloche des Königs, und die Bewohner der Provinzen hatten nichts Eiligeres zu thun, als ſich Kartoffelſaamen von Parmentier zu erbitten. Dieſer verherrlichte das Gelingen ſeines Unternehmens, altverroſtete Vorurtheile zu überwinden, durch ein feierliches Mahl. Zahlreiche Gäſte wurden geladen, ſie aßen mit gleichem Wohlgeſchmack 20 Gerichte, ſie tranken unter den größten Lobeserhebungen die feinſten Weine und Liquöre, und doch beſtand alles, was ſie aßen und tranken, aus nichts als Kartoffelprodukten und Kartoffelextracten. Franz von Neufchâteau wollte daher die Kartoffel gerade dazu Parmentière genannt wiſſen. Hätte er geſiegt, die deutſchen Affen wären den Franzoſen gefolgt, und auch in der Schweiz würden wir ſeit ſo vielen Jahren ſtatt deutſcher Kartoffeln franzöſiſche Parmentières und dieſe vielleicht gar als Pantherthiere eſſen. — Mit welchen Schwierig-

keiten der Kartoffelbau in Preußiſch Pommern zu kämpfen gehabt, iſt in Nettelbecks Lebensbeſchreibung zu leſen. — In einigen Gegenden pflanzte man die Kartoffeln abſichtlich, um ſie von Hirten und gemeinen Leuten ſtehlen zu laſſen; weil man glaubte, geſtohlenes Gut würde den Leuten mehr zuſagen, als geſchenktes. Indeſſen konnte doch erſt nach der großen Hungersnoth 1771 und 1772 die allgemeine Einführung durchgeſetzt werden, da ſich in dieſer da, wo Kartoffeln bereits in größerer Menge angebaut waren, ihr Nutzen aufs glänzendſte bewährt hatte. — Doch ſelbſt das 19te Jahrhundert friſtete den Kartoffelfeinden das Leben. Der Dichter Heinrich von Wildungen behauptete mit vieler Beſtimmtheit: „Daß durch den Genuß der Kartoffeln der menſchliche Verſtand leide;“ auch war niemand im Stande, den vielſeitig gebildeten Mann in ſeiner Ueberzeugung wankend zu machen Man reicht ihm Ao 1822 einen Kartoffelkuchen, der das Anſehen von Bisquit hatte. Er ißt mit Appetit. Als er gehört, was er gegeſſen, ſpringt er freudig auf und ruft: „Nun ſehen Sie, meine Herren und Damen! meine Behauptung ſteht auf feſtem Boden. Denn kaum habe ich Kartoffeln genoſſen, als ich auch ſchon nicht mehr weiß, was ich gegeſſen habe!“

In Winterthur wurden die Kartoffeln im Jahr 1735 zum erſten Mal geſehen, und zwar die jetzt ſo beliebte Gattung der rothen Nierenkartoffeln. Sie waren auf frommem Weg gekommen. Ein Pietiſten-Lehrer hatte etliche Stücke von Frankfurt gebracht, und als ſeltene Pflanzen in dem Hauſe ſeiner Freundinn, Frau Oberſtrichter Troll zum Wilhelm Tell, zurückgelaſſen. Die Blumenfreundinn pflanzte das neue Gewächs in ihrem Gartenhaus zum Jacobsbrunnen. Mehrere Jahre geſchah es nur um der Blüthen willen Da ging immer ſicherere Nachricht ein, daß an andern Orten die Knollen gegeſſen werden. Der Verſuch wird auch gewagt. Man findet den Geſchmack der Frucht allzuherbe. Dieſe herbe Eigenſchaft haftete anfangs wirklich an der ihrem Naturzuſtand entnommenen Frucht und hat ihre Empfehlung ſehr gehindert. Die dankbaren Hände der Europäer haben durch Kunſt und Pflege die Pflanze ſehr veredelt. Unſere Kartoffel iſt viel wohlſchmeckender als die amerikaniſche. Bereits fängt man an, auch das Mutterland davon in Kenntniß und Genuß zu ſetzen. Denn von Hanſeatiſchen Schiffen werden in Körben verpackte Kar-

Digitized by Google

toffeln nach den amerikaniſchen Küſten geführt, wo ſie wegen ihres vorzüglichen Geſchmackes begierige Käufer finden. — Der anfänglich herbe Geſchmack der Kartoffeln hatte auch bei uns den Glauben beſtärkt, die Frucht ſey nicht zu der Menſchen Nahrung beſtimmt. So bleiben ſie noch einige Zeit bloß Gartenpflanze. Allmählig kamen die immer häufiger werdenden Knollen in naſchhafter Kinder Hände. Dieſe begriffen bald die Kunſt, die Neulinge entweder durch Waſſer weich zu machen oder im Feuer zu braten. Ihrem Geſchmack ſagt die Frucht vortrefflich zu. So wurden die Kartoffeln zuerſt der Kinder Sehnſucht und Freude. Aber das Verſpeiſen mußte bei den meiſten als verbotene Frucht im Verborgenen geſchehn. Noch im sechsten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts bekamen unſere Rathsherrenſöhnchen häufig Schläge, daß ſie eine Speiſe in ſich aufgenommen, welche nur für die Schweine, und höchſtens für die armen Bürger tauge. Die Hungerjahre 1770—1772 weckten edlere Begriffe. Der Magiſtrat beförderte ſelbſt den Erdäpfelbau. Schultheiß Sulzer ſchlägt vor, den armen Bürgern, die keine Güter beſitzen, die Rütenen beim Limperg und andern urbaren Boden zur Erdäpfelpflanzung auszuleihen. Es werden 10 Jucharten auserſehen. In dieſelben theilen ſich 70 Bürger durch das Loos. Im Dec. 1770 verſprechen Schultheiß und Rath den Inhabern, wenn Erdäpfel zu bekommen, etwa 7 Mütt unentgeldlich zum Pflanzen auszutheilen. Hieraus erwuchs die erſte Kartoffelerndte und ein neues Einkommen für die Stadt. Denn das Jahr 1771 brachte wegen des Zehenden von den in hieſigem Revier gepflanzten Erdäpfeln die Erkanntniß: „Daß ſelbiger aller Orten, die Krautgärten ausgenommen, gefordert und eingezogen werden ſolle. Und wenn bekannt, wie viel Erdäpfel das Spitalamt von dieſem Zehenden eingeſammelt, erſt dann ſoll in Ueberlegung genommen werden, ob und was für ein Vorrath von dieſer Frucht für die Bürgerſchaft anzuſchaffen.“ — Auch an den Orten, wo der Magiſtrat liegende Gründe hatte, empfahl er die Cultur dieſer neuen Frucht. So wurden um dieſe Zeit in den Pünten zu Gundetſchwyl viel Erdäpfel gepflanzt; auch etwas auf offner Zelg; wovon man den Zehenten nahm.

Die Einführung der Kartoffelpflanzung bildet ein Ereigniß, das tief eingreift in die Oekonomie jedes Landes, jedes Dorfes und Hauſes. Zu ſegnen iſt das Andenken des Man-

Digitized by Google

nes, welcher uns eine Frucht gebracht, welche die Grundſäule unſerer leiblichen Exiſtenz geworden, und welche bei Königen und Bettlern in gleicher Ehre ſteht. Sind wir nicht im Stande, dem Wohlthäter eine Ehrenſäule errichten zu laſſen, ſo ſollten wir wenigſtens ſeinen Namen mit glänzender Farbe in den Hauskalender ſchreiben. Jedes Dorf ſollte den Zeitpunkt ermitteln, da es zuerſt in den Beſitz und zum Genuß der Kartoffel gekommen, und — jubilieren. Dazu iſt bereits das Beiſpiel gegeben. Denn Ao 1840 wurde in Machern bei Leipzig von friedlichen, auf der Höhe des Jahrhunderts ſtehenden Oeconomen ein Kartoffeljubiläum begangen. Im Jahr 1843 aber wurde dem Einführer der Kartoffeln in Frankreich, Parmentier, in der Stadt Montdidier, im Sommedepartement, eine eherne Bildſäule errichtet. Und Louis Philipp, eingedenk, daß Ludwig XVI zu jenem geſagt hatte: „Frankreich wird es Ihnen eines Tages danken, daß Sie das Brod der Armen erfunden haben", ſetzte ſeinen Namen zu oberſt auf die Subſcriptionsliſte. So hat die Kartoffeldankbarkeit bei den leichtſinnigen Franzoſen zuerſt den Durchbruch gefunden.

Wegen der Zubereitung der Fleiſchſpeiſen und ſo vielartiger vegetabiliſcher Subſtanzen trugen unſere Frauen und Töchter nicht immer die Küchenſchürze. Die meiſte Zeit waren ſie mit etwas Anderem geziert. Denn, wie jetzt noch, litten ſie ſtark und viel an der liebenswürdigſten aller Krankheiten, an der Eitelkeit. Und die unſchuldigſte Art der Eitelkeit iſt gewiß die, durch welche das weibliche Geſchlecht zu gefallen ſucht. Pockels hat ganz recht, wenn er ſagt: Für das Weib iſt die Bemühung zu gefallen eine Art von Pflicht, weil ſie durch die eigene Schönheit des Körpers und durch die Nothwendigkeit unſere Liebe zu erregen, ſelbſt unwillkührlich, darauf hingeleitet wird. Durch jene Bemühung ſoll ſie, nach der Regel der Natur, zu erkennen geben, welchen Werth ſie auf den Beſitz eines Mannes und die Kunſt ſelbſt legt, dieſen Beſitz zu erlangen oder zu bewahren. Wer dieſe Anlangen aus dem Herzen des Weibes wegraiſonniren will, legt ein ſchlechtes Zeugniß von ſeiner Menſchenkenntniß ab, weil er etwas tadelt, was zum Weſen des Weibes ſelbſt gehört, und, wenn es nicht übertrieben wird, eine Liebenswürdigkeit des andern Geſchlechtes ausmacht. Nehmt dieſe Eigenſchaft dem Weibe, und ſie wird gewiß einen großen Theil ihrer körperlichen und geiſtigen Reize

Digitized by Google

für uns verlieren. Sie wird ſich der Unreinlichkeit und einem verdorbenen Geſchmack überlaſſen, ſie wird aufhören ihre Naturtalente zu bilden und ihre Schönheit zu achten, ſie wird aufhören Weib zu ſein.

Die Luſt, mit der Schönheit zu glänzen, iſt allen Frauen eigen, aber beſonders denen, deren Formen hübſcher ſind als die Geſichtszüge. Verläßt die Eitelkeit den Stand der Unſchuld, ſo betritt ſie das Gebiet der Moden und verſinkt in den Strudel der Putzſucht. Man kann den Putz der modiſchen Welt in ſeinen Abſtufungen mit der Flora eines mächtigen Gebirgsſtockes vergleichen und zeigen, daß die wenigſten Stände mit der natürlichen Vegetation ihrer Region zufrieden ſind, ſondern ſich im Äußern um jeden Preis das Anſehen größerer Fülle und Ueppigkeit zu geben ſuchen. Dieſer faſt Alle beſeelende Wetteifer im Dienſte des Luxus und der Mode erſcheint aber als ein Kampf mit der Natur, welcher, ernſtlich und umfaſſend geführt, die meiſten zu ſehr erſchöpfen müßte, und ſo beſchränken ſie ſich für den oſtenſiblen Theil des Putzes auf die künſtliche Blumenzucht. Man wendet den beſten Dünger auf das Treiben von Hüten, Shawls und modiſchen Zeugen. Und Frauenzimmer, deren ſonntägliches oder überhaupt öffentliches Auftreten mit ihrem Habit am Werktag oder im Familienkreiſe in auffallendem Widerſpruch ſteht, gleichen einem Tannengehölze oder Hanfacker, aus dem man unmittelbar in ein Treibhaus tritt, wo die Kinder einer wärmeren Zone, Cactus und Mimoſen, hinter Scheiben kränkeln. Unter dieſen Umſtänden muß nicht ſelten die Blumiſtik dem Ackerbau Eintrag thun Ueber dem Putz, den man haben will, leidet der Stoff, den man haben muß, und der Anſtand, den man ſich geben möchte, verderbt gar oft den, welchen man hat.

Das Reich der Mode iſt Tyranney und Thorheit, welchem noch keine Zeit entgangen. Daher die ſich immer erneuernden Klagen. Schlagt alle Tyrannen todt, die ärgſte Tyranney bleibt doch, die Mode, und beherrſcht euch, im freien Amerika wie im abſolutiſtiſchen Europa. Auch unſere Vorfahren haben ſich unter ihrem Zcepter gebogen und dadurch allerlei Vorwürfe zugezogen. Pfarrer Schwerter klagt über den Ao 1600 herrſchenden Luxus und Kleiderpracht folgendermaßen: „Es iſt bei den Alten keine ſolche Koſtlichkeit in Häuſern und Veſtungen (Schlöſſern) geweſen, wie heutiges Tags

vor Augen, da die Pracht aufs Höchſte geſtiegen; da alle Gebäuw und Gmach zum zierlichſten vertäflet, vergibſet, gemalet und gefirnißt ſein müßen. Ich acht', es werde bald dahin kommen, daß man ſie verſilberet und vergüldet. Thund eben, als ob ſie ihnen ewige Wohnungen hie in dieſer wilden Welt bereiten wölten. Die Geſellen bedürfen fürwar, daß ſie den Propheten Amos und andere einmal recht ſtudieren und ja gedenken, daß Mauren, Schlöſſer, Bollwerk, getäfelte, gemalte Sachen nit für alles Unglück gut. — Und wie der Uebermut im Geboüw der Schlöſſer und Häuſer, alſo iſt auch die Hoffart, Koſtlichkeit und Pracht in Kleidern. Dann, hilf Gott, wer kann doch die Viele der neüwen und vor der Zeit unerhörter Bräuchen, mancherlei Kleidung halb, gnugſam erzellen? Der eine iſt oben aus Sammet, Purpur und Scharlach; der ander iſt underhar Syde und aufs hinderſt zerſchnitten, zerfetzt und zerlumpet. Der dritte hat die Spitzhoſen etwan weit, etwan gebriſen und fug. So gath diß auch zu mit mancherlei Farben, wie bei den Fantaſten in der Faſtnacht. Hiemit wir unſere wilde, rauwe, franzöſiſche, italiäniſche und ſpaniſche Herzen und Gemüetter zu verſtan gebent. Kurz mit dieſen Mummereyen und Verkleidungen iſt es dahin kommen, daß man ſchier nit weißt, wer Biſchoff oder Bader, Frouw oder Mätz, Knecht oder Junkher iſt."

Bis zum Jahr 1769 hatte ſich die Sache nicht gebeſſert. Denn einer unſerer Mitbürger ſchreibt: „Es ſcheint, die Hoffart ſey in unſern Tagen ziemlich hoch geſtiegen Der Adel zu Bern verlängerte Ao 1470 nur die Schuh mit eines Fingers langen Spitzen. Jetzt verlängern Bürgerstöchter ihren Kopfputz ſo, daß kleine Kinder oder halberwachſene Töchter einen Kopf, beinahe einer halben Elle lang, bekommen, vermittelſt ihrer Doupés und Egrettes, daß ſie fliegen zu wollen ſcheinen, da hingegen die andern Spitzen ſich nur der Erde nach ausbreiteten. Ausgenommen wenn das Demuth iſt bei den Töchtern zu Winterthur, daß halbellige Manschettes an ihren Armen herabhängen. Denn was die Schwänz an den Kleidern betrifft, ſo ſind ſelbige vor 300 Jahren und jetzt ungefehr gleich."

Im Allgemeinen hatte das Modeweſen der alten Zeit gewiſſe Vorzüge vor dem der jetzigen. Es war nicht ſo e i n f ö r m i g. Die ſchönen Frauen und die zierlichen Männer er-

Digitized by Google

ſchienen nicht überall, wie Soldaten eines und desſelben Regimentes, nach demſelben Modeſchnitt gekleidet, dem die Scheeren der Pariſer Schneider Geſetzeskraft verliehen. — Eben ſo ſtand die Mode gleichſam im Widerſpruch mit ihrer innern Natur und war ſtabil. Jetzt iſt der Genius der Moden bekanntlich ein Weſen, das im Sommer ſeinen Winterſchlaf hält. Mit den erſten Herbſtnebeln aber reibt er ſich die Augen und beſinnt ſich des Neuen. Dann kommt bald die Stunde einer Wundergeburt. — Der Uebergang vom aufrichtigen Winter zum entſcheidenden Frühling bildet immer eine unangenehme kritiſche Periode in unſerm Modeleben. Unſere Alten wußten nichts von Kleiderveränderung. Ihre Kleider galten für alle Jahrszeiten gerecht. Niemand empfand davon Druck oder Aerger. — Beſonders aber tritt die Mode der Alten als ariſtokratiſch hervor. Die tonangebende Welt legte es ſichtbar darauf an, die Dilettanten im Reſpect zu erhalten und ihnen das Copiren zu entleiden. Dazu ergriff ſie das beſte Mittel. Sie ſuchte die Eleganz weniger im ewig wiederholten launiſchen Wechſel des Schnittes, als in der Solidität und Koſtbarkeit der Stoffe und Beiwerke. Sie legte weniger Gewicht auf dieſe oder jene Form, mit der ſich Jede für das flüchtige Auge faſhionabel maskiren kann, als auf die verſchwenderiſche Fülle deſſen, wofür es kein plauſibles Surrogat gibt. Eine Hauptrolle in dieſem ariſtokratiſchen Syſtem ſpielte ein Stoff, der von jeher ſehr hoch gehalten worden, nämlich — die Spitzen. Die Kleider von Brocat und façonnirtem Sammet zu vollem Anzug mußten ſehr reich mit Spitzen und dazu mit Blumen, namentlich Sammetblumen, beſetzt ſein. — Bemerkenswerth iſt auch der Luxus im Weißzeug, den Alle trieben, die zur vornehmen Welt gehören wollten. Eine verſchwenderiſche Bequemlichkeit, die ſich auf unſere Zeit fortgeerbt, ſo daß zu einem unterſcheidenden Merkmal des Ortes geworden, nicht bloß bei den Reichen, ſondern in dem Hauſe jedes Wohlhabenden eine ungezählte Maſſe von Weißzeuge aufgehäuft zu finden. — Einzelne wurden in ihrer Richtung auf Pracht und Luxus ſogar von einer Laune vornehmer Selbſtachtung ergriffen. Bei dieſen trat eine einwärtsdringende Eleganz hervor. Sie ließen nämlich die Verſchwendung einwärts zu Regionen dringen, wohin nie ein profanes Auge reicht, und auf dieſem Gebiete blieben ſie vor dem Neide des Dilettantismus vollkommen

ſicher. Le linge le plus grave, wie ſich die närriſchen Franzoſen ausdrücken, d. h. Nachthembden, Nachtkamiſole, Schlafhauben und Unterröcke wurden mit ſelbſtgemachten oder gekauften Spitzen, oft höchſt anſpruchsvoll, beſetzt. Dieß mag Manchem vorkommen, wie wenn einer ſein Ordensband auf dem Schlafrocke tragen wollte. Asmus ſagt aber, der rechte Ritter trage ſein Ritterkreuz auf der bloßen Bruſt. Wie mit der wahren Ritterlichkeit, ſo mag es ſich auch mit der echten Eleganz verhalten: Es kommt nicht darauf an, ob oder wo man das äußere Abzeichen trägt, ſondern wie.

Nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts drang die Mode in volleſter Entartung, entſtellend und verkrüppelnd, aus Frankreich ein. Dennoch galt es für ſchön. Denn Alles, was lächerlich iſt, macht in der Mode eine Zeitlang Glück. Sie iſt im Gefallen die einzig glückliche. Jetzt ſah man einhergehen auf Abſatzſchuhen, mit Reifrock und Poſchen, mit hochaufgebautem, wohlgepudertem Kopfputz, worauf ein Hütchen thronte, das nicht gegen die Sonne ſchützte, mit Schönheitspfläſterchen und dem großen majeſtätiſchen Fächer. Die unleidenlichen Schachteln für den jugendlichen Bruſtkaſten, die Corſetten, wurden erfunden. Als nothwendige Folge davon traten viele Mädchen auf, denen durch Verſchiebung der Rückenwirbel das eine Schulterblatt zu hoch ſaß, oder die, wie man jetzt in Wien ſagt, „einen kleinen Verdruß" hatten. Unter dem ſchönen Geſchlechte mehrte ſich auffallend die Zahl der Verdrüßlichen. Die Puderfriſur mit Zopf und Haarbeutel, ihrem Urſprung nach eine ſoldatiſche Vereinfachung, wurde eine neue Modethorheit und eine ſchlimmere Plage als die Perücke, welche allmählig weichen mußte. Denn jetzt war der Kopf ſelbſt der Perückenſtock, auf dem oft ſtundenlang, und oft mehrmals am Tage, das Haar gezerrt, tapirt, geſalbt, geſchnürt und beſtaubt wurde. Man möchte meinen, die ſpöttiſche Skepſis jener Zeit und ihre galante, tändelnde, frivole Poeſie, jene ganze, aus Materialität und Spiritualität ſeltſam gemiſchte, nach Pomade duftende Literatur, ſei vornehmlich in den Stunden empfangen worden, wo das Haupt von Kamm und Puderquaſte ſanft geſchwungen wurde. Das männliche Négligé bezeichnete man damals vortrefflich mit dem Ausdruck „en chenille," als Raupenzuſtand. In loſen ungepuderten Haaren oder auch mit einer nonchalanten Perücke be-

deckt, kroch die Raupe Morgens umher. Gegen Mittag ſpann ſie ſich unter den Händen eines Friſeurs ein und ging aus denſelben als glänzender Schmetterling hervor, mit zierlichen Flügeln voll ſchneeweißen Blüthenſtaubes und mit einem Schwanz von glänzendem Taffet.

Perücke, Zopf und Haarbeutel ſind drey Erſcheinungen, welche erſt in unſerm Zeitalter aus dem modiſchen Paradies der Männer verſchwunden Sie haben ſo große Freude und Zierde bereitet, daß die Dankbarkeit gebietet, das Andenken an ihren verhängnißvollen Untergang zu erhalten, bis der Kreislauf der Dinge ſie wieder ins Daſeyn rufen wird. Die Zöpfe, dieſe niedlichen und barocken Repräſentanten aller militairiſchen, adminiſtrativen und geſellſchaftlichen Steifigkeiten des 18. Jahrhunderts, waren eine Erfindung Friedrich Wilhelms I. Drey Gründe hatten ihn auf die Idee der Zöpfe geführt. Vor allem die bei einem neuen König erklärliche Neigung, das Syſtem ſeiner Vorfahren, wenn auch nur das Haarputzſyſtem, zu ändern oder gänzlich umzuſtürzen; dann die Abneigung gegen allen Prunk und Schwulſt, der zur Zeit ſeiner Vorfahren bei feierlichen Gelegenheiten auch in ungeheuern Perücken geſucht wurde, und endlich ſeine an Geiz gränzende Sparſamkeit. Denn um das Jahr 1680 gab es Perücken, welche oft bis auf die Mitte des Rückens herabreichten, deren Lockenfülle viele Pfunde wog und bis auf 100 Thaler koſtete. Dieſe theuern Wulſte führte Friedrich Wilhelm I. auf den minder koſtſpieligen Zopf zurück, und verſchaffte dadurch, ohne es zu ahnen, Preußen im europäiſchen Staatenverbande ein entſchiedenes Uebergewicht. Denn über die ganze civiliſirte Welt verbreitete ſich der preußiſche Militairzopf. Eine Wundererſcheinung. Iſt es doch hier, wo wir in der Geſchichte der Trachten zum erſten Mal deutſchen Gedanken und deutſchem Einfluße begegnen Die neue Aera begann mit den ſogenannten preußiſchen Schwanzducaten, welche im Jahr 1718 geſchlagen wurden und den erfinderiſchen König mit dem Zopfe zeigten. Bald bemächtigten ſich die Franzoſen des preußiſchen Zopfes. Damit war ſein Glück gemacht. Doch der erfinderiſche franzöſiſche Genius geſtaltete ihn zu dem phantaſtiſchen Haarbeutel um, dieſem geflügelten Boten der Rococogalanterie im Zuſtand ihrer höchſten Entwicklung. Der franzöſiſchen Revolution, welche überall und in Allem den alten Zuſtand der Dinge auf-

gehoben, gelang es nach etwa 12jährigem Kampfe (worin gerade die Franzoſen am längſten Widerſtand geleiſtet), allen Männern die Haare abzuſchneiden. So ſind auch wir, am Kopfe erleichtert und verkürzt, ins 19. Jahrhundert übergetreten, und alle unſere Haarbeutel und Zöpfe zu Boden geſunken. Zöpfe ſind keine andern übrig geblieben, als die, welche wir ſeit den dreißiger Jahren zum Schimpfe jedem politiſch Bedächtlichen oder Andersgeſinnten anhängen, wenn wir nicht gar ſofort ſeine ganze Perſon in einen Zopf verwandeln. Was Veranlaſſung geben kann, daß die Zöpfe in Natura ſchneller wieder bei uns einkehren, als wir denken.

Es iſt nicht zu leugnen, daß unſere Vorfahren bei ihren Perücken den natürlichen Geſichtspunkt einer möglichſt täuſchenden Nachahmung ganz verlaſſen. Darum wurden dieſelben nicht bloß als ein Erſatzmittel des mangelnden Kopfhaares, ſondern auch als ein Kleidungsſtück von ſolchen getragen, welchen die Natur einen genügenden Haarwuchs nicht verſagt. Unſer Zeitalter, in welchem wir gelernt, einander beſtändig in den Haaren zu liegen, hat uns in der Haarbehandlung zur Vollkommenheit gebracht. Namentlich ſind wir im Fach der Perücken zu der einzig vernünftigen Anwendung zurückgekehrt. Wir tragen ſie nur noch aus Eitelkeit, oder wenn geſundheitliche Rückſichten uns zwingen, den Mangel des natürlichen Haares zu verſtecken oder dem kahlen Kopfe eine vor Erkältung ſchützende Decke zu bieten. Unſere entlehnte Haarbekleidung iſt ſo naturgetreu dem kurzverſchnittenen eigenen Haare nachgebildet, daß nur noch die kleinen Locken vorn oder an den Seiten unwillkommenen Verdacht erregen oder gar Verrath üben.

Für Männer aus guten bürgerlichen Familien war früher der Schnitt der jetzigen Hofkleider der gewöhnliche. Man kann alſo ſagen, daß damals Könige und Fürſten in Schaaren durch unſere Gaſſen wanderten. Röcke, mit thalergroßen Knöpfen, wurden von allen Farben getragen, ſogar weiße mit reichen Stickereien in Gold oder bunter Seide, auch wohl dunkelfarbige Sammtröcke, dazu paſſende geſtickte Westen und ſeidene Unterkleider; Manſchetten und Jabots von Brüßler Spitzen waren im Putz unerläßlich; der Degen durfte nicht fehlen. Solche theure Kleider hatten aber einen beneidenswerthen Vorzug. Sie hielten nämlich für das ganze Leben,

Digitized by Google

ſelbſt noch für Kinder und Kindeskinder. Es herrſchte das eiſerne Zeitalter der Kleiderſtoffe, zu welchem unſere aus Baumwollen und Seidenfaden gewobenen Tage, ſo fein und denkend ſie ſind, ſich nicht mehr zu erheben vermögen. Ein ordentlicher alter Bürger wandelte in ſeinem dritten Rocke. Der erſte hatte ihm von der Confirmation bis zur Verheirathung, und der zweite von da an bis zur Taufe des erſten Enkels gedient. Der Zopf galt, wie beim Militair ſo auch beim Bürgerſtand, als nothwendige Zugabe des Haarputzes. Die Perücken verſchwanden allmählig bei den jungen Elegants, die dafür ihr eigenes gepudertes Haar en Aile de Pigeon friſirt trugen. Stiefel wurden nur bei übelm Wetter und zu Pferde getragen. Selbſt die älteſten Männer gingen täglich in Schuhen und Strümpfen einher. Nur Wenige, welche die weite Welt geſeh'n und den Krieg geſchmeckt, folgten Friedrichs II. Beiſpiel und erſchienen faſt immer in Stiefeln. Dieſe Gewohnheit dauerte bis in die franzöſiſche Revolution hinein. Und wohlgewachſene Männer nahmen ſich in dieſem Anzuge recht ſtattlich aus, wie uns die Bilder unſerer Großväter zeigen.

Der Anzug der Frauen und Mädchen hingegen ſchien recht darauf berechnet, eine ſchöne, zierliche Geſtalt bis zum Unkenntlichen zu entſtellen. Eine Dame in jener Zeit war ein wandelndes Räthſel, von der Spitze des kleinen, mit Flittern geſtickten Atlasſchuhes, welchen blitzende Steinſchnallen noch verherrlichten, bis zu den Wipfeln des hochaufgethürmten, mit wallenden Federn beſteckten Haarſchmuckes, wie ihn die Königin Maria Antoinette in Paris zuerſt getragen. Ein ſolcher Putz mußte den ganzen Tag über beobachtet werden, weil jeder Luftzug, jede zu raſche Bewegung des Kopfes dem zarten Puderreif den Untergang drohte. Der zärtlichſte Liebhaber konnte nicht einmal über die Farbe der Haare ſeiner Schönen zu einiger Gewißheit gelangen, weil der damals übliche bräunliche Puder á la maréchalle die Brünette der Blondine ganz gleich machte. Die weſpenartig zuſammengeſchnürte Taille aber, der in unbegreifliche Breite ausgehende Reifrock, darüber das ſchwere ſeidene Kleid mit langer Schleppe, das bauſchende, mehr und minder offene und bis an die Wangen hinaufgehende Halstuch (von den Franzoſen ſehr bezeichnend le menteur genannt), die bis an die Ellenbogen rei-

Digitized by Google

chenden Aermel, das wohlgeſchminkte Antlitz, die auf demſelben verbreiteten ſchwarzen, winzig kleinen halben Monde, Sternchen und Herzchen; — dieß Alles gab eine Form, aus welcher kein ſterbliches Auge die wahre Geſtalt herauszufinden vermochte. Und dennoch galt dieß Alles für ſchön, weil ihm die Mode den Stempel der Schönheit aufgedrückt.

Frankreichs Staatsrevolution erzeugte bei uns auch eine Kleiderrevolution. Die franzöſiſchen Soldaten brachten Ao 1798 zuerſt weitere, einfachere, bequemere Kleider ins Land. Unſere Bürger fanden bald daran Gefallen und zwangen die Schneider, ſie in die neue Form zu ſtecken. Auch die Frauen machten ſich von den Feſſeln der ſchwerfälligen Kleidung aus Ludwig XV Zeiten los und ahmten die Neufranzöſinnen nach, welche einfachere Kleider liebten, freilich aber auch bald in das Extrem verfielen, die altgriechiſche Kleidung nachzuäffen, was nicht ohne Nachahmung blieb. Jetzt lachen wir oft über die excentriſchen Moden das 18 Jahrhunderts, über Reifrock, Puder und Haarputz, über Allongeperücken und Vertugadins. Aber ſind die neuen Moden der Herren und Frauen vernünftiger? Es dürfte hie und da ein Zweifel geſtattet ſeyn. Sicher aber ſind die Herrencoſtume etwas widerlich und wenig ſchön.

Das 19. Jahrhundert aber hat das Verdienſt, alle Abſtände verkürzt und auch allen Unterſchied in Anzug und körperlichem Putz ſchnell aufgehoben zu haben. Der Rock läßt nur ſelten noch Rang und Stand erkennen. Denn in dem Maße, wie die Landestrachten, ſind die Standestrachten verſchwunden. Wer in knabenhaft eitelm Unterfangen durch Kleiderordnungen und Uniformirung die frühere Abſonderung der Stände und die ſogenannte alte Zeit zurückzuführen wähnte, der möchte eben ſo leicht ſich ſelbſt zu verjüngen hoffen, wenn ihm nur den erwachſenen Körper in die längſt abgelegten Kinderkleider wieder einzuzwängen gelänge. Die Weltherrſchaft einer wechſelnden, aber für Alle gleichern Mode hat begonnen, ſo daß ſich der Aermere und Niedere dem Reichern und Höhern auch darin zur Seite zu ſtellen ſucht Herrſcht doch in den niedern Klaſſen bei ſo Vielen der Irrthum, daß ſie ſich zu adeln glauben, wenn ſie es im Äußern dem Höhern gleich thun. In Nordamerika ſehen es die Dienſtboten bereits für ein Recht an, ihre Bälle und Geſellſchaften in den Kleidern ihrer Herrſchaft beſuchen zu dürfen; in Europa iſt es der

Sache nach kaum anders, und bei uns auf gutem Wege, auch ſo zu werden.

Endlich darf nicht unbemerkt bleiben, daß im wandelbaren Reiche der Moden die Farbe der Trauer bei uns ſtets die freudigſte Anerkennung gefunden, und daß zu ihrer Abänderung nie kein Verſuch gemacht worden. Ein gewiſſes äſthetiſches Gefühl ſcheint unſere Generationen ſeit mehreren Jahrhunderten geleitet zu haben. Wirklich ſteht die ſchwarze Kleidung ſchönen, beſonders blühenden Geſichtern bei einem ſchlanken, fein geſchweiften Wuchſe in Freud und Leid allerliebſt. Selbſt den minder von der Natur Begünſtigten gibt ſie, mit Geſchmack behandelt, ein ziemlich vortheilhaftes Ausſehen. Nur die Blaſſen und zugleich Hagern werden durch ſie einigermaßen daguerrotypiſch finſter. Jungen, eleganten Männern verleiht ſie ebenfalls mehr Würde und Auszeichnung, und die rothen Wangen ſchicken ſich trefflich zu dem dunklen Rock.

Die Beſchäftigung mit dem Kleiderputz war nicht unſerer Vorfahren einzige Freude. Sie genoſſen nebenbei noch manche kartoffelvergnügte Stunde. Zwar blieben unſere Großväter und Großmütter noch ſehr viel zu Hauſe. Sie folgten dem Spruche des alten Weiſen: Wohl lebt, wer in der Stille lebt. Sie glaubten, was Asmus ſagt: Die dauerhafteſte Freude iſt, die man zu Hauſe findet. Sie führten darum mit wonnigem Gefühl das Sprüchwort im Munde: Oſt, Süd und Weſten, daheim iſt's am beſten. Morgenbeſuche und Morgenſpaziergänge waren etwas durchaus Ungewöhnliches. Die Männer ſah man nur auf ihren Berufswegen, Frauen und Jungfrauen in den Morgenſtunden nur auf dem Weg zur Kirche oder aus derſelben. Zur traulichen Unterhaltung mit den Nachbarn lud die Holzbank vor dem Hauſe ein. Auf dieſer wurden die Angelegenheiten der Frauenwelt, die Vorfallenheiten in Stadt und Haus mit anerborner Zungenfertigkeit verhandelt. Hier tronte Publicus hieſiger Stadt, der wie jeder andere nur allzugern junges Volk zuſammen — und altes aus einander klatſcht. Und weil die Frauen, unter dem verſtellten Fingerwerk des Strumpf- und Handſchuhſtrickens oder des Spitzenklöppelns, oft ſtundenlang plauderſelig einander an den Lippen hingen, ſo empfingen dieſe Verſammlungen auf der Hausbank den Namen „Hängeten“, welches Wort ſich bis zur Stunde in unſerer Sprache erhalten hat und immer noch klatſchreiche Gedanken

weckt. Die Beſchwerde der Klatſcherei, welche an unſern Hängeten hängen blieb, iſt aber allgemein. Sonſt hätte nicht jüngſt noch ein Menſchenfreund die Preisaufgabe geſtellt, wie der Klatſcherei in kleinen Städten abzuhelfen ſei? und einer Abhandlung, welche eine freiwillige geheime Polizei als unfehlbares Gegenmittel vorſchlug, den Preis zuerkannt. Allein dieß war eitle Geldverſchwendung, in Unwiſſenheit gemacht. Iſt uns doch über die heilſamen Wirkungen des Klatſchens und Schwatzens ein Reich von Geheimniſſen aufgedeckt worden. Ein Arzt hat jetzt den Grund ausfindig gemacht, warum die Frauen im Durchſchnitt länger leben, als die Männer. Einzig darum, weil ſie mehr reden. Sehr viele Krankheiten, ſagt er, entſtehen aus Schwäche der Lunge, und dieſe wird durch den Gebrauch des Sprachorgans gehoben Dadurch iſt das ſüße und bittere Geſchwätz und Geplauder zur erſten Lebensregel erhoben. Und jeder, der ſeiner Frau den Mund verböte, würde ſich eines indirecten Mordes ſchuldig machen Zur Beförderung der Lebensdauer haben auch unſere Männer ſeit den dreißiger Jahren ihre Lungen in ungewohnte Thätigkeit geſetzt. Und die in unſerer Sittengeſchichte ſo auffallende Erſcheinung, daß das männliche Geſchlecht ſeit kurzem ſo weibiſch plauderhaft geworden, wird ſich bei der zürnenden Nachwelt durch den zungenſchwingenden Trieb der Selbſterhaltung rechtfertigen müſſen.

Die Viſiten, dieſe Repetirſchulen des Tauſendmaleinundebendesſelben, waren nicht unbekannt. Durch lange Vorbereitung und feſte Formen wurden dieſelben zu drückendem Bewußtſein gebracht. Gleichwohl ſcheute man nichts mehr, als Bekannten, ſogar Freunden, ſich und ſein Haus anders als im vollſten Putze zu zeigen. Ein unerwarteter Beſuch, der den Mann im Schlafrock und unfriſirt, die Hausfrau im Hauskleid, und die Töchter bei häuslichen Beſchäftigungen überraſchte, erregte gewöhnlich eben ſo viel Verwunderung als Unmuth, und nur eine wichtige Veranlaſſung konnte einem ſolchen Ueberfalle zur Entſchuldigung dienen. Tag und Stunde wurden für den Empfang des Beſuches lange zuvor feierlich abgemacht. Erſt gegen das Jahr 1760, als die Gebundenheit und Beſchränkung des innern und äußern Lebens ſich ein wenig zu löſen begann, entſtanden die männlichen und weiblichen Wochengeſellſchaften, die ſo zu ſagen ſich automatiſch

fortbewegten, weil ſie im Wechſel ſich ſelber einluden. In denſelben verſammelten ſich die nähern Bekannten und Verwandten oder die Altersgenoſſen in Privathäuſern. Da es nicht auf Schmauſerei abgeſehen, ſo war der Anzug ganz einfach. Die Frauen verhandelten ihr Hausweſen, urtheilten über die Predigten am letzten Sonntag und Dienstag, die eine und andere las wohl aus dem Siegwart oder Gellert vor. Die Männer beſprachen ihre Geſchäfte, die kleinen und großen Stadt- und Welthändel, oder ruheten beim l'Hombre oder Bretſpiel zwiſchen Wein und Käſe aus. Zum Geſellſchaftstag wurde der Donnerſtag gewählt, welcher durch den gefeierten Wochenmarkt unter den Werktagen in beſonderer Bedeutſamkeit und als ein halber Feſttag hervorragte. Dieſe Wahl unſerer Vorfahren haben ihre Nachfahren ſich ohne Murren gefallen laſſen. So iſt der Donnerſtag unſer ſtereotype Geſellſchaftstag geblieben, an welchem auf den Stundenſchlag Schaaren von Freunden und Freundinnen aufbrechen, das Geſellſchaftslager beziehen und durch warme und kalte, durch feſte und flüſſige Mittel die Funken der alten Liebe neu entzünden.

Zweimal im Jahr mußte ſich auch bei wohlhabenden Leuten aus dem höhern Mittelſtande das Haus mit Gäſten füllen. An zwei Tagen wenigſtens, wenn ſonſt nie, wurden feierliche Gaſtgebote und Schmauſereien gehalten. Dann wurde früh Morgens die Stube ausgerüſtet d. h. man hing Vorhänge bei den Fenſtern auf und belegte den Tiſch mit einem bunten Tuch. Die Bänke waren mit Polſtern belegt und an den glatten Wänden hingeſtellt. Es erſchienen Kinder und Verwandte in Feierkleidern und beglückwünſchten in kleinen Reden, wobei man die Geſchicklichkeit glänzen ließ. An dieſen Gallatagen trat das ſchwere, ſchon vielmal fortgeerbte Familienſilbergeſchirr aus ſeinem Verſchluß hervor. Der Tiſch mußte ſich unter der Laſt der Speiſen ſeufzend beugen. Der köſtlichſte der ſelbſtgepflanzten Weine, für Ehrenanläße im ſogenannten „Stegenfäßchen" gewiſſenhaft bewahrt, wurde aufgeſtellt. An einem kleinen Nebentiſche ſaßen die Kinder, durch einen Reisbrei und Kuchen gefeſſelt. Nach der Tafel erſchienen wieder andere Gratulanten, welche in Verwandtſchaft und Freundſchaft um einen Grad tiefer ſtanden. Die Zahl der Glückwünſchenden bot den Maßſtab, nach welchem man die Größe der Beglückwünſchten berechnete. So geſchah es namentlich am Neu-

Digitized by Google

jahrstag. Von jeher iſt der Jahreswechſel an ſich etwas Wichtiges geweſen. Das menſchliche Leben iſt kein ebenmäßig fortlaufendes Continuum, ſondern theilt ſich durch natürliche wie durch künſtliche Einrichtungen in Abſchnitte. In dieſen Abſchnitten überſieht und überlegt man das Vergangene wie das Künftige ruhiger, zieht Schlüſſe und faßt Beſchlüſſe. Dieß thaten unſere Alten am Morgen des Neujahrtages ſtill und ernſt. Den Reſt des Tages ſtärkten ſie ſich dann im Kreiſe der Ihrigen zur Vollbringung. — Auf den Anfangspunkt des oft ſo einflußreichen und verhängnißvollen Menſchenlebens, auf den Geburtstag, wurde ehemals kein Gewicht gelegt; was mit dem Ernſte jener Zeit eine Art von leichtſinnigem Gegenſatz bildet. Man betrachte diesen Tag als ein unergründliches Verhängniß, an welchem ſeine Gedanken zu üben, dem Menſchen nicht gezieme. — Erſt ſpäter, als man anfing dem Subjectivismus d. h. der Selbſtvergötterung des Ich zu räuchern und zu opfern, wurde die Bedeutung der Geburtstagsfeſte immer beſſer begriffen. Doch wäre auch noch jetzt mancher Geburtstag nicht wichtig, wenn er nicht durch den Geburtstagsſchmaus einiges Gewicht erhielte. Und doch bietet uns dieſer Tag unermeßlichen Stoff zum Denken und Sprechen. Denn er reicht uns den Schlüſſel zum Verſtändniß der ſo bedeutungsvollen orthographiſchen Zeichen des Lebens. Iſt doch die Geburt des Menſchen das Redezeichen; die Jugend das Ausrufungszeichen; die Ehe das Bindezeichen; das Alter der Gedankenſtrich; der Tod der Punkt und die Hoffnung auf Jenſeits das Fragezeichen. Dagegen trat der Namenstag mit beſonderer Bedeutung hervor, und durch die Deutung des Hauskalenders wurde des Jahres zweites Freudenfeſt in die Familie gerufen. Unſere Voreltern trugen nur bibliſche Namen und ſolche, die von Märtyrern oder Kirchenheiligen hergenommen. Dieß iſt ſeit dem Anfang des 19ten Jahrhunderts anders geworden. Der Grund iſt nicht bloß in dem Wachsthum der Bevölkerung, ſondern etwas tiefer zu ſuchen. Die Fortſchritte, welche man ſogar in der Verſchönerung der Buchſtabenwelt gemacht, geben Zeugniß von einer Verfeinerung, welche die Maſſe durchdringt. Denn die hiſtoriſch-poetiſchen Taufnamen, welche an die Stelle der heiligen in die Kirche eingedrungen, ſind ohne Zweifel als kleine Nebenzweige der romantiſch-poetiſchen Fictionen anzuſehen. Etwa den Namen

Digitized by Google

Otto ausgenommen, deſſen ganze Merkwürdigkeit darin beſteht, im Widerſpruch mit der Natur von vorn und hinten gleich auszuſehen. Der Trieb, ſein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er ſonſt auch nichts weiter hinter ſich hätte, zu adeln, iſt löblich. Dieſe Verbindung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet ſogar über das ganze Leben der Perſon einen anmuthigen Schimmer. Ein ſchönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urſelblandine nennen ſollten. Jedem Gebildeten, geſchweige einem Liebhaber, würde ein ſolcher Name auf den Lippen ſtocken. Es ſtehen alſo die Taufnamen wie Culturleitern an unſern Häuſern aufgeſtellt.

Eine Zufälligkeit konnte, wenn nicht jährlich, doch etwa einmal im Leben, ein Familienfeſt von dritter Art bereiten. Es geſchah, wenn der Blitzſtrahl der Ehre in ein Haus geſchlagen. Eine ſolche Erſchütterung erzeugte den allgemeinſten Zuſammenlauf. Nicht bloß die Verwandten, ſondern auch die Nachbarſchaften eilten herbei, um den mit einer Ehrenſtelle oder wohl gar mit einem beſoldeten Amte Beſchwerten beglückwünſchend zu begrüßen. Die Empfänglichkeit für Ehre und Ruhm iſt ein hervorſtechender Characterzug unſerer Vorfahren; eben ſo die neidloſe Theilnahme, welche allgemein denen bezeugt wurde, die den Eingang in den Tempel der Ehre gefunden, oder an der Sonne der Gunſt ſich wärmen konnten. Dagegen bleibt die Geſetzesſtrenge unbegreiflich, mit welcher jeder Fehltritt geahndet wurde, den man ſich etwa in dieſer freudigen Verwirrung zu Schulden kommen ließ. So wurden noch im Jahr 1769 die Herren Sulzer zum Grünenberg, Steiner zur Hoffnung und Biedermann zur Geduld, welche an einer Glückwünſcheten in galonirten Westen —, und Herr Biedermann zur Liebe, der in gleicher Weste und einem ſamtenen Kleide erſchienen, jeder um 5 ℔ geſtraft. Dieſe Unannehmlichkeiten fanden indeſſen reiche Entſchädigung in dem ſplendiden Ehrenmahl, welches der Neugewürdete allen denen zu geben hatte, welche ihm den Tribut der Freude dargebracht. Wer hier zu Tiſche gebeten war, der mußte nicht mit La Chapelle ſagen: Wohin gehen wir eſſen, wenn wir hier aufſtehn? (Où irons-nous diner en sortant d'ici?) Auch war man ſo bequem placirt, daß die vollkommene Ellenbogenfreiheit ſchon in gute Stimmung verſetzte.

Nur zu dieſen drei Familienfeſten wurden auch die jüngern Kinder einberufen. Es wurde aber ein altkluges und vorlautes Weſen durchaus nicht an ihnen geduldet. Sie durften es ſich nicht erlauben, unaufgefordert zu ſprechen oder gar zu raiſonniren. Sie kamen nur, um ſich den Freunden und Bekannten des Hauſes einmal zu zeigen, nie aber, um in der Geſellſchaft zu bleiben, oder wohl gar mit einem eingelernten Tanze auf dem Flügel oder mit einem einſtudierten Gedichte Parade zu machen. Die etwa abzulegenden Proben ihrer Kunſtfertigkeiten dreheten ſich um Schulſachen. Die Mädchen rezitirten Davidiſche Pſalmen und die Knaben lateiniſche Sentenzen. Alles Herausreißen des Kindes aus ſeiner natürlichen Sphäre betrachtete man als eine arge Verſündigung an dem Kinde ſelbſt, die ſich durch geiſtige oder körperliche Schwächlichkeit und Verkehrheit rächt, weil die Natur nie ungeſtraft Eingriffe in ihren Entwicklungsgang duldet. Bei Tiſche ging die erſte geiſtige Kraftäußerung von den Männern aus. Denn das reichliche Eſſen und Trinken brachte ſie in Aufregung. Manchmal verfielen ſie auch auf das Geſundheittrinken, welches frühzeitig erfunden worden, um trockene Reden hinabzuſpülen. Dieß iſt der Urſprung der Toaſte, dieſer weinrothen Nachtiſchberedtſamkeit, in welche unſer Zeitalter ſo verliebt geworden, daß ſogar Männer dieſen Modeartikel in ihrem Schmückkäſtchen, in dem Cigarrenfuteral, durch das Land tragen und mit weiblicher Gefalluſt oder aus Ränkeſucht überall zur Schau ſtellen. Ehemals ſtand das Geſundheittrinken unter obrigkeitlicher Aufſicht; was unſere geläuterten Rechtsbegriffe nicht mehr dulden können, ſeitdem dasſelbe als ein vortreffliches Mittel erkannt worden, um in feſtlichen Verſammlungen, unter Dach wie unter freiem Himmel, die Regierungen verdächtig zu machen und auszuſchimpfen. Wo aber ein freundlicherer Ton angeſtimmt wird, da muß das Toaſtiren den Patriotismus der Leute bewundern machen. Sie reden bei ſolchen Gelegenheiten, als ob es ihnen ein leibhafter Ernſt. Gott, Freiheit und Vaterland ſind das dritte Wort. Schöne Worte und hochtönende Phraſen, in Roſenblätter gehüllt, werden über die Verſammlung ausgegoſſen. Sind aber die Begeiſterten auseinander, und Jeder in das Seine gegangen, ſo läßt alsbald die Spannkraft nach. Und frägt man nach Thaten, ſiehe! da iſt Jeder ſich ſelbſt der Nächſte. — Der Mund

iſt heute beredt, früher war es das Herz. Dennoch haben unſere Väter mit ihren Toaſten wenig Glück gemacht. Im Jahr 1636 wurde ihnen das Geſundheittrinken ſogar verboten. Bei dieſer Gelegenheit wurden der Urſprung, das Weſen und die Folgen desſelben der Welt aufgedeckt. Es geſchah durch folgende landesväterliche Worte: „Was beſonders das bei uns eingeriſſene Geſundheittrinken angeht, welches zur Beförderung der Trunkenheit und ſchmerzlichen Stürzung der Landen und Stände dienet, ſo liegt uns ob, davon zu reden. Dieſe ſchädliche, ſchändliche Gewohnheit iſt zu uns kommen aus dem unglückhaften verſoffenen Deutſchland, und hat unſere Zunft= Geſellſchafts= Wirths= und Privathäuſer plötzlich überſchwemmt, wie eine Fluth. Dadurch will der böſe Feind ſich nicht allein bei den Vertrunkenen erhalten, ſondern es wird auch angegriffen der übrige nüchterne Theil, und hiemit die Säulen des Vaterlandes ſelbſt, daß dieſelben ſich und andere beweinen (betrinken): Gedenket doch, wie die göttliche Majeſtät durch die Ceremonien und Umſtände des Geſundheittrinkens entehret werde. Gott, und nicht einem Menſchen zu Ehren, ſoll man das Haupt entblößen und aufſtehen“.

Bei ſolchen Gaſtereien hatten die jungen Leute einen ſchlimmen Sitz. Denn ſie durften ſich gar nichts herausnehmen, weder laut lachen noch aus großen Gläſern trinken. Am ſchlimmſten ſaßen die heurathsfähigen Mädchen und die jungen Frauen, die faſt gar nicht wagten den Mund zu öffnen. Mit ſchüchternem Blick auf ihre Mütter und Tanten ſaßen ſie da, um ſich in der Kunſt zu üben, Langeweile mit Anſtand zu ertragen, zu rechter Zeit zu erröthen und die derben Späße ihrer Herren gegenüber nicht zu verſtehen, wenn ſie die Feuerwerke ihres kauſtiſchen Witzes aufſteigen ließen.

Doch den Zügel führten mit unſichtbarer Hand und zogen ihn an zu rechter Zeit — die Frauen. Gegenwart des Geiſtes, Scharfſinn, feine Bemerkungen ſind des Weibes Wiſſenſchaft; die Geſchicklichkeit, ſie geltend zu machen, ihr Talent. Das Weib beurtheilt ſehr richtig Alles, was es in Bewegung ſetzen muß, um ſeiner Schwäche zu Hülfe zu kommen, nämlich — die Leidenſchaften der Männer. Darum iſt auch die weibliche Mechanik viel ſtärker, als die männliche; denn ihre Hebel erſchüttern das menſchliche Herz So ſind dieſe

Digitized by Google

Familienfeſte unſern Vorvätern eine Sittenſchule geworden, ohne daß ſie es merkten, durch den Einfluß der Frauen. Denn wo Bildung durchbricht, da müſſen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen, weil bei dem wechſelſeitigen Einfluß der Mann weiblicher wird, und dadurch verliert. Nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, ſo gewinnt es. Denn wenn es die übrigen Vorzüge noch durch Kraft erheben kann, ſo entſteht ein Weſen, das ſich nicht vollkommner denken läßt. Ein ſolches Uebergewicht der Weiber über die Männer iſt auch an ſich kein Uebel. Es iſt ein Geſchenk der Natur zum Glück der Menſchheit. Gut geleitet, kann es außerordentlich viel Gutes ſtiften. Selbſt unſere Zeit, die ſo Vieles begreift, ſcheint die Vortheile noch nicht hinlänglich zu fühlen, welche daraus hervorgehen würden, wenn man dieſer Hälfte des Menſchengeſchlechtes, die beſtimmt iſt, die andere zu beherrſchen, eine vollkommnere Erziehung gäbe. Die Männer würden immer thun, was den Weibern gefällt. Lehrt man die Weiber Tugend und Seelengröße kennen, ſo werden auch die Männer groß und tugendhaft

Es gewährt einen wohlthuenden Blick in das häusliche Leben unſerer Vorfahren, daß ſo wenig Beiſpiele von Weibern vorkommen, welche von ihrem Uebergewicht über die Männer Mißbrauch gemacht. Der Glaube verlieh ihnen die Kraft, die Verſuchung zu überwinden. Sie blieben gerne in der Stellung, welche ihnen durch die höhere Verordnung: „Der Mann iſt des Weibes Haupt“, angewieſen worden. Nur einzelne Xantippen erklärten ſich xantippiſirend für des Mannes Hals, um ihm nach Belieben den Kopf drehen zu können, wodurch dem ehelichen Patriarchen die Ausſicht in ſeinen Lebensgarten allerdings ſehr verkümmert wurde.

Eine Fortſetzung und Ergänzung der ſtillen häuslichen Freuden bildeten für das weibliche Geſchlecht die Gärten, deren jedes Haus einen beſaß, und welche bei der erſten Anlage der Stadt ſo zahlreich als möglich in das Innere aufgenommen und auch im Kreiſe um dieſelbe angelegt worden. Die nächſte Beſtimmung dieſer Gärten war, das labende Gemüſe in die Küchen zu liefern. Doch höher ging ihre Nebenbeſtimmung. Sie ſollten durch ihre Blumen auch noch der Frauen Aug und Herz erfreuen. Mit Recht haben von jeher dieſe lieblichſten Kinder der Natur eine große Rolle in der Welt ge-

Digitized by Google

ſpielt. Schon die älteſte Zeit ſchmückte ihre Feſte gerne mit denſelben. Die jeux Floraux des Mittelalters verdienen Lob, und die hie und da bis in die neueſte Zeit reichenden Roſenfeſte ſind von noch weit erfreulicherer Natur. Feſttage aller Art konnten ſchon lange ohne Blumenglanz kaum beſtehen. Der Blumenflor unſerer bürgerlichen Sedezgärtchen war aber früher ſehr einfach. Er beſtand nur aus wenigen climatiſchen Farbengebilden. Unſere Frauen, — an ſich ſchon unter allen metaphoriſchen Roſen die ſchönſten und lieblichſten, — liebten und pflanzten beſonders die Königinn der Blumen, die Roſe. Und daß die Natur ſie mit Dornen umwunden, wurde von ihrem duldſamen Gemüthe für die ſinnigſte Zugabe erkannt; wie noch jetzt die Männer gewiſſe ſtechende Launen an gewiſſen Frauen als Lebensbalſam nur ungern vermiſſen. In den Gärten, wo die Roſencultur einen höhern Grad erreicht, ſtrotzte auch noch in etlichen Exemplaren die maſſive Schönheit der Bubenroſen. Sonſt aber duftete nichts, als Tulpen, Nelken und Majoran. In der entfernteſten Ecke ſtand die Lilie, deren Blätter die kluge Hausfrau in Kirſchenwaſſer aufbewahrte, um mit dieſem Hausmittel dem Hausvolk und der geſammten Nachbarſchaft zu Hülfe zu eilen, wenn eine Hand verbrannt oder ein Finger zerſchnitten worden. Die exotiſchen und tropiſchen Pflanzen, welche jetzt mit ihrem Farbenſchmuck unſere Gärten zu Stadt und Land verſchönern, ſind ein Zuwachs, den wir den neuern und neueſten Entdeckungsreiſen verdanken, durch welche uns das Gebiet der Flora in ſo ſtaunenswerther Ausdehnung aufgeſchloſſen worden. Unſere Vorfahren waren mit den wenigen Blumen, die ſie kannten, wohl zufrieden. Sie mußten aber nur zu oft die Erfahrung machen, daß ihr kleiner Vorrath alle geworden. Denn die Blumen führten an zu vielen Tagen das große Wort. Die Ankunft eines neuen Weltbürgers wurde durch Blumen verkündet. Anfangs ſchickte man am Tage ſeiner Geburt den Verwandten kleine Sträuße zum Geſchenk. Später wurde die Geburt eines Kindes als etwas Großartiges betrachtet. Deßhalb ſing man an, mehr Aufſehen zu machen. Die kleinen Sträuße wurden zuſammengebunden, und der Blumenwald ſeit dem Jahr 1727 im Pomp durch die Gaſſen getragen, und in den Häuſern der Verwandten nur vorgezeigt; welche Blumen verzehrende Sitte ſich bis auf unſere Zeit erhalten. Keine Taufe, keine Vermählung,

Digitized by Google

keine Hochzeit, bleiern, ſilbern oder golden, kein Jubiläum konnte ohne Blumen gefeiert werden. Am Sonntag, beim Beſuch der Predigt, trug jede erwachſene Perſon ihr Sträußchen in der Hand. Und wie groß war der Blumenbedarf des Todes! Alle Särge der Kinder, auch unverheuratheter Perſonen beiderlei Geſchlechtes, wurden mit Blumen ausgeſtattet und mit Kränzen bedeckt. Hätte unſere Stadt noch gar ein Theater beſeſſen und die Sitte gekannt, den Schauſpieler- und Sängerglorien und Gloriolen Kränze hinzuwerfen, ſo groß wie jetzt, daß ſie zarten weiblichen Geſtalten faſt lebensgefährlich werden können; es wäre wöchentlich ein Blumenfalliment ausgebrochen. Der böſe Blumenfeind, der Winter, war für unſere Blumenliebhaberinnen eine jährliche Geduldprüfung. Da es noch an allen künſtlichen Vorrichtungen zur Blumencultur gebrach, und noch keine Treibhäuſer unter Dach gekommen, ſo mußten die zarten Kinder der Blumenwelt in den Häuſern gepflegt werden. Eilig retteten in zürnender Kälte die Mütter und Töchter ihre Lieblinge von Stube zu Stube und beobachteten ängſtlich jeden Pulsſchlag und Athemzug. Dennoch mußten ſie nur zu oft eine Totalvernichtung erleben. Dann reichte in der allgemeinen Trauer die ſinnige Natur wieder einigen Erſatz. Weiß ſie doch ſelbſt im ſtarren Winter Blumen aufzutreiben. Denn künſtlich malt ſie ſie ſogar an die Fenſterſcheiben.

Alle Blumendüfte und Würzen aber ſetzten die Männer einem narkotiſchen Reize nach. Sie ſchnupften und rauchten; doch ohne das Geburtsland der Pflanze zu kennen, welche ihres Leibes obere Region ſo ſehr entzückte. Denn die Einen leiteten den Namen Taback von der Inſel Tabago, die Andern von der neuſpaniſchen Provinz Tabaco ab. Hier ſoll der ſpaniſche Mönch Roman Panc dieſe Pflanze im Jahr 1496 kennen gelernt und als Arzneimittel nach Europa mitgebracht haben. Das Tabackrauchen wurde zuerſt von den indianiſchen Prieſtern angewendet, um ſich dadurch in einen begeiſtert aufgeregten Zuſtand zu verſetzen. In jedem Fall hat die aufregende und zuletzt betäubende Wirkung des Tabackrauches ſeine Verbreitung bewirkt, wie aus gleichem Grunde der Gebrauch geiſtiger Getränke und des Opiums ſich ausgebreitet. Anfangs wurde gegen den Gebrauch des Tabackes ſehr geeifert. Man erklärte ihn nicht nur für unanſtändig und ſchädlich, ſondern

Digitized by Google

ſogar für ſündlich, ja für des Teufels Erfindung. Die Prieſter eiferten von den Kanzeln dagegen. In Baſelland predigte ein Pfarrer: Wenn ich Mäuler ſehe, die Taback rauchen, ſo iſt es mir, als ſehe ich eben ſo viele Kamine der Hölle. Auch die Päpſte ſetzten zu ſeiner Unterdrückung ihre ganze Macht in Bewegung. Papſt Urban VIII belegte Ao 1664 jeden Tabackraucher mit dem Bann. Der engliſche König Jakob, auch Sultan Amurat IV erließen Geſetze gegen das Tabackrauchen. Eben ſo wurde es in Deutſchland und in andern Ländern bei ſtrengen Strafen verboten; ja in Rußland auf ruſſiſche Weiſe den Rauchern ſogar mit Verluſt der Naſe gedroht. Aber trotz aller Verbote fand der Taback immer mehr Freunde. Es fehlte ihm nicht an Lobrednern und ſogar nicht an Lobſingern. Schon im Jahr 1628 hatte Charius ein Lobgedicht auf den Taback verfertigt. Wie konnten, bei ſo poetiſcher Empfehlung, unſere Bürger dem Taback Naſe und Mund verſchließen? Zwar wurde ihnen nicht innert den Mauern unſerer Stadt die erſte Verſuchung zu dieſer Genußſucht bereitet. Auf ihrer höhern Bildungsſtufe, im fremden Kriegsdienſte, lernten ſie den Umgang mit Schnupf- und Rauchtaback und brachten dieſe widerwärtige Gewohnheit, wie noch manch andere Unſitte, mit ſich nach Hauſe. Ein Bedürfniß mehr, eine Freiheit weniger. Hier wirkte das Beiſpiel ſo anſteckend wie an andern Orten. Bald galten Tabackpulver und Tabackblätter für ein unentbehrliches Bedürfniß und für das höchſte Vergnügen des Lebens; obgleich ein tägliches Vergnügen nicht mehr Vergnügen ſeyn kann. So wie die ſtille Gewohnheit in eine laute Unart umzuſchlagen begann, faßte die Obrigkeit die Thäter ins Auge. Denn die Unterthanen waren derſelben mit den kleinſten Unſitten verfallen. So erfolgten aus polizeilich-politiſchen und mediziniſch-patriotiſchen Gründen die ſchärfſten Verbote. Der Rath in Zürich ermahnte den Stillſtand jeder Gemeinde, „Acht zu haben auf die unguten Tabackſauger und Schnupfer." Zu Winterthur hatte das Schnupfen, als eine ſofort in Bitterwaſſer ſich auflöſende That, mehr obrigkeitlicher Duldung ſich zu erfreuen. Doch wurde noch Ao 1722 das „Präſentiren des Schnupftabackes in der Kirche", als die Andacht ſtörend und die Herzensbildung verhindernd, bei 8 ℔ Buß verboten. Das Nebel und Dunſt verbreitende Rauchen hingegen, mit ſeiner verſteckten Gluth, genoß keiner hohen Billi-

gung. Am 25. September 1670 wurde folgendes Mandat wider das Tabacktrinkeu (Rauchen) von der Kanzel verleſen: „Wir Schultheiß und Rath der Stadt Winterthur thun hiemit offentlich kundt: Demnach unſer gnedig lieb Herren und Obern, Herr Bürgermeiſter und Rath lobl. Statt Zürich verſtendiget, was maaßen Ihnen uß dem Abſcheid der letzt verwichenen Badiſchen Jahrrechnung neben Anderem zu vernemmen worden, auch ihre daſelbſt gehabte Ehrengeſandte den mehreren Bericht erſtattet, uß was Urſachen alle loblichen Orte der Eidgenoſſenſchaft den Trinktaback in gemeinen Herrſchaften und eigenen Landen gänzlich zu verbieten Anſtalt gemacht, — und nun ſie ſich erinnert, was maaßen das Tabacktrinken oder Rauchen zu Erhaltung des menſchlichen Lebens nicht nur unnothwendig, ſondern vielmehr verderblich und der Geſundheit ſchädlich, dabei auch die Gefahr, daß, wie die Erfahrung an einem und anderem Ort bezeuget, höchſt ſchädliche Feuersbrünſte daraus entſtehen können: Als habend Sy eine hohe Nothurft zu ſyn befunden, diſem Uebel auch abzuwehren, und in ihren Stätten und ganzer Landſchaft ein glyches Inſehen ze thun. Derowegen iſt hiemit auch unſer ernſtlich Meinung und Gebot, daß mäniglich, ſowol Frembd als Ynheimiſche, in unſerer Statt des Tabacktrinkens und Rauchens, Kauens und Eſſens uf Geſellſchaften, Wirts- und Trinkhäuſern und allen andern gemeinen Orten, auch uf offenen Gaſſen und Straßen, als nicht nur eines wol entbehrlichen, ſonder auch der Lybsgeſundheit ſehr nachtheiligen und jehrlich ein groß Gelt uß dem Land tragenden Dings, ſich gänzlich müßigen und enthalten thue, bey 15 ℔ Gelts daruf geſetzten Buß, welche von denen, die im einen oder andern Weg hiewider handlen, ſo oft das geſchieht, ohne Nachlaß ingezogen, diejenigen aber, ſo ſolche nicht zu bezahlen haben, mit Gefangenſchaft beſtraft werden. — Und damit meniglicher ſo vill weniger Anlaß habe, dieſem ſo nützlichen Anſuchen zuwider zu handlen, ſo iſt nicht weniger unſer ernſtlich Will und Befehl, daß in unſerer Statt überall Niemand, wer der auch wäre, kein Trinktaback mehr ußpacken, feil haben, noch verkaufen ſolle, by Verwürkung der Wahr und anderer Straf, ſo den hiewider Handlenden ohne Verſchonen abgenommen werden ſoll." — Weil eingewurzelte Fehler ſich nicht auf einmal ausrotten laſſen, ſo wurde Ao 1685 das Nämliche das erſte Mal bei 10, das andere und folgende

Digitized by Google

bei 20 Mark Silber verboten, mit der Erläuterung, daß durch dieſes Verbot der Tabackhandel mit fremden Krämern und auſſer Land, wie bisher, nicht unterſagt ſein ſolle. Den fremden Krämern aber, die hier Taback verhandeln wollen, ſolle derſelbe nicht bloß confiszirt, ſondern ſie auch noch nach Beſchaffenheit der Sache mit einer Buße belegt werden. Zu Bern rief man zur Vernichtung des Tabacks das Feuer zu Hülfe. Deßhalb wurde ihm Jahr 1675 eine große Partie Taback verbrannt.

Zu jeder Zeit wurde der Tabackdampf durch Röhren in den Mund geleitet. Dieß weckte die Tabackpfeifenindustrie und erzeugte jene Kunſtgebilde alle, in Stoff und Form ſo verſchieden, wie ſie zum Theil jetzt noch zu ſehen. Wer ehemals gelehrt rauchen wollte, der betrieb die Kunſt auf türkiſche Weiſe, und bediente ſich ſo langer Pfeifen als möglich, dergleichen nur noch die Handwerksburſche und Studenten tragen. Unſer mechaniſches Zeitalter, welches Alles zu verkürzen ſtrebt, hat auch in der Tabackpfeifenwelt eine Revolution geſchaffen. Die Glüh- oder Glimmſtängel, Cigarren genannt, ſind ſeit kurzen Jahren in ſolchem Grade Mode geworden, daß ſie zwiſchen den Zähnen jedes Faſſionablen zu Stadt und Land haften und in den Schnurrbärten wie Irrlichter im Riedgras leuchten. Und doch wirkt der zu warme Dampf glimmender Cigarren nachtheiliger auf die Augen und Luftwege, ja ſelbſt betäubender auf Hirn und Nerven, als jener von anderm Taback, aus langen Pfeifen geſchmaucht Gleichwol iſt dieſe Rauchmethode nicht bloß mit Erlaubniß, ſondern durch das eigene vorleuchtende Beiſpiel der Aerzte in Schwang gekommen, und wird ſich nur darum wieder verlieren, weil es eine Mode, und zwar für unſere verarmte Zeit eine viel zu koſtbare Mode iſt.

Die Regierungen der Vorzeit haben, wie oben gezeigt, ihr möglichſtes gethan, um das Rauchen zu verhindern. Sie handelten als ſolche, die Gewalt hatten. Unſere jetzigen Regenten ſind zu ſchwach, um ihren Untergebenen unnütze oder ſchädliche Gewohnheiten abzugewöhnen. Haben ſie ja nicht einmal den Muth, den Luxusartikel des Tabackes für die leeren Kaſſen des Staates gehörig zu benutzen. Lange erwartete man für Abſchaffung des Rauchens indirecte Hülfe von unſerm linken Nachbar, dem Franzoſenvolk, deſſen Affen wir ſind.

Digitized by Google

Denn es hieß einſt: Die zierlichen Franzoſen rauchen nicht. Jetzt hat ſich das geändert, ſo daß man ſagen kann: Welcher zierliche Franzoſe rauchet nicht? So beruht die Hoffnung einzig noch auf dem ſchwachen Geſchlechte. Oder ſollte es dem Scharfſinn, dem erſinderiſchen Geiſte der Frauen nicht möglich ſeyn, es den Männern abzugewöhnen, wie lebendige Rauchhöhlen herumzuwandeln? Mit vielen Männern iſt es ja, wie mit den Küchenöfen. Je weniger Feuer in ihnen iſt, deſto ſtärker rauchen ſie.

Noch ehe unſere Bürger die Gewohnheit angenommen, ſich mit Tabackrauch die Zunge und den Gaumen auszudörren, litten ſie viel an heftigem Durſt, und beſuchten deßhalb häufig die öffentlichen Durſtlöſchanſtalten, die Schenkhäuſer. Die männlichen Bewohner der Stadt Winterthur ſtehen von Alterher in dem Rufe, daß ſie jenem der Handlung des Eſſens parallel laufenden Vorgang im menſchlichen Körper, wodurch dieſem für die fortwährend an die Außenwelt abtretenden wäſſerigen Beſtandtheile Erſatz zugeführt wird, allzuängſtlich nachgedacht, d. h. daß ſie dem Vinismus, dem Trinken, ergeben geweſen. Ja einige, welche unſer altes Sanitätsweſen durchſtudirt haben wollen, berichten, es ſeyen ehemals Viele in Folge der Weinſucht an der Waſſerſucht geſtorben. Zu unterſuſuchen, wie viel Wahrheit oder Verläumdung in dieſer Tradition liege, würde hier zu weit führen. Indeſſen läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß unſere Bürger, welche das harte Werk des Weinbaues ſo lange Zeit mit eigener Hand getrieben, auf das köſtlichſte Erzeugniß ihrer Güter einen hohen Werth geſetzt, und aus Feigheit nie das Traubenblut geſchont. Die Weinflaſche iſt ja das Vergrößerungsglas des Vergnügens und das Verkleinerungsglas des Kummers. Mit Recht hielten unſere Vorfahren viel auf dieſem Trinkgeſchirr. Davon übten auch wandernde Rubinengeſichter jeder Zeit offenen Verrath. Auch waren unſere Bürger nur gutem Weinezugethan; was ſehr vernünftig. Denn im Weine ſoll derMenſch kein zweideutiges, gewagtes Experiment an ſeinem Leibe machen. So wohlthätig guter reiner Wein für den Körper und guten Humor iſt, ſo nachtheilig iſt der ſchlechte für beide; und da dieſer ſelbſt im Trinken keinen Genuß gewährt, ſo iſt es doppelt thöricht, ihn zu verſchlucken. Gibt doch auch Geothe zu, daß in gutem Wein einige productive Tugend liege; wie

er denn dieß auch in ſeinem Divan ausgeſprochen: „Wenn man getrunken hat, Weiß man das Rechte.“ Es liegen im Wein allerdings produktivmachende Kräfte ſehr bedeutender Art; aber es kommt dabei alles auf Zuſtände und Zeit und Stunde an, und was dem einen nützt, ſchadet dem andern. Auch die Umgangsſprache, welche durch ihre ſprüchwörtlichen Ausdrücke die herrſchenden Sitten bezeichnet, deutet auf eine gewiſſe Vorliebe für den Wein. Denn von einem ordentlichen Trinker ſagte man rühmend: „Er kann 3 Maaß Wein bannen.“ Die Folgen der Unmäßigkeit beklagten folgende Sprichwörter: „Von der Trunkenheit ſind mehr verdorben, Als jemals durch das Schwert geſtorben.“ Und: „Im Becher ſind mehr erſoffen, als im Meer.“ War der Bürger auf dem Weg, die Mühen und Sorgen des Tages geziemend zu erſäufen, ſo entſchuldigte er ſich mit dem Schartenmayeriſchen Kneipmotto: „Doch dem Guten iſt's zu gonnen, Wenn am Abend ſinkt die Sonnen, Daß er in ſich geht und denkt, Wo man einen guten trinkt.“ Und mit ihrer Trinkvirtuoſität trieben ſie manchen unzeitigen Spott. Denn es hieß: „Wer ein ganzes Maß getrunken, Und zu Boden iſt geſunken, Ei, da ſtimmt wohl Jeder bei, Daß der Menſch unmäßig ſei. Doch wer zwei Maß hat genommen, Und ſie ſind ihm wohl bekommen, Nun, da iſt es offenbar, Daß er dennoch mäßig war.“ Und in der Umgangsſprache fanden ſich nur zu viele Redensarten und figürliche Andeutungen, womit der Vinismus ſpottend beſchönigt zu werden pflegte. Denn auf dem Heimweg aus der Zunft- oder Trinkſtube hieß es nur zu oft: „Der iſt wacker abſchüſſig gebaut Er hat ſchief geladen Er hat ſich einen Pelz getrunken, damit ihm der Narr nicht erfriere. Er hat etwas im Oberſtübchen Er ſieht zwei Sonnen. Er hat ſich etwas zu Gemüthe geführt. Er geht, als wenn alle Häuſer ihm gehörten. Er kann um keine Ecke kommen. Er ſieht die Thurmſpitze für einen Zahnſtocher, ein Paar Stiefeln für ein Meſſerbeſteck, ein Fuder Heu für eine Pelzmütze an. Er hat einen gegen das böſe Wetter genommen u. ſ. w.“ Aus welchem Allem ſich leider abnehmen läßt, daß viele unſerer Vorvätter einen grundlichen Rauſch für die größte irdiſche Seligkeit hielten und noch nicht auf der Höhe ſtanden, um als würdige Mitglieder in die Mäſſigkeitsvereine unſerer Zeit aufgenommen

Digitized by Google

werden zu können. Daher man auch die Errichtung dieſer moraliſchen Geſellſchaften mit Recht für ſpäter aufgeſpart hat.

In der Regel beſuchte ein biderber, ſolider, hausbackener Bürger, in unſerer verächtlichen Sprache Philiſter genannt, zweimal in der Woche ein Gaſthaus; der liederliche hingegen, der keinen Lebenslauf, ſondern nur einen Lebensſchlich nahm, ſchlich, wie jetzt noch, täglich und zwar nicht noch bloß einmal, durch eine Hinterthür in die Trinkſtube. Bei dem braven Bürger geſchah der Gang mit allen Attributen der bürgerlichen Ehre. Denn er erſchien in Hut, Stock und Degen, welche man erſt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts etwa zu Hauſe zu laſſen ſich erlaubte. Der Zweck dieſes Zuſammenſitzens war, dem Trieb der Geſelligkeit zu fröhnen. Das flüſſige Gold der Rebe iſt unſtreitig eine der Hauptquellen des geſelligen Frohſinns. Auch lockte die Neugierde, weil nicht bloß die häuslichen Vorfallenheiten, ſondern auch die politiſchen Ereigniſſe der ſouverainen Municipalſtadt in den Trinkgeſellſchaften verhandelt wurden. Mancher eilte zum Wein, um den Kummer zu verſcheuchen. Denn im Sorgenſtuhle benehmen ſich die Leute ſehr national Der Deutſche vertreibt die Sorgen mit Trinken, der Franzoſe mit Singen, der Spanier mit Weinen und der Italiener mit Schlafen.

Zum Verſammlungsort dienten vorzugsweiſe die Zunftſtuben oder die Gaſthöfe. Erſt nach der Reformation kamen die Schenkhäuſer auf. Leider ſtreckte die Obrigkeit ihren ſtrengen Arm auch in die Trinkgeſellſchaften hinein und verbitterte manchen den Genuß dadurch, daß ſie ihn zum Zahlen zwang. Schon Ao 1479 mußten die Stubenknechte ſchwören, „keinem länger zu borgen, als von einer Uerten zur andern Und welcher zur andern Uerten nit kommt, und die Uerten gibt, den ſoll er einem Schultheiß angeben, den wollen MGHerren ſtrafen. Doch ſind hievon ausgedungen Prieſter und Edelleüt. Diß haben geſchworen die vier Stubenknecht: Hans Balber, Hans Wäckerli, Rudi Krütli und Hans Kuſter.“ Was aber bei den Ausſchweifungen der Weingenußſucht die Obrigkeit bei aller ihrer Strenge und Wachſamkeit nicht zu verhindern vermochte, das ſchnitt etwa der zu rechter Zeit mit mehr als männlicher Kraft auftretende Frauenernſt mit einmal ab. Hievon hat Sara Gabriel († 1718) von Neuſchatel, welche unſere Stadt mit 8 Kindern bereichert, ein

denkwürdiges Beiſpiel hinterlaſſen. Als ſie ihrem Gatten, Ulr. Blum, bereits 3 Söhne geboren und den vierten unter dem Herzen trug; der Mann aber, in ein liederliches paſchendes Leben verſinkend, an einem Werktag ins Trinkhaus gehen wollte, trat das wackere Weib dem Herzloſen in den Weg und fuhr zürnend in geradebrechtem Deutſch ihn mit dem Rufe an: „Was? du dich nit ſchämſt, Wein gahn, ſaufen, und ſchon haſt drei und ein halb Bub!“ Das laut geſprochene Wort durchlief die Gaſſen, ward das Stichwort aller Zecher und heilte den Blum durch den Stachel der Schaam ſo ganz von ſeiner Trunkſucht, daß er als eine wohl duftende Blume dem Kranz ehrbarer Bürger eingereihet werden konnte.

Waren unſere Vorfahren ſtark und beharrlich im Trinken, ſo waren ſie auch treu. Denn ſie hielten feſt an des Landes Erzeugniß, dem Weine. Jenes jetzt ſo beliebte „ſchwere Naß,“ das Bier, war ihnen ganz unbekannt. Erſt am Schluſſe des 18. Jahrhunderts, mit dem Umſturze der altten Verfaſſung und Sitten, wurden dem Biergetränke die Schleußen geöffnet. Im Jahr 1800 erſcheinen ſchon unter den verkauften Getränken 32 Saum 3 Eimer Bier, welche aber größtentheils von fremden Kriegern getrunken worden. In kurzen Dezennien iſt der Biergenuß in ſolchem Grade ausgeartet, und zu Stadt und Land zu ſo unpatriotiſcher Mode geworden, daß er durch Untergrabung des Weinbaues die Oeconomie des Landes zu erſchüttern droht, und die allgemeine Verarmung befördern hilft Dieſe Bierliebe wird auch auf eine Veränderung der Menſchenrace einwirken. Denn was man, wo gutes und ſtarkes Bier getrunken wird, ſo viel und häufig ſieht, nämlich jene tonnenartige Körperfülle, die dicken Bäuche und Mondſcheinsangeſichter des Gerſtenſaftes, das wird auch bei uns immer ſichtbarer hervortreten. Doch iſt um des moraliſchen Gewinnes willen Pflicht, den äſthetiſchen Widerwillen gegen ſolche Kugelformen zu bezwingen, da, nach Cervantes, dieſem Weltſpiegel, ein dicker Mann bekanntlich auch ein guter Mann.

Die melancholiſchen Kinder Englands, Punſch, Rum und Rack, blieben lange ſelbſt dem Namen nach unbekannt Ebenſo war vor Alters noch nicht der Geiſt Fuſel der verführeriſche Geiſt, welcher in und außer den Trinkſtuben waltete. Gebrannte Waſſer wurden zwar von verſchiedener Art bereitet, aber mit

einer gewiſſen Scheu behandelt, und mehr als Arznei und Hausmittel, oder bei beſondern Anläßen als Schlaftrunk, genoſſen. Bemerkenswerth iſt, daß Ao 1801, zu der Zeit als ſo viele Krieger unſere Stadt bevölkerten, unter den verkauften Getränken nur 5 Saum 2 Eimer und 4 Maß Branntwein, nebſt 94 Maß Burgunder und Liqueur obrigkeitlich aufgezählt worden. Welch eine Veränderung iſt unter unſern Augen vorgegangen! Der Branntwein iſt ein freſſendes Ungeheuer geworden, das den Wohlſtand ſo manches Landes verſchlingt und noch mehr die Geſundheit der Bevölkerung, aber auch von dem vorhandenen Verſtand, von dem, was den Leuten an richtigem Urtheil angeboren oder mühſam durch Schulen angelernt iſt, einen anſehnlichen Theil conſumirt. In dem Branntweingifte erſäuft in den niedern Klaſſen jeder Keim eines Lebensbewußtſeins, das über bloße thieriſche Exiſtenz hinausreicht. Der Branntwein iſt die gefährlichſte Beſtie, welche die Erde trägt. Er frißt Aecker und Häuſer, er frißt die Nerven und Sehnen aus dem Leibe, und ſogar den Verſtand aus dem Kopfe heraus. Und dennoch wird dieſes Ungethüm vom Volke als ein Götze angebetet, dem man dieſes Alles freudig zum Opfer bringt! Und dennoch finden die Tempel dieſes Götzen faſt mehr Schutz in den Staaten, als andere Tempel! Wahrlich die Menſchheit iſt auf der Bahn der Vervollkommnung durch den Durſt weit zurückgeſchleudert worden.

Vom Ende des 7jährigen Krieges bis zum Anfang der franzöſiſchen Revolution, während dieſen 30 Friedensjahren, in welchen noch die dämoniſchen Kräfte ſchlummerten, welche das Menſchengeſchlecht bald genug in Verwirrung ſetzen ſollten, boten ſich allmälig den Männern außer Eſſen und Trinken noch andere Mittel zur Vereinigung. In den größern Städten wurden zuerſt edlere geſellſchaftliche Verſammlungsorte eingerichtet, welche auch an kleinern Orten Nachahmung fanden. Die in Kaffeehäuſer verwandelten Zunftſtuben hatten den Anfang gemacht; aus England ſtammten die Clubbs, aus Italien die Caſinos. Es bildeten ſich Harmonien und Reſſourcen, nicht zu Zechen und Spielen, ſondern zum Beſprechen geiſtiger Intereſſen und zum Austauſch ſtaatsbürgerlicher Gedanken. Der Beſuch ſolcher Orte, um Unterhaltung und Zerſtreuung bei einer Pfeife oder Cigarre zu ſuchen, gehört einer ſpätern Zeit. Daß aber am Schluſſe des 18ten Jahrhunderts und mit

Digitized by Google

den Dreißiger des neunzehnten die Unterhaltung in ſolchen geſellſchaftlichen Vereinen zur Vernichtung, und die Zerſtreuung zur Verwirrung geworden, das iſt der Tagesſeuche, der Politik, und den Leidenſchaften der Menſchen zuzuſchreiben. Zu allen Zeiten aber beſtanden dieſe Abendzirkel aus lauter Männern Darum mangelte ihnen auch, wie allen iſolirten, excluſiven Vereinen dieſer Art, die Würze der gemiſchten, anziehenden, geiſtigen Unterhaltung. Denn die lilienweißen, lieblich gelockten ariſtokratiſchen Schönen ſinds, die all überall die monotone Geſellſchaft des rothnaſigen männlichen Geſchlechtes würzen.

Statt die Männergeſellſchaften mit Frauen zu vermengen, fingen die Männer ſchon frühe an, in ihren Zuſammenkünften Karten zu miſchen Die Spielkarten ſind ein apokryphiſch Ding. Wir halten ſie bunt gemalt, ſchon ſo lange in der Hand, (ſeit 1299, wie die Geſchichte behauptet) und doch weiß keiner mit Beſtimmtheit anzugeben, durch wen und woher ſie zu uns gekommen Gleichwohl haben dieſe unbekannten Fremdlinge den Zweck ihrer Erſcheinung auch zu Winterthur vollkommen erfüllt. In den Karten wohnt eine Zauberkraft. Durch ſie wird uns das anſcheinend Unmögliche möglich gemacht. Sie helfen uns nämlich „die Zeit tödten," tuer le temps, wie die blutdürſtigen Franzoſen in ihrer ſonſt ſo höflichen Sprache ſich ausdrücken. Allerdings iſt die Zeit ein Ungeheuer, das ideenloſe Menſchen mit einer unausſtehlichen Langenweile plagt. Kein Wunder, wenn ſie ſich mit Prügeln und mit Stangen waffnen, um es umzubringen. Doch iſt das Unthier leicht zu tödten, ſeit dem man die Kunſt erfanden, es mit kleinen Quadraten, mit ſchlecht gemalten Pappendeckeln, d. h. mit Spielkarten in Ohnmacht zu ſchlagen. In dieſer Hinſicht ſind unſere Vorfahren, wie ihre ſpätern Enkel, den Karten zu vielem Dank verpflichtet. Denn ſie haben dieſelben oft und viel zu einer unſchuldigen, ſtumm-converſativen Zeitausfüllung angewandt. Doch würde man irrig den Schluß daraus ziehen, daß dem Kleinleben unſerer Stadt von jeher die Langeweile als unwillkommene Zugabe angehangen. Wiſſen wir doch, daß ihre Bewohner jederzeit ſo viel Zerſtreuung gefunden, als ſie bedurften. Und iſt es ja eine Thatſache, daß man ſich's überall langweilig machen kann, wo man es ernſtlich will, ſelbſt in London, Paris und Wien. Und ſind die,

Digitized by Google

welche auf den Hochſchulen der Zerſtreuung einen Curs gemacht, oft gerade am wenigſten geeignet, die Langeweile von ſich und andern fern zu halten. — Aber aus dem Kartenſpiel ſtrömt auch der Verführung Reiz. Schlummernd ruht der Keim der Leidenſchaften in dem Innern der Menſchen. Die Gelegenheit bringt ihn zur Entwicklung; am ſchnellſten die fürchterlichſte aller Leidenſchaften, die Leidenſchaft des Spieles, welche ſo viele Verbrechen in ihrem Schooße birgt und ſchon zur Reiſe gebracht. Die Sittengeſchichte unſerer Stadt iſt unbefleckt von Capitalverbrechen der Spieler, aber nicht von der Sünde leichtſinniger Bürger, welche ihres Berufes Erwerb, der Mütter und Kinder Nahrung und Decke im Spiele verſchleudert. Die Trinkſtuben ſind jederzeit eine Pflanzſchule der liederlichen Spieler geweſen. Doch waren meiſt nur Einzelne mit den Peſtbeulen der Spielſucht behaftet, durch welche die Anſteckung ſich verbreitete. Brach das Uebel in den höhern Ständen aus, ſo brachte es unter veränderter Geſtalt die nämlichen Folgen. In dieſer Hinſicht iſt die Spielſeuche, welche von 1760—1790 in unſerer Stadt geherrſcht, eine ſittengeſchichtliche Erſcheinung. Sie beweiſt, daß die Geiſtesbildung mit der damals ſich verbreitenden Wohlhabenheit nicht gleichen Schritt gehalten, und daß man einer edlern Anwendung des Geldes noch wenig fähig. Denn während dieſer langen Periode blühete die böſe Sitte, daß Geſellſchaften angeſehener und wohlhabender Männer im Sommer in ein Gartenhaus, im Winter in eine dumpfe Stube ſich verſchloſſen, um der Wohlluſt der Spielluſt ungeſtört fröhnen zu können. Man ſah wie auf einer Spielbank Geldſäcke aufgeſtellt. Die Freunde waren aus Mangel an Banknoten mit Capitalbriefen bewaffnet, um ſich das Zahlen zu erleichtern. Es wurden Summen gewonnen und verloren, welche ſolide Häuſer wankend machten und neue bauten. Ein ſolches Spiel trieb damals der Zeitgeiſt mit unſern Bürgern — In frühern Zeiten hingegen hatten ſie ſich viel einfacher bezeigt. Als Naturkinder ſuchten ſie ein Spiel, das für ihre nervigen Arme paßte und dem Körper eine heilſame Bewegung gab. Darum ſtellten ſie ſich vorzugsweiſe auf die Kegelbahn Auf dieſer bewegten ſie ſich mit Leidenſchaft. Ja ſie zeigten ſich als wahre Kegelenthuſiaſten, welche die Sache als eine Kunſt und Herzensſache trieben. Hatten ſie die Laſt und Hitze der ſechs Werktage getragen, dann

Digitized by Google

vermochten ſie am allgemeinen Ruhetag den Geiſtesdrang nicht zu hemmen, den neun hölzernen Muſen zu dienen. Der herkuliſche Kugelſchwung unſerer Bürger mit ihrem ſcharfen Schützenblick war weit umher gefürchtet und ſogar zum Sprüchwort geworden. Und dieß iſt der einzige Fall, wo ſie, beim geſellſchaftlichen Zuſammentreffen mit Fremden, wegen einer Virtuoſität ſich nicht ganz gern geſehen, ja halb abgeſtoßen fühlten.

Richten wir nun den Blick auf die Erſcheinungen des öffentlichen Lebens, ſo treten uns viele Abweichungen und Veränderungen entgegen; Vieles aber auch, was als Keim im Schooße der Vorzeit lag, und in ſeiner Entwicklung und Vervollkommnung die jetzigen Zuſtände unſers bürgerlichen und öffentlichen Lebens geſchaffen hat.

Die ganze äußere Form unſerer Stadt und alle Erſcheinungen des öffentlichen Lebens verriethen ehemals eine ſtarre Ariſtokratie. Darüber iſt ſich nicht zu verwundern. Hat doch jedes Jahrhundert ſeine eigene Ariſtokratie, welche von dem vergangenen nach und nach emporgetragen, von dem folgenden nach und nach wieder geſtürzt worden. Unſere Augen haben in der Revolution den Adel auf etwas unſanfte Weiſe herabſchleudern und der Bürgerariſtokratie weichen geſehen. Wer weiß, ob nicht im nächſten Jahrhundert der Handwerkſtand am höchſten ſteht, ſo beſorgt er auch gegenwärtig um ſein Daſein iſt? Kraft, Genie und Geld haben ſeit Anbeginn der Welt um die Oberherrſchaft gekämpft Derjenige Stand, welcher eine oder zwey oder alle drey dieſer Locomotiven ſich vorſpannt, wird in raſcher Bewegung vorwärts ſauſen, in die Höhe ſteigen und die Ariſtokratie bilden. Unſere Stadt hat bereits drey Ariſtokratien durchgemacht. Die erſte, welche am längſten herrſchte, war die anerborne, die Ariſtokratie des Adels. Dieſe wurde durch die Reformation geſtürzt. Die Ariſtokratie des Bürger- und Handwerkſtandes trat an ihre Stelle. Sie hatte aber nur kurze Dauer. Denn allmälig trat auf dem Tableau unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe ein häßlicher Flecken hervor, die Geldariſtokratie. Es gab Capitaliſten und Kaufleute. Dadurch, daß ſie den ganzen Tag das Zins- und Hauptbuch mit ſeinem ewigen Soll und Haben vor Augen hatten, wird es erklärlich, daß ſie auch in der Geſellſchaft Jedermann nur nach dem Haben taxirten und meinten, ein Mann, der etwas gelten wolle, ſolle ſo und

Digitized by Google

und ſo viel haben. Das Seyn war ihnen zu imaginair, nicht reel und faßlich genug. Auch das Reich der Geldariſtokratie, obgleich auf ſilberne Säulen geſtellt, wurde bald geſtürzt und mußte der Ariſtokratie der bürgerlichen Gleichheit weichen, in welcher wir uns jetzt allerdings ſehr wohl und am beßten befinden, weil durch dieſelbe Alle vornehm geworden.

Eine Folge des ariſtokratiſchen Geiſtes, der unſere Stadt durchwehete, war die Titelſucht. Wo Männer waren, da durchrauſchte der Titelruf wie ein Rottenfeuer die Verſammlung. Es war eine Art wohlfeilen Tributes, welchen man zu jener Zeit forderte und bezahlte, als unſere Bürger noch patriotiſch genug waren, ſich mit Aemtern und Dienſten beſchweren zu laſſen, die große Mühe, aber wenig oder gar keine Beſoldung brachten. Dieſe Titelſucht iſt ein Erbe unſerer Vorfahren, das wir unverſchwächt erhalten. Doch ſind nicht bloß die Bürger von Winterthur, ſondern die Schweizer überhaupt, ja der ganze deutſche Stamm, von dieſer Sucht befallen. Wir beſitzen zu viel Beſcheidenheit und eine zu dünne Haut. Wir glauben von jedem Wind weggeweht zu werden, wenn wir nicht einen Titel als Ballaſt bei uns führen, und ſchrecken ängſtlich zuſammen, wenn man uns beim Namen ruft, ſtatt uns bei der Handhabe irgend einer Rangſtufe anzufaſſen. Es hat uns an freier Luft gefehlt, uns abzuhärten. Man ſagt zwar, es rühre daher, daß der Schweizer, wie der Deutſche, vorzugsweiſe alles auf das Familienleben hält. Aber der Engländer thut dieß nicht weniger; nur daß er ein gedoppeltes Leben führt, ein abgeſchloſſenes mit den Seinigen, in welchem er Nichts, und ein öffentliches, in welchem er Alles verträgt. Das letztere hat uns bisher ganz gefehlt, und jede Zugluft brachte uns daher den Schnupfen. Seit den Dreißiger des 19ten Jahrhunderts hat uns zwar eine dämoniſche Gewalt in das öffentliche Leben hinübergeriſſen; aber es iſt nur das öfentliche Unleben der Zeitungsblätter, welche mit der verworfenſten Titelſucht, — mit der Verläumdungs- nud Schimpfſucht behaftet. Das Gift iſt ſo verderblich in die Titel gefahren, daß man verſucht werden möchte', die ariſtokratiſche Titelſucht unſerer Vorväter zurückzuwünſchen, welche nur ehrte, nicht befleckte, und mit Wenigem große Freude machte.

Betrübender iſt der craſſe Aberglaube, welcher ſo lange in unſerer Stadt geherrſcht. Ihre ehemaligen Bewohner müſſen

Digitized by Google

mit ſchärfern Sinnen begabt geweſen ſeyn, als die der neuern Zeit. Denn ſie ſahen den Teufel leibhaftig durch die Gaſſen laufen und hörten die Hexen in allen Ecken ſpucken. Teufel und Hexen, und Hexen und Teufel waren Wechſelbegriffe, von denen Aller Herzen ſchwer und Aller Köpfe voll. Wie aber ein böſes Weib weit unnatürlicher und unheimlicher, als ein böſer Mann; ſo wurden die Hexen allmählig mehr gefürchtet, und der Teufel als Hexenmeiſter verlor ein Stück von ſeinem Reich.

Die Culturgeſchichte des menſchlichen Geſchlechtes hat wohl keine traurigere, die Würde des mit Vernunft begabten Menſchen entehrendere und in ihren Folgen für das ſittliche und bürgerliche Leben ſchrecklichere Thatſache aufzuweiſen, als den Glauben an das Daſeyn und die Wirkſamkeit von Hexen und Hexenmeiſtern Dieſen Glauben haben das 15te und die zwey folgenden Jahrhunderte allherrſchend gemacht. Allgemein nahm man an, es gebe Hexen und Hexenmeiſter, d. h. Weiber und Männer, welche, nachdem ſie Gott und die Religion abgeſchworen, ſich durch ein förmliches Bündniß dem Teufel ergeben, um von demſelben unterrichtet zu werden, wie ſie mit Zauberworten, Kräutern und andern an ſich unſchädlichen Dingen die Elemente in Unordnung bringen, Menſchen, Vieh, Aeckern und Früchten Schaden zufügen, und andere in der Natur unmögliche Dinge hervorbringen könnten. Der Begriff der Hexerei iſt zum Theil aus dem Heiden- und Judenthume, wo Magier, Zauberer, Wahrſager, Traumdeuter u. ſ. w. vorkommen, in das Chriſtenthum verpflanzt worden. Schon in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche erhielt er durch das überhandnehmende Anſehen des Teufels ſeine eigenthümliche Geſtalt. Mit der erweiterten Herrſchaft des Mönchthums und Aberglaubens aber wurde er zu dem furchtbarſten und unſinnigſten Syſtem ausgebildet, welches Tauſenden Leben, Ehre und Vermögen raubte, dem Fortſchreiten der Volksbildung faſt unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſetzte, und nur erſt nach langem Kampfe, vorzüglich durch die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erſtarkenden Naturwiſſenſchaften, zwar nicht vernichtet, doch allmählig untergraben wurde. Bemerkenswerth bleibt, daß der Glaube an Zauberei im 8., 9. und 10. Jahrhundert mit der Ausbildung der Heiligen- und Reliquienverehrung gleichen Schritt gehalten, ja daß ſie ſich ge-

Digitized by Google

genſeitig hervorgerufen und ergänzt. Denn wie von Jahr zu Jahr die Zahl der Heiligen anwuchs, und dieſe in der chriſtlichen Kirche in die Reihe der vertriebenen Schutzgötter traten, ſo daß jede Kirche, Gilde und Zunft einen ſolchen Patron beſaß; ſo vermehrte ſich auch das Anſehen des Teufels ſo ſehr, daß ſelbſt einzelne Städte zur Aushilfe gegen dieſe furchtbare Macht mit Zauberern und Zauberinnen abſchloſſen, die ſich auf das Wettermachen verſtanden, oder Felder und Früchte vor dem Schaden der Wettermacher bewahren zu können vorgaben.

Als im 15. Jahrhundert die Wiſſenſchaften, dieſe neue Blüthe der humaniſtiſchen Studien, wieder erwachten, begannen ſie ſofort den Kampf gegen den erſtarkten Zeitglauben. Doch ſie waren noch zu ſchwach. Was Jahrhunderte gebaut, konnte nur im Laufe der Jahrhunderte wieder vernichtet werden. Auch waren nur wenige, ſelbſt der gelehrteſten Männer jener Zeit, ganz frei von dem Glauben an Hexerei, und Viele, die ſich mit dem Gebiete der Natur befreundeten, wurden ſelbſt als Zauberer, Schwarzkünſtler und Hexenmeiſter angeklagt und verfolgt. So konnte der Irrthum ungehindert ſich beſtärken. Nicht einmal die Reformation hat den Hexenglauben und die Hexenprozeſſe geſtürzt. Sie ließ beide beſtehen, weil ſie den Glauben an den perſönlichen Teufel beſtehen ließ. Im 17. Jahrhundert aber erreichte der Hexenunfug ſeinen Kulminationspunkt und überbot ſich in Unſinnigkeiten jeder Art. Es war ſo weit gekommen, daß in den Burgen der Ritter, in den Paläſten der Großen, in den Bibliotheken der Gelehrten, auf jedem Blatt der Bibel, in den Kirchen, auf dem Rathhaus, in den Stuben der Rechtsgelehrten, in den Offizinen der Aerzte und Naturlehrer, in dem Kuh- und Pferdeſtall, in der Schäferhütte und überall der Teufel hauſete. Jedes Donnerwetter, jeder Hagelſchlag, jede Feuersbrunſt, Dürre, Viehſeuche u. ſ. w. wurde dem Teufel und den Hexen aufgebürdet. Jedes geſchwächte Mädchen, jedes ehebrecheriſche Weib, jeder überwieſene Dieb oder Mörder erklärte ſich als vom Teufel in Perſon verführt. Erſt in den neueſten Zeiten hat ſich die Wirkſamkeit des Teufels gerade darin zu zeigen angefangen, daß er es dahin gebracht, daß faſt Niemand mehr an ihn glaubt.

Auch unſere Stadt war durch Aberglauben und Teufelsfurcht kindiſch leichtgläubig und verzagt geworden. Im Jahr

Digitized by Google

1666 ward auf den Schwingen der Eile der Bericht hieher getragen, daß in Gundetſchwyl ein Ochſe von verdächtiger Geſundheit ſchnell abgeſchlachtet worden. Dieß konnten Schultheiß und Rath, die Fleiſcher ſammt allen Viehverſtändigen, nur für einen Act der Klugheit erklären. Da wurde aber dem Berichte beigefügt, beim Abſtechen des Ochſen ſey, ſtatt des Blutes, ein blauer Rauch ausgefahren, und beim Oeffnen des Thieres aus der Bauchhöhle eine ſo ſtarke Feuerflamme aufgeſtiegen, daß ſie dem Metzger den Bart verſengt, eine anweſende Frau ziemlich verletzt und beim Aufſteigen durch die Tenne den Heuſtock zu entzünden gedroht. Dieſer übernatürliche Beiſatz brachte unſere Naturkinder, alt und jung, gelehrt und ungelehrt, in Aufruhr, und Alles ſtürzte gedankenlos nach Gundetſchwyl hinaus, um an der erloſchenen Lebensflamme eines geſchlachteten Ochſen den Wunderglauben anzufachen. — Das Geſpenſt, welches Ao 1695 im Schloß Wyden zu Oſſingen ein Jahr lang unſern Amtmann David Sulzer ſammt ſeiner Familie in Schrecken geſetzt, hat durch ſein Gepolter, und die von dem Gottesgelehrten Hauslehrer Jacob Steiner gemachte Beſchreibung, einen eidgenöſſiſchen Ruf erhalten. Auch zu Schaffhauſen über dem Rhein horchte man angſtvoll auf, und die Brücke zu Andelfingen paſſirten nur wenige ohne Zittern. Und vom Jahr 1596 berichtet unſer erſte Pfarrer, Joſua Maler, ein grundgelehrter Mann: „Es wurdend gar mengerley und ſelzam Zytungen, und glichwol künftiger, wolverdienter Strafen gwüſſi Vorboten, ußgeſpreitet: Als nämlich, wie im Zürichſee zween groß Hecht, ſo einen Bloüwliug hinden und vornen gefaßt, alſo das keiner ſyn Theil laſſen wöllen, in ſömlichem irem Kampf gefangen und gen Zürich uf den Fiſchmarkt gefürt worden. — Wie ouch zu Luzern in der Stadt ein Ymb mit großem Schwarm ſich in der Apothek niedergelaſſen und angehenkt und ſo bald er geriſpet, widerum hinuß und abweg geflogen: — wie ouch zu Schwyz ein großer Blutbach gefloſſen: — So ſtund ouch zu der Zyt und ſonderlich im Julio ein heiterer Comet am Himmel, einer langen Ruten oder Bäſen nit unglich. Den konnt man by glanzen Nächten gar wol und eigentlich erſähen, und daarby wahrnemmen, wie er ſich hin und her kert und wendet. Gott laſſe uns ſeine Warnungen und Vorbotten recht annemmen,

und in ſo wolverdienten Strafen dennoch ſiner Gnaden nit beraubet werden!"

Eine Unzahl abergläubiſcher Vorſtellungen beunruhigten das häusliche Leben. Die ganze Haushaltung erzitterte über den unglücklichen Einfluß eines umgeworfenen Salzfaſſes. Glücklich ſchätzte ſich der Hausvater, wenn er die Beſinnung nicht verlor und den ſchlimmen Folgen dadurch zu begegnen ſuchte, daß er eine Meſſerſpitze voll Salz über ſeine linke Schulter in die Augen des Teufels warf. Allgemein galt der Freitag für unglückbringend; weßhalb auch die Reiſeluſtigſten an dieſem Tage zu Hauſe blieben Das Vorurtheil gegen dreizehn Gäſte am Tiſch erhielt ſich lange mit ſeinem Schrecken, beſonders in den höhern Claſſen, wahrſcheinlich weil dieſe einem ſolchen Zufall häufiger ausgeſetzt, als die übrigen. Eifrigſt wurde Abhülfe geſucht, durch Zuziehung eines neuen Gaſtes. Der bibliſche Urſprung dieſer Scheu, ſo klar und beruhigend er am Tage liegt, blieb ganz vergeſſen. Wurde ein Kind wegen irgend eines körperlichen oder geiſtigen Vorzugs gelobt, ſo durfte es ohne den Zuſatz: „Gott behüt's" nicht geſchehen, ſonſt galt es für behext und beſchrieen, und der Mutter erſte Sorge war, dieſen Zauber durch einen Gegenzauber zu verſchwächen. Daher wird noch jetzt der Ausdruck: „Gott behüt's" ſo häufig aus dem Munde unſerer Landleute vernommen, wenn ſie uns das Wohlſein ihrer Angehörigen in Haus und Stall berichten.

Vergebens hatte das ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts immer eifriger betriebene fruchtbare Studium der Naturwiſſenſchaften die Aufklärung verbreitet Die Nebel des Aberglaubens zogen auch ſpäter noch über unſere Stadt ein unangenehmes Dunkel. Im Jahr 1771 wanderte unſer Scharfrichter Paulus Volmar geraume Zeit in Jacob Zieglers Haus zum Lämmli, um ein Geſpenſt zu bannen, das den Leuten ſchlafloſe Nächte machte. Zuletzt wurde dem hülfreichen Hausfreund vom Rathe verboten, ferner das Haus zu betreten, oder jemand von den Seinigen dahin zu ſchicken. Der Amtſchultheiß erhielt den Auftrag, „diejenigen Bürger, welche dieſes Vorfalls halben im Hauſe geweſen und eigentliche Wiſſenſchaft davon haben, vorzubeſcheiden, um zu vernehmen, was ihnen im Wiſſen, um dieſer einfältigen, aber ſchändlichen Geſchichte ein Ende zu machen." — Im Jahr 1777 ſetzte eine verhexte Oelpreſſe den

Digitized by Google

abergläubiſchen Eigenthümer und den mit ihm gleichgeſinnten Theil der Bürgerſchaft in heftige Beſtürzung, den Rath aber in großen Zorn. Salomon Sulzer, der hölzerne Werkmeiſter der Stadt, hatte bemerkt, daß ſeine Oelpreſſe, welche Tags zuvor noch gute Dienſte geleiſtet, mit einemmal ihre Preßkraft verloren. Bald war er mit vielen andern ſeines Glaubens auf der Ueberzeugung, es ſey ihr durch böſe Leute etwas angethan. Der einberufene Scharfrichter erklärte ſich zu ſchwach, den böſen Geiſt aus dem Holze zu jagen. Da wird der Vieharzt zu Pfaffenhauſen herbeigeholt. Dieſer bringt durch eingeſchlagene Nägel, Drogerien und Rauch den gepreßten Oelſaamen wieder in vollen Fluß. Meiſter Sulzer dankt Gott, daß er ſo von dieſem Uebel befreit. Der Magiſtrat aber belegte des Beglückten Beglücker mit der dreifachen hohen Buß (54 ℔) für die lachsneriſche und betrügeriſche Operation. Der ungeſchickte Scharfrichter, welcher Reu und Leid bezeugt und das Geſtändniß abgelegt, er glaube es ſelbſt nicht, kam mit der einfachen Buße davon. Salomon Sulzer bezahlte die gleiche Summe und wurde vor den großen Convent im Pfarrhaus geſtellt, „um anzuhören, was dienen könne, ihn von dieſem dummen Aberglauben ab — und zu einer vernünftigen Denkensart zurückzubringen.“

In früheren Zeiten wurde der leiſeſte Verdacht von Hexerei hart beſtraft. Viele unſerer Mitbürgerinnen wurden deßhalb zeitlebens ins Haus oder aus der Stadt verbannt, mußten den Laſterſtein durch die 4 Hauptgaſſen ziehen oder am Halseiſen das ſchwere Band ſich um den Hals legen laſſen. Ao 1520 wurde Margaretha Thurgin wegen Hexerei in den Spital verbanniſirt. Im Jahr 1669 aber wurde Barbara Graf enthauptet und zu Aſche verbrannt, weil ſie bekannt, der Teufel ſei ihr in der Geſtalt eines großen ſchwarzen Hundes erſchienen, und habe ſie beredet, das Kleinod einer Jungfrau in den Koth zu werfen.

Zu Zürich wurde Ao 1712, in Glaris Ao 1783 die letzte Hexe verbrannt. Es waren die letzten Nachwehen des furchtbaren weltgeſchichtlichen Uebels, welches jetzt durch die Geſetzgebungen aller Länder und durch den Durchbruch der Aufklärung für immer vernichtet iſt. Gleichwohl lebt im Glauben des linnenen, wie des ſeidenen Pöbels noch ſo Manches vom alten Hexenweſen, und namentlich die Furcht vor Bezaube-

Digitized by Google

rungen fort. Wie ſehen wir die Leute immer noch ſich zu den Wahrſager-Buden drängen! Im Ganzen iſt es ja völlig einerlei, ob die bethörte Menge zu einem Manne lauft, der das andere Geſicht hat, oder zu den gemeinen Kartenſchlägerinnen, Kaffeeſatz-Prophetinnen, Salzhäufchenſetzerinnen, Siebdreherinnen u. ſ. w. Die Folgen für das häusliche Glück der Familien ſind überall dieſelben d. h. ſehr traurig. — Einige ſind in neuer Zeit in der Ueberzeugung ſehr ſtark geworden. Dieſe haben vom Aberglauben zu beiden Seiten ſo viel abgeſchnitten, daß ihnen auch vom Glauben nichts mehr übrig geblieben. Ein neues Mißgeſchick. Denn der alte Aberglauben und der neue Unglauben ſind gleich bedauernswerth.

Einen trüben Blick in das ehrenfeſte Leben unſerer frommen Vorväter öffnen die Bordelle, (von borda, bordellum, ſchlechtes Haus) welche in frühern Zeiten gewöhnlich Frauenhäuſer, auch arme Töchterhäuſer, Freihäuſer, Muhmenhäuſer, offenbare Häuſer u. ſ. w. genannt wurden. Das Vorhandenſein eines ſolchen Frauenhauſes in unſerer Stadt läßt ſich nicht in Abrede ſtellen Denn zu hiſtoriſch iſt der Thatbeſtand. Doch bildet dieſe öffentliche Pflanzſchule der Sittenloſigkeit eine vorübergehende Erſcheinung. Nur auf einen Zeitraum von 38 Jahren beſchränkt ſich ihre Duldung. Erfreulich iſt, daß unter allen denen, welche das hieſige Frauenhaus, das am Graben ſtand, geführt, nur Fremde aus allen Gegenden, und kein Bürger gefunden wird. Was auf einen Mackel des Gewerbes zu deuten ſcheint, welcher mit der Ehre eines Bürgers für unverträglich gehalten wurde.

Die erſte Erwähnung eines Frauenhauſes geſchieht im Jahr 1468. Die Errichtung desſelben beruht auf folgendem Beſchluß: „MHHerrn Schultheiß und Rät zu Winterthur hand zu einem Knecht des Frauenamptes ufgenommen Jaryon Brandt von Flawil; und hat geſchworen MHHerrn von Zürich und Winterthur Trüw und Warhait und kein falſch Spil ze tund laſſen, und ſich ſonſt erbarlich ze halten gegen Burgers Kind, die nit zu iren Tagen kommen ſind, nit überfaren ze laſſen in keinem Argen. Sunſt iſt beredt, das es Geſtalt gewinn, ſoll er eine Pfrund haben.“ Alſo um dieſer neuen Anſtalt gutes Gedeihen zu verſchaffen, wurde der Unternehmer von Seite der Stadt durch das Spendamt unterſtützt. Doch auch ſpäter leiſtete der Rath bereitwillig für die Möblirung

Digitized by Google

des Hauſes hülfreiche Hand Dieß lehrt der Beſchluß: „Hanſen dem Frouwenwirt iſt ein Bett vom Spital gelihen, und one Zins, das er das in Ehren haben und keinen Weg verenderen, verſetzen noch verkouffen ſol; dan wan er nit mer Wirt ſin oder hier beliben wöllt, ſol er das dem Spital inantwurten.“

Merkwürdig iſt das offene Rechtsverhältniß, in welcher Schultheiß und Rath ſich mit den Frauenwirthen ſetzte. Die gegenſeitigen Verpflichtungen erhielten von Jahr zu Jahr eine genauere Beſtimmung und vervollkommneten ſich bis Ao 1503 zu folgender Eidesform: „Der Frouwenwirth ſol ſchweren unſern Herren von Zürich Trüw und Warheit, ouch Schultheiß und Räten Boten und Vorboten gehorſam ze ſind, gemeiner Statt Nutz ze fürderen und Schaden ze wenden, ouch allen Husrat, ſo er im Hus findet, laſſen beliben. Und in dißen Eid genommen, kein falſch Spill noch Untrüw zu geſtatten, ünd alles argwenig Gut, ſo zu Spil oder zu den Frouwen in das Hus bracht würde, deßglichen alle Gotzleſterung, wo er das in ſinem Hus hörte, deßglichen alle ander Unzuchten einem Schultheißen zu laiden, ouch kein unſuber Frouwen von der Blateren im Hus nit ze halten; ſonder das Frouwenhaus alle Samſtag ze Nacht, alle 12 Boten Abend, ouch alle Unſer Frouwen und ander hochzitlich Abend zu beſchlieſen und niemand darin ze halten. Darzu ſo er nüt mer allhie beliben wollte, nicht abzüchen, dann mit Wüßen eines Ratz und den Schulden unſchädlich. Actum uff Lutie 1503.“

Daß die Uebertretung des Frauenwirtheneides ſcharf geahndet worden, beweiſen einige Straferempel. Bemerkenswerther Weiſe aber bezeigten ſich die Männer nie ungehorſam, ſondern nur die Frauen. Das Jahr 1484 berichtet: „MHHerrn haben Barbala Merſchwin von Eßlingen, allhie Frouwenwirtin, um etlich Schwür in Vangnuß gnommen und ſy damit von der Statt geſtrafft. Daruff hat ſy einen Eid geſchworen, von unſer Statt, auch iren Zwingen und Bännen ze gand und in Jars Friſt on Willen eines Rats darin nit mehr ze kommen; auch ſolch Gefangnuß, und was ſich darunter verlauffen, nit mer ze rechen.“ Und Ao 1591 wurde die Frauenwirthin Urſula Erni von Stein um ihres diebiſchen Weſens willen lebenslang 2 Stunden von der Stadt verbannt An ihre Stelle trat Apolonia Beck von Straßburg, ein vollkom-

menes Tugendbild, welches ſich durch das rothe Käppchen kenntlich machte, das nach der Frauenhauspolizei die Wirthin und ihre Frauen tragen mußten, wenn ſie über die Straße oder zur Kirche gingen.

Ohne gute Empfehlung gelangte keiner zu dem Ehrenamt eines Frauenwirthes. Wie ein ſolches Recommandationsſchreiben abzufaſſen, das können wir von dem Frauenwirth in Conſtanz lernen. Derſelbe ſchrieb an Schultheiß und Rath: „Fürſichtigen, wiſen, lieben Herren! Min gar willig, früntlich Dienſt ſyen üch von mir zu allen Zythen vor berait. Mich langt an, wie das ir üwer Frowenhus gelihen haben minem Knächt Oſchwalten von Nördlingen, Zoiger ditz Briefs, und er aber an Kontſchaft bringen ſol, wie er ſich mit mir und andern Lütten allhie zu Coſtenz gehalten hab. Und umb das die Warhait gefürderet und das Unrecht vermitten werd, ſo ſag ich by minem Aid, und wie ich ain Warhait ſagen ſol, das er ſich by mir fromklich und redlich gehalten hant. Waiß ouch nit, das er Yemant hie kain Args, noch das Yemant von im untz klage. Bitt und beger ouch an üwer Wißhait, ir wellen üch in befollen laſſen ſin. Wo ich das umb üwer Wißhait und die Uewern mit minem armen Dienſt gedienen mag, ſoll ich allweg willig funden werden Begäb es ſich, das er üch oder den Uewern Rechtzit uffſchlug, ain Pfund Pfennig oder Viere, da wil ich Bürg und Währ über ſin, das nieman nüntz daran verlieren ſol; wil es ouch bezalen. Und des zu Urkund der Warhait, ſo han ich mit Vlys ernſtlich erbetten den erſamen Micheln Strobel, das er ſin aigen Inſigel für mich und min Erben, doch im und ſinen Erben in allweg on Schaden, getruckt hant uff dieſen Brief, der geben iſt am Zinstag nach Sant Erhartstag Anno **1481**.

Uewer williger
Laurentz Hutmacher, Frowenwirt
zu Conſtenz"

Die öconomiſchen Vortheile, welche das Frauenhaus dem gemeinen Weſen verſchaffte, waren unbedeutend. Um zwei Gulden jährlich wurde es verliehen; doch mit dem ſparſamen Zuſatz: „das Haus in guten Eren und Büw zu halten, nützet darin zu brechen noch zu ändern." Indeſſen war das kleine Haus nicht einmal unbeſchwertes Eigenthum der Stadt, ſondern noch Ao **1481** dem Hans Götz um ein Gulden Zins verſchrieben.

Digitized by Google

Wichtiger ſcheint der moraliſche Gewinn, welchen Schultheiß und Rath ſich von dieſer privilegirten Unſittlichkeitsanſtalt verſprochen. Es iſt, wie wenn ſie das Frauenhaus als einen Abzugskanal der geheimen Unſittlichkeiten betrachtet, und dieſe abſichtlich in ein offenes Haus geleitet, um deſto eher im Stande zu ſein, dieſelben zu überwachen. Denn zu eben der Zeit, da unſer Magiſtrat das Frauenhaus unter ſeiner Aufſicht und Schutz hatte, unterdrückte er alles verführeriſche Weſen und Leben in den Häuſern der Bürger. Im Jahr 1493 heißt es: „MHHerrn haben angeſehen, durch Schultheiß von Saal, Schultheiß Hettlinger und den Stadtſchriber mit nachfolgenden Perſonen und Uffläßerinnen zu reden und zu verſchaffen, daß ſie fürhin niemand in ihren Hüſeren Fürſchub noch Uffenthalt zu Ehbrüchen noch ander Unkeuſchheit, wenig noch viel mit Räthen und Gethäten, heimlich noch offen, keins Wegs geben ſollen; und welche das überſehe, ſoll zu ewigen Zeiten die Statt verbothen ſyn ohn Gnad. Und ſind dieß die Frauen: Elſa Kißlerin, Regula Sibmacherin und Adelheit Eſchenbergin,“ damals unſere drei charmanteſten Bürgerinnen.

Die letzte Nachricht von dem hieſigen Frauenhaus gibt das Jahr 1506. Es berichtet, daß Agathe von Salgans zur Frauenwirthin angenommen worden unter den gewohnten Bedinbingungen. Von da an laſſen die Protokolle das Frauenhaus aus den Rathsverhandlungen fallen. Wohl ein ſprechender Beweis, daß vor Rath nicht mehr davon geredet worden. Welcher Anſtoß dieſe Anſtalt aus dem öffentlichen Leben weggeſchafft, iſt unbekannt. In jedem Fall reifte jene Zeit dem Beſſern entgegen. Was konnte ſie beſſeres thun. als ſich eines Schandflecks in aller Stille entledigen?

Ein hervorſtechender Characterzug in dem Leben unſerer Altvordern iſt die Hochachtung und Ehrfurcht, welche ſie gegen alle diejenigen fühlten und zeigten, die über ihnen ſtanden. Für ſolche hielten und erkannten ſie alle Magiſtraten. Die kleinen Rathsherren waren große und hochgeſtellte Männer in den Augen der Bürger, und die Schultheißen wanderten wie ſichtbare Götter durch die Gaſſen. Durch die Thatbeweiſe der Achtung, welche alle empfangen, iſt allen, ſelbſt den ehrgeizigſten, reichlich vergolten worden, was ſie zum Beſten der Stadt gethan, und ſie haben von der Zukunft nichts mehr zu fordern und zu erwarten. Zur Beurtheilung der Ach-

tung, welche die Väter der Stadt ehemals genoſſen, fehlt dem jetzigen Geſchlechte jeder Maaßſtab der Vergleichung. Darum verweiſen wir manchmal die frühern Zuſtände in die aus der ſogenannten beſten Welt herabgebotenen Ideale. Oft auch werden wir ungerecht, und nennen Sclavenſinn und Schmeicheley, was aus reinem Herzen und freudiger Ueberzeugung floß. Achtung und Ehrfurcht waren Hülfsmittel, welche den ehemaligen Regenten das Regieren erleichterten. Dieſer beraubt ſind die jetzigen ſo ohnmächtig geworden, daß jeder ſie ungeſcheut in den Mund nimmt oder in den Federkiel ſteckt, und ihre Perſon oder ihr Thun grauſam zerfleiſcht und befleckt.

Die nämliche Achtung, welche die Häupter der Stadt genoſſen, ließ man auch den hohen Häuptern des Landes angedeihn, ſo wie Allen, die Repräſentanten derſelben waren, oder ſich für ſolche hielten Den täglichen Genuß beſaß der ſeit Ao 1540 Winterthur bewohnende Zürcheriſche Amtmann, gegen welchen die Stadt ſich ſo zuvorkommend benahm, daß ſie ihn beim Aufzug mit einer Mahlzeit beneventirte und beim Abzug eben ſo valedicirte. Dieſer Schaffner trug ſich manchmal bis zum Lächerlichen mit dem Glauben, er ſey Repräſentant der hohen Landesregierung. Die öffentliche Ehre, die er genoß, mochte dieſen Glauben ſtärken. Da es aber oft an Erziehung und Kenntniß gebrach, ſo geſchah, daß das vermeinte Organ den Suverain nur ſchwach repräſentirte. Dennoch ſuchten Schultheiß und Rath ſein Anſehen auf jede Weiſe zu heben. Dieß erfuhr Ao 1739 Jacob Steiger, der den Anſtand ſo weit überſprungen, daß er den Herrn Amtmann Hirzel „geduzt." Dafür erhielt er nicht bloß das obrigkeitliche Mißfallen, ſondern mußte, von dem Großwaibel begleitet, nach dem Amthaus wandern, um ſeine Grobheit höflich abzubitten. Als dieß geziemend geſchehen, hatte er noch Tag und Nacht auf dem Schmidthor zu liegen und über die hohe Buße nachzudenken

Selbſt um die Gunſt des Amtmanns zu Töß buhlte die Stadt, weil zwei ihrer Mühlen Erblehen des dortigen Kloſters waren, und mehrere Bürger dorthin zinspflichtige Güter beſaßen. Solche Verpflichtungen, meinte man, laſſen ſich bei gegenſeitiger Anhänglichkeit am leichteſten erfüllen.

Die höchſte Achtung genoß jener Knecht der Herren von Zürich, welcher auf dem nahen Schloße thronte. Der Vogt

Digitized by Google

zu Kyburg war eine zu nahe, zu hohe und mächtige Perſon, als daß Winterthur nicht jederzeit wünſchen mußte, ihn zum Freunde zu haben. Zudem beſaß die Stadt in der Grafſchaft Kyburg ſo viele Zinſen, Renten und Gülten, Zehenten, Höfe, Güter und Waldungen, ſammt der viel beeinträchtigten Eulach, daß ſie des Landvogtes Schutz und Gunſt oft bedurfte. Daher das Beſtreben, ſich dem hohen Herren gefällig zu machen, und das Heer von kleinen Höflichkeiten, welche gewöhnlich eine kleine Erwiederung fanden. Die älteſte iſt vom Jahr 1553 und aus folgender Zuſchrift zu entnehmen: „Lieben Herren und Fründ. Ich ſchick üch bi minen Sünen ein Rech zu einem guten glückhaften Jar, das ir es mit einanderen eſſend oder mit tüyend nach üwerem Gfallen. Bitt üch hiemit an eim ſömlichen kleinen Fügen für gut ze nemmen. Wett gern, das es gröſer wär; wär mir lieb. Hiemit wo ich üch kann lieps und dienſtz bewiſen, bin ich geneigt. Hiemit ſind Gott dem Herrn bevollen. Datum den 10 Tag Jener 1553 jar.“

Der regelmäßige Auf- und Abzug der Landvögte brachte eine Ebbe und Fluth in unſer öffentliches Leben. Schultheiß und Rath wurden zu feierlichen Bewillkommungs- und Abſchiedsviſiten aufgerufen. Durch das A und O der diplomatiſchen Freundſchaft, durch eine Mahlzeit, wurde die Bekanntſchaft befeſtigt und wieder aufgegeben. Die Höflichkeit fand meiſtens Wiedervergeltung. Dadurch entſtanden jene Mahlzeitenperioden, in welchen unſere Vorfahren ſo ſtark und fett geworden, ſo vergnügt und zufrieden geblieben. Ao 1629 wurden Schultheiß und Rath vom ſcheidenden Vogt alſo nach Kyburg geladen: „Diewyl uß ſonderen Gnaden des Allerhöchſten ich die mir anvertruwte Verwaltung der Grafſchaft Kyburg in gutem Wolſtandt nun faſt vollendet, und in ſöllicher Zyt von den Herren und den Iren vil Ehr und Fründtſchaft empfangen, alſo das ich Urſach hab, daſſelbe nit allein MGHerren anzerümen, ſonder auch für myn Perſon zu jeden Fürfallenheiten umb ſy und die Irigen ze verdienen — und ich hieby vor minem zunahenden Abzug wol wünſchen möchte, mich mit den Herren ſambtlichen zu erſprachen und von Inen minen Abſcheid zenemmen: Als hab ich, damit ein ſölliches ins Werk gerichtet werde, nit umbgahn können, die Herren dienſtnachbarlich ze bitten, Sy wellind gemeinlich mir die Ehr erzeigen und uff jetzt nechſtkünftigen Zinſtag Z'mittag by einem

ſchlechten Fründmälin allhie erſchynen. Wie ich mich dann verſehen will, dasſelbe ohne einichs Herren Ußbliben beſchechen werde. Wo ich dann dasſelbe widerumb beſchulden könnte, wurde ich mich dazu jederzyt üßerſt verobligirt befinden. Thun hiemit dieſelben, in verhoffender ſambtlicher Willfahr, göttlicher Bewahrung wol bevelchen. Datum den 19. Nov 1639

Der Herren dienſtwilliger Gerold Grebel,
Vogt zu Kyburg"

Wenn der zum Abſchiedsmahl nach Winterthur geladene Vogt um gewiſſer Zufälligkeiten willen nicht erſchien, ſo verurſachten die angeſchafften Speiſen und die vergebens gedeckte Tafel unſerm Magiſtrate wenig Kummer. Ohne die Beſinnung zu verlieren, ſetzte er ſich allein zu Tiſch, und beobachtete nur die Artigkeit, dem Ausgebliebenen von den Ueberbleibſeln ein kaltes Hofeſſen nach Kyburg zu ſenden, wie aus folgendem Dank- und Entſchuldigungsſchreiben vom Jahr 1675 zu erſehen: „Seit der Zeit mir die Kyburgiſche anſehnliche Amtsverwaltung anvertraut worden, hatte ich mir vorgenommen, jedermännglich mit Haltung ſchleunigen Rechtes beholfen zu ſeyn; inſonderheit aber einer Stadt Winterthur, der ich von meiner l. Mutter ſel. naher die halbe Geburt ſchuldig, zu erkennen zu geben, daß aller dero Gutthaten, welcher ich von meiner Kindheit an bis jetzt von ſelbiger genoſſen, mit Treuen eingedenk verbleibe. Nun kann ich unſchwer erachten, daß mein vorgeſetzt Ziel nit erreichen mögen. Ich gelebe aber der Hoffnung, es werdind die Herren Nachbarn, nach gewohnt ihrer Discretion, unſeren Mangel nit einichem böſen Vorſatz, ſonder der verarmten Welt, den zimlich geringen Jahrgängen und meinen Schwachheiten byzumeſſen ihnen belieben laſſen. Wann aber glichwol dieſelben mit meinem Verfahren ein Vergnügen tragen, und deſſen zu würklicher Zeugnis das anſehnliche Lezimahl anſehen wollen, hab ich mich deſſen billich zu befreuen, und wäre mir herzerwünſcht geweſen, wenn meine domahlige Leibsdispoſition zugegeben hätte, ſelbigem perſönlich beyzuwohnen, der uffgeſtellten koſtbaren Spyſen und Ihrer liebreichen Geſellſchaft zu genießen und für ſelbige und andermahlige Guththaten zu danken Weilen aber ohne ſcheinbare Gefahr, mich würklich ins Bett zu ſtürzen, ſolches nit ſeyn können, und die Herren Nachbarn gleichwol mich deſſen mittelſt anſehnlichen Hofeſſens Gnoß zu machen Beliebens getra-

Digitized by Google

gen; als hab ich meine Schuldigkeit ſeyn erachtet, denſelben hiefür und umb alle übrige Ehr, Liebe und Gutthat, ſo mir in der Zeit meiner Amtsverwaltung erwieſen worden, mit gegenwärtigem zum freundlichſten zu danken ꝛc. Kyburg den 29. Dec. 1675. Eſcher."

Auch aus andern Gründen blieben die Landvögte etwa dieſen diplomatiſchen Eſſen fern. Landvogt Hirzel nahm Ao 1747 und 1753 aus Geiz das Geld. Und als Ao 1766 Landvogt Lavater die anerbotene Bewillkommungsmahlzeit ausgeſchlagen, beſchloß der Rath, ihn für den verlorenen Genuß mit 6 Dukaten zu entſchädigen. Er ſchickte ſie aber mit der Erklärung zurück: Er wolle nichts deſto weniger gut Freund von Winterthur ſeyn! Die Herren des Kleinen Rathes aber, welche durch ſolche Abweichungen um ihre unſchuldigen Lebensfreuden kamen, wurden mit einem Gulden getröſtet.

Der Aufwand bei dieſen Gaſtereien war nicht unbeträchtlich. Ao 1693 wurde das Letzimahl beim Wildenmann alſo verdingt: „Das trockne Mahl für einen Herren 7 ℔ und für einen Diener 20 Batzen; was abgetragen, ſoll dem Wirth gehören." Ao 1790 koſtete das Abſchiedsmahl für Junker Landvogt Meiß 222 Gulden.

Wichtiger als das Mahl waren die Vorbereitungen auf dasſelbe; beſonders die Ausmittlung des ceremoniellen Theiles. Dazu wurden beſondere Rathsſitzungen verwendet. Ao 1736 wurde für das Letzimahl des Landvogts der Rang bey Tiſch vom Kleinen Rathe alſo beſtimmt und auszuführen beſchloſſen: „Oben an allein ſoll ſitzen Junker Landvogt Zoller in einem Seſſel. An ſeiner Seite zur Rechten Herr Brigadier Hirzel, Herr auf Wülflingen; zur Linken Herr Pfarrer Müller. Sodann beide Herren Schultheißen vor einander über. Folgents wieder 2 fremde Herren nach ihrem Rang, dann Herr Pfarrer Sulzer und Herr Pfleger Forrer; wieder 2 fremde Herren nach ihrem Rang. Und ſo fort. — Den Junker Landvogt abzuholen ſind geordnet Herr Pfleger Forrer und Rathsherr Ziegler, die ſollen ihn in die Mitte nehmen, ſo dann der Stadtſchreiber und Herr Rechenherr Weinmann. Der Junker Landvogt ſoll bei der Rathlaubenthüre von Herr Amtſchultheiß empfangen und hernach auf der Laube beneventirt werden. Die Tractamente ſollen nicht allzu häufig ſeyn, und jedem Herrn ein beſcheidenlicher Kram heimgegeben werden."

Digitized by Google

Alles, was Landvogt war, erregte Aufſehen. Auch wenn ein neuerwählter Landvogt für das Thurgau ſeinen Aufritt nach Frauenfeld durch Winterthur nahm, geriethen Rath und Bürgerſchaft in außerordentliche Bewegung. Ohne rauſchende Freudenbezeugung konnte er nicht durchkommen. Ao 1643 wurde Herrn Landvogt Füßli von Zürich bei ſeinem Aufritt nach Frauenfeld Ehre zu beweiſen erkennt, nämlich mit 8 Stücken, 32 Dopelhaggen und 100 Musquetirern. Klein und Groß Rath ſoll ihm Geſellſchaft leiſten und 12 Kanten Wein verehren. Ao. 1672 ward beſchloſſen: Dem aufreitenden Landvogt Waſer mit 8 den größten Stücken und 32 Doppelhaggen entgegen zu ſchießen; die äußere Brücke mit Musquetirern, die mittlere mit Piquenierern, die Harniſch tragen, und das Thor mit Musquetierern zu beſetzen, auch einen Offizier mit Musquetirern unter das Oberthor zu ſtellen. Reiſete die neue Frau Landvögtin allein durch, ſo wurde ihr von etlichen Herren des Kleinen Rathes Geſellſchaft geleiſtet. Und zwar in ehrfurchtvoller Erinnerung an ihre frühere Hoheit. Denn die Landvögtin im Thurgau war ehemals die machtvollſte Frau der Eidgenoſſenſchaft geweſen. Sie hatte nämlich das Vorrecht beſeſſen, „einen Maleficanten dem Nachrichter ab der Hand zu ſchneiden.“ Im Jahr 1541 wurde ihr durch eidgenöſſiſchen Spruch unterſagt, die Gefühle des Mitleidens an Stricken zu üben. Gleichwohl wurden noch Ao 1692 der neuen Frau Landvögtin Reding 4 Herren des Raths zur Geſellſchaft verordnet, da ihr Herr ſich nur mit dreyen und 8 Kanten Wein hatte begnügen müſſen. Seitdem die Landvögte aus dem Lande verſchwunden, hat Winterthur an Sorgen und Freuden viel verloren.

Geſchah ſo Vieles dem Knechte zu Ehren, was durfte nicht erſt der Herr erwarthen? Wenn daher ein Bürgermeiſter von Zürich ſich unſerer Stadt nahete, ſo eilten ihm Huldigende von beiden Geſchlechtern entgegen. Keine Glocke und kein Glöckchen, kein Geſchoß von ſchwerem und leichtem Kaliber, keine Geige, kein Horn und keine Schalmei war, die an dieſem Tage nicht tönte, keine Stimme, ſo alt oder ſo jung, die ſich nicht jubelnd verlautbarte, keine Fahne und kein Fähnchen, das nicht flatterte. Die ganze Kriegsmacht der Stadt wurde mobil gemacht und bildete ausgedehnte Fronten, an die ſich in noch längern Reihen die Schuljugend beider Geſchlechter an-

Digitized by Google

ſchloß. Beglückt war das Haus, welches der Bürgermeiſter von Zürich betrat, für alle Zukunft geweiht der Tiſch, an welchem er den Ehrenwein der Stadt zu koſten nicht verſchmähte.

Aber nicht bloß wenn das Landeshaupt in hoheitlicher Glorie ſich unſerm Friedkreiſe nahete, empfingen ihn Aller Augen und Herzen; auch wenn er privatim ſich irgendwohin bewegte, begleiteten ihn Aller Wünſche. Dieß war beſonders der Fall, wenn er ſeiner Geſundheit pflegte. In einem Bade glaubte unſer Magiſtrat den Bürgermeiſter von Zürich nicht wiſſen zu dürfen, ohne ihm Theilnahme zu bezeugen, und ſogar eine Unterſtützung zu reichen. Daraus entſtanden die Badgeſchenke, welche während 200 Jahren geſpendet wurden Sie fingen in der rohen Form der Liebe an und gingen dann in den Schimmer der Höflichkeit über, der ſie erlöſchen machte. Denn Ao 1638 wurde Herrn Burgermeiſter Bräm ein Saum Wein und ein Schaaf als „Badenſchenky" ins Girenbad geſchickt. Im Jahr 1657 erhielt Bürgermeiſter Rahn eine „vierfache Dupplonen." Ein eben ſo ſchweres Goldſtück wurde Ao 1669 und 1670 den Bürgermeiſtern Hirzel und Grebel zugeſchickt. Und weil Bürgermeiſter Eſcher Ao 1679 das erſte Mal als Bürgermeiſter in einer Badcur im Obern-Girenbad begriffen, wurde ihm eine vierfache Dupplone zu einer Badſchenke verehrt. Und als Ao 1696 „Bericht fürgefallen, daß Herr Bürgermeiſter Meyer in Kräutern bade," wurde erkennt: Weil es das erſte Mal, ihm eine vierfache Dupplonen zu einer Badſchenke zu ſchicken. Ao 1715 wurde Ihro Gnaden und Weisheit Herrn Burgermeiſter Eſcher eine Badſchenki von 4 Dupplonen erkannt, gleich den andern Herren Häuptern vordem auch beſchehen; und eben ſo Ao 1735, weil es das erſte Mal, daß Bürgermeiſter Hofmeiſter die Cur zu Baden gebrauche, ihm gleich andern einen Quadrupel zu einer Badſcherke, nebſt einem Schreiben durch den Stadtbot, zu überſenden. Ao 1744 mußte derſelbe wieder einen hinuntertragen. Bürgermeiſter Fries ſchickte aber den Boten ſammt Brief und Gold zurück, mit der ſchriftlichen Erklärung: „Ich verhoffe, daß mir nicht in üblen werde vermerket oder ungleich ausgedeutet werden, wenn den Brief in Originali ſammt dem eingeſchloſſenen Präſent, dergleichen gar nicht gewohnt bin, und daran mich zu keiner Zeit gewöhnen möchte, hiemit zurückſchicke, und den Herrn Stadtſchreiber erſuche, daß er in

Digitized by Google

ſeinen Miſſiv-Heften dieſen zurückgehenden Brief entweder eliminire, oder neben demſelben anmerke, daß ich das mir übermachte Präſent, als mir nicht willkomm, zurückgeſchickt habe." Damit hörten die Badgeſchenke auf. Denn die Freude des Gebens war verbittert. Doch auch dieſer Verluſt brachte Gewinn.

Da nur ſelten neue öffentliche Elemente friſchen Saft und friſche Würze in das ſeichte Bett goſſen, worin das Alltagsleben langſam rann, ſo machte eine ungewohnte Erſcheinung der fremden Welt begreiflicherweiſe großes Aufſehen. Winterthur hatte zwar in ältern Zeiten häufig Könige und Herzoge innert ſeinen Mauern geſehen und bewirthet. Doch ſeitdem es dem öſterreichiſchen Scepter entzogen, waren fürſtliche Perſonen ihm ferne geblieben. Der 2. Sept. 1612 brachte eine in unſere Nähe. Ihre fürſtliche Durchlauchtigkeit der Markgraf von Baden Durlach ſammt dem Grafen von Pappenheim, in ihrem Gefolge die Geſandten von Zürich und Bern, naheten von Schaffhauſen her. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung zum ſtattlichen Empfang. Die Luft erſchütternd ward Ehre erwieſen mit Entgegenſchießen. Acht große Stücke auf Rädern hatte man in Rudolph Sulzers Wieſe gerollt. Auf dem Oberthor waren 27 Doppelhacken und zur Wacht 27 Musquetenſchützen und 50 Mann mit Harniſch aufgeſtellt. Zu den übrigen Thoren waren 6 Doppelhacken und 6 Harniſch geordnet. Vor dem Rathhaus prangten 6 Mann vom Kopf bis zum Fuß in Eiſen. In jeder Gaſſe bewegten ſich 2 bewaffnete Bürger. Zur Nachtwache wurden 40 Mann verordnet. Das Neuhaus empfing die hohen Gäſte zur Nachtmahlzeit, bei welcher Klein und Groß Rath und 21 geharniſchte Bürger Geſellſchaft leiſteten. Am folgenden Morgen wurden die Gäſte von Deputirten des Rathes aus ihren Quartieren zum Morgeneſſen abgeholt und Nachmittags wohl genährt auf die Straße nach Zürich geſtellt. Den Reſt des Tages wurden Alle, welche den Abgegangenen mit Mund oder Hand Ehre erwieſen, auf Koſten der Stadt getränkt.

Wie die Regenten, ſo wurden auch ihre Repreſentanten empfangen. Als Ao 1689 die Nachricht eingegangen, daß der engliſche Geſandte Coqs, ein Normalbritte, mit einer Suite von 30 Pferden auf ſeiner Reiſe nach Zürich hier übernachten werde, wurde von Schultheiß und Rath beſchloſſen:

Digitized by Google

Er ſoll mit einem Fäßli Wein von 5 Eimern, und 6 Säck Hafer beſchenkt werden, und 12 Herren des Kleinen Raths ihm Geſellſchaft leiſten. Das Ober- und Unterthor ſey unter Commando beider Wachtmeiſter des Stadtfahnen mit Musquetierern zu beſetzen, und mit 6 Stücken und 30 Haggen entgegenzuſchießen. — Ao 1691 wurde vor Rath ein Schreiben von Ihro Excellenz Herrn Grafen zu Lodron, Kaiſerlicher Ambaſſadeur in der Eidgenoſſenſchaft, verleſen, worin er verdeutete, daß er auf ſeiner Reiſe nach Baden mündlich mit MGHHerren zu reden wünſche. Darauf folgte die Erkanntniß, ihn für dieſe Höflichkeit mit 1 Saum Wein und 4 Säcken Hafer zu beſchenken, und ihm Geſellſchaft zu halten. In Erinnerung, wie viel Winterthur früher in den Kriegen für Oeſterreich gelitten und aufgeopfert, wurde für deſſen Ambaſſador kein Pulver verſchwendet. — Dagegen ließ man ſelbſt verdächtige Türken nicht ungeehrt durchziehen. Noch Ao 1761 wurde ein Türke, der als Chriſt unter dem Namen Carl Alexander Fatime de Süilla in der Welt herumreiſete, auf ſein Anſuchen während ſeines 4½tägigen Aufenthaltes ſelbſtvierter freigehalten und noch mit einem Viaticum von einer Schiltliduplonen franco nach Andelſingen transportirt. Unſere Stadt hat viel gewonnen, ſeit dem es Sitte geworden, hohe und niedere Reiſende unbemerkt durchziehen zu laſſen.

Die nämliche Hochachtung, welche man andern bewies, forderte man auch für ſich ſelbſt. Ein gewiſſer ſtolzer Gemeingeiſt und eine zarte Ehrliebe gehören unter die bemerkenswerthen Eigenſchaften unſerer Vorfahren. Sie betrachteten Stadt und Bürgerſchaft und das Gemeinweſen als eine moraliſche Perſon, welche durch ehrrührige Reden zu verletzen, ſehr empfindlich aufgenommen wurde. Daher das immerwährende Gerichtsgeſchlepp wegen öffentlichen und privat Verleumdungen. Aó 1712 wurde Hans Flach von Pfungen überführt, geredt zu haben: „Es ſei bei Gott! kein füler Städtli als Winterthur.“ Schultheiß und Rath fanden dieſe Äußerung wichtig genug, um zu erkennen: „Daß ihm aus Gnaden mit Stellung an das Halseiſen ſolle verſchont, ſelbiger aber heut und morgen an die Stud geſtellt und jedesmal mit 20 Streichen gezüchtigt werden.“ Und am nämlichen Tage ließ der empfindliche Rath den Abraham Bräbſchen von Pfungen, weil er leichtſinniger und gottloſer Weiſe in die Worte aus-

Digitized by Google

gebrochen: „Es ſeigind nit zween Bidermannen zu Winterthur!“ mit 15 Streichen züchtigen. — Als ein Gemeinweſen im Kleinen galten die Nachbarſchaften. Ihre Mitglieder waren von einem engern Corporationsgeiſte beſeelt, welchen durch Verletzung aufzuregen, höchſt gefährlich. Als daher Ao 1702 Chriſtoph Gisler ſeine Nachbarn gar übel geſchmäht, mit Ketzern, Hunds- und Teufelskindern geſchändet; gewünſcht, daß die ganze Nachbarſchaft verbrenne, und er mit ihr; — mußte er auf Befehl des Rathes 3 Tage und Nächte auf dem Schmidthor ſitzen, und gepeiſcht die Wahrnung nach Hauſe nehmen, „wenn er mehr auf ſolche Form verfahre, werde man ihn mit dem Herdfuß und in ander Weg züchtigen.“ — Auch die Verleumdungen einzelner Bürger wurden hart behandelt. So wurde Ao 1620 zwiſchen Rudolf Aſchenberg Kläger und Künzli Stubing anderstheils erkannt: „daß Künzli mit Worten Unrecht gethan und darum auf jetzige heilige Auffahrt an die Kanzel ſtehen und ihm vor allem Volk einen Widerruf thun ſolle, mit den Worten: „Er halte den Aſchenberg für einen frommen Bidermann und habe all ſin Tag nie nützet von ihm gehört, dann das er ein fromm Bidermann ſig.“ Nach dieſer öffentlich abgegebenen Ehrenerklärung, ward er von Obrigkeits wegen ſeiner Ehre entſetzt, durfte weder ſein Handwerk betreiben noch einen Degen an ſeinem Leibe tragen. — Bemerkenswerth bleibt auch das Anſtandsgefühl, welches man von rohen Bürgern gegen das Frauengeſchlecht zu erzwingen ſuchte. Ao 1657 hatte Abraham Brunner hinter dem Trunk ſein Weib um eine Kante Wein dem Ulrich Forrer zu kaufen gegeben und dieſer den Kauf angenommen. Für dieſen Leichtſinn, ein Weib zum Trinkobject gewählt zu haben, mußten beide ins Gefängniß wandern, und jeder 3 ℔ Buß bezahlen. Unſere alten Stadtregenten, auf den engliſchen Thron berufen, wären alleſammt in Ohnmacht geſunken, wenn ſie, wie jetzt noch Königinn Victoria, hätten zuſehen müßen, wie einer in geſetzlicher Form ſein Eheweib mit dem Strick um den Hals auf den Markt führen und um ein Trinkgeld verkaufen darf.

Nicht minder wurden ehrverletzende Reden gegen Nichtbürger geahndet, beſonders wenn ſie unſere Gnädigen Herren und Obern ſelbſt waren, oder in ihrem Dienſte ſtanden. Wie weit eine loſe Rede führte, mag folgendes eigenhändige Schrei-

Digitized by Google

ben des eben ſo berühmten als unglücklichen Bürgermeiſter Waldmann an Schultheiß und Rath lehren: „Erſamen, wiſen, beſunder lieben und guten Freunde. Als jr Heini Greiſchi in üwer Bankniß und Straff genommen etlicher Worten halb, ſo er von miner wegen geredt haben ſol; mag ich gar wol merken ſundere Neigung und guten Willen, ſo jr zu mir tragen; des ich gutwillig und ganz bereit bin, früntlich umb üch allzit zu verdienen. Aber wie dem Allem, ſo iſt dieſer Stund der obgenannt Heini Greiſchi vor mir erſchienen, ſich alſo verantwort und ſinen Mißval, der im harinn begegnet ſye, und das er nit ſöliche Schuld oder ſo viel geredt, als man ſinthalb dartan hab, ſölichermaß erzellt und dargebotten, das ich nit allein Benügen, ſunder merklich Mittliden mit dem armen Man gehebt habe, ſölichermaß das, wo ſin Sach nit beſſer und ihm Gnad bewyst, wurde mir ſundere Beſwärd gebären. Demnach und uß dem ſunderen Vertruwen, ſo ich zu üch hab, bit ich üch mit allem Ernſt früntlich, den obgenannten armen Man umb minen willen zu begnaden und im ſin ufgelegte Straff abzulaßen, ſunder üwer Statt uff ze tun und wieder darine, wie vor, zu gonnen; und üch ſo früntlich gegen im zu bewiſen, das er des, ſo er vor minthalb Beladnuß und Straff erlitten hät, durch min Fürbitt ergetzt und wider entlediget werde. Als ich mich des zu üch nit allein verſechen, ſunder gantz halten wil, ouch ſölichs, wo es ſich jemer begibt, gutwillentlich umb üch verſchulden.
Datum Fritag Sanct Simon und Judas Abent Ao 1486
Johannes Walldman Ritter Alltbürgermeiſter Zürich.“

Es liegt tief in der menſchlichen Natur die Luſt und der Hang begründet, Alles, was nicht Achtung erweckt, vielmehr zur Verachtung reizt, Alles, was durch Unſittlichkeit dem edlen Menſchen widrig iſt, was ihn zu Zorn und Haß aufregt, was Schwäche, Sünde und Entartung an ſich trägt, Alles, was ſich des Adels der menſchlich-ſittlichen Natur entſchlagen hat, mit Spott und Hohn und mit der Geißel der Satyre zu verfolgen. Zwar iſt Haß, Widerwille und Verachtung keineswegs die einzige Quelle des Spottes und der Satyre. Denn oft entſpringen dieſe aus bloßer reiner Luſt. Man ſpottet, weil Spotten über gewiſſe Dinge ein geiſtiges Vergnügen iſt. So bewährt es die Geſchichte aller Jahrhunderte. Daher treffen wir auch in den früheſten Jugendjahren der Völker ſchon

Spott, Satyre und — Pasquille, gegen letztere aber Geſetze. Schon das Zwölftafelgeſetz der Römer ſagt: Si quis occentasset sive carmen eondidisset quod infamiam faceret flagitiumve alteri, capital esto! Demnach galt bei dem ſo rohen Römervolk ein Spottgedicht für ein Capitalverbrechen. Wie vieles hat ſchon die Zeit auf den Kopf geſtellt.

Auch unſere Bürger machten ſich, neben dem Schimpfen und Schmähen, des Spottens ſchuldig. Da ſie aber ſchlechte Schreiber waren, ſo machten ſie den Mund zur Feder und trieben ihren Spott auf offener Gaſſe, mit lauten Worten. Der gelehrte Spott, der Spott in gebundener Sprache und in gewundenen Verſen, die Satyre, ſchaffte in unſerer Stadt ſelten Entzücken oder Aerger. Denn nur wenige waren mit Poeſie ſo ausgefüllt, daß ſie ohne Schaden eine poetiſche Ader ſpringen laſſen konnten. Dieſe proſaiſche Zeit reichte bis in den Anfang des 19ten Jahrhunderts hinüber. Erſt jetzt ſtand die Geſittung hoch genug, daß man ſich über gewiſſe Vorfallenheiten in Verſen ärgern konnte. Das Jahr 1804 liefert den erſten Beweis. Bei Anlaß einer getäuſchten Stadtſchreiberwahl wurde über zwei Stadtmagnaten wegen des geübten Nepotismus die Geißel der Satyre alſo geſchwungen:

Ein kleiner Pudel ſanfter Art erblickte
einſt einen Knochen, der, wie's gehen mag,
nicht ferne von zwei Bullenbeißern lag,
und glaubte, daß er ſich nicht übel für ihn ſchickte.
Er nahte ſich demüthiglich
dem ſauerſüßen Blick der beiden Alten;
weil Bullenbeißer gern vom Pudelvolk für ſich
Reſpect verlangen und erhalten,
und ſprach: „Es könnt auf lange Zeit
„mir jener Knoche dort den Hunger ſtillen,
„wofern, verehrte Herrn! es nicht in euerm Willen,
„ihn zu behalten liegt für Euer Herrlichkeit.“
Die Antwort war: „Wir wollen dir ihn laſſen,
„ob wir dich gleich von ganzem Herzen haſſen.
„Wir haben ohnedieß der Knochen ſatt.“
Allein das arme Thier! Kaum hat
es näher ſich zur Beute hingeſtellt,
ſo zeigte ſich, — o niedrige Gemüther!

Digitized by Google

die gierige Natur der alten Knochenhüther,
die Alles gern für ſich behält;
und einer ſprach zum andern: „Mein Herr Schwager,
„der Biſſen iſt wahrhaft doch nicht mager:
„behalt ihn doch für dich und für die Deinen.“
Ach! ſeufzte der mit Greinen,
die ungeſuchte edle Einladung,
den Knochen zu verlangen,
iſt mir zu ſchmeichelhaft und mehr ſchon als genug.
Allein der Pudel hat mein Ehrenwort empfangen,
daß ich ihm nicht im Weg ſeyn will.“
Laß mich nur machen, ſei nur ſtill,
verſetzte jener: Das iſt mein Talent,
wie man das Ehrenwort vom Nutzen trennt.
Wir hören zwar die Sprach der Wahrheit an;
allein zur Antwort dient blos heuchlende Verbeugung.
Zu dieſem Knochen ſeyſt nur du der Mann;
das iſt, ſo ſagen wir, nun unſere Ueberzeugung.
Mit dumpfem Murren und mit Zähneblöcken
nahm man nun jetzt Bedacht,
den guten Pudel wegzuſchrecken.
Und als er deſſen ohngeacht
noch wagt, die Schnauze nach der Beute auszuſtrecken,
und meint, er hab' ihn ſchon ertappt,
war ohne Scham und Würde,
mit ächter Hundsbegierde
der Knochen ihm vom Maul hinweggeſchnappt.

* * *

Was die Fabel wohl bedeute?
Wie Hunde, machen's oft die Leute.

(Ulr. H....r.)

Verwandelte ſich aber ein Bürger in einen moraliſchen Blindenſchleicher oder in eine Fledermaus, — entkleidete einer ſo ganz ſich alles Ehrgefühles, daß er ſeines Nächſten Ehre im Verborgenen angriff und zum Paßquilanten wurde; dann durchzitterte ein Erdbeben des Entſetzens die ganze Stadt. Denn nichts galt unſern Vorfahren für heiliger, als die bürgerliche Ehre und der gute Ruf. Erſt unſerer hochgebildeten Zeit war es aufbewahrt, das Morgenroth der Lauſetage auf-

Digitized by Google

gehen zu ſehen, in welchem jeder Gefahr läuft, Woche für Woche von gedungenen Zeitungsſudlern an ſeiner und der Seinigen Ehre aufs tiefſte gekränkt zu werden, ohne Ehrenerſatz zu finden. So tief war unſere Vorzeit nicht geſunken. Sie behandelte den Punkt der Ehre mit hohem Ernſt, und zwar bei dem gemeinen und vornehmen Bürger gleich. Im Jahr 1700 berichtete Jac Bidermann, der Tuchmann, Schultheiß und Rath, „daß ein Pasquil an das Halseiſen gekleibt worden, darin ſeine Frau häßlich durchgezogen werde, mit unterthäniger Bitte, obrigkeitlich zu verſchaffen, daß ſolches weggethan werden möchte.“ Und der Scharfrichter erhielt Befehl, ſolches hinweg zu thun und öffentlich zu verbrennen. — Der Neujahrstag 1723 war Veranlaſſung zu einer Schmähſchrift gegen den wohlerwürdigen Rector Sulzer geworden. Dieſer hatte nach damaliger Sitte in der Mittagspredigt über alle Regenten und Beamten der Stadt ſeine Glück- und Segenswünſche ausgegoſſen. In der Reihenfolge war er auch an den Zürcheriſchen Amtmann gekommen, welcher im verfloſſenen Jahr in Schultheiß Steiners Entführungsgeſchichte eine ſo ärgerlich thätige Rolle geſpielt. Bei der allgemeinen Erbitterung, welche damals herrſchte, waren die gegen ihn und ſeine Familie ausgeſprochenen Segnungen für die verſammelte Bürgerſchaft kein Ohrenſchmaus, und daß unſerer Herren und Obern Diener auf der Kanzel mit dem Titel eines „hochgeehrten Gerichtsherren“ beehrt worden, war für die freiheitliebenden Bürger ein herzdurchdringender Stachel. Noch am nämlichen Tage wurden des Predigers an Zürich verſchwendete Worte in allen Häuſern auf die Waage gelegt, und überall zu leicht, zu ſchmeichelhaft und zu unbürgerlich erfunden. So ward er in finſterer Nacht mit dunkler Schrift an eine ſchwarze Tafel angeſchlagen. Die pechſchwarze That verſetzte Magiſtrat und Bürgerſchaft in glühend heißen Eifer. Alle Geheimniſſe der Polizei wurden zur Entdeckung des Thäters aufgeſchloſſen. Doch er entging den Späherblicken. Da ward der Pasquilant der rächenden Zukunft übergeben und an den Leſern der Schmähſchrift Strafe vollzogen. Denn Schultheiß und Rath machten bekannt: „Nachdem in dißem uß Gottes Gnad und Güte angetretenem neuwem 1723 Jahr eine an dem Schmalzhaus (Waaghaus) angeſchlagene Paßquil, Herrn Rectoe Sulzer berührend, zum Vorzeig gekommen, haben MGNHerren zu Un-

terſuchung des gottloſen Authoris alle erforderliche Mühe angewendet und alle nöthig erachtete Bericht in- und ufgenommen; und wylen diſer gewüßenloſe Thäter nit offenbahr, noch dermalen nit entdeckt werden können, alſo iſt dieſe Offenbahrung Gott und der Zeit anheimgeſtellt; mithin aber erkennt, daß die Gott, ſyne Ehr, Kirchen- und Schuldiener Unſchuld angreifende Paßquil und Schandſchrift ſolle vom Scharfrichter vor dem Halseiſen öffentlich verbrennt werden. Mit dem Anhang, daß, wann durch Gottes Verhängniß über kurz oder lang dieſer gottloſe Paßquilant ſollte entdeckt und offenbar werden, ein ſolcher mit Leibesſtraf belegt und abgebüßt werde. Und wyl demnach von unterſchidenlichen Herren und Burgern dieſes Pasquils halben Unanſtändigkeiten und ſchwere Verantwort gewaltet, als ſind ſelbige von deretwegen alſo angeſehen und gebüßt worden: 1) Herr Lieutenant Jac. Bidermann, der Gürtler, welcher der erſte die gottloſe Pasquil geleſen, und zu Leſung noch andere invitirt, und nit nach erforderlicher und chriſtlicher Pflicht abgeriſſen und unnütz gemacht, und darmit eine ärgerliche Weitläufigkeit und Zulauf cauſirt, — als ſolle er, über ihm bezeugtes oberkeitliches Mißfallen, aus ſondern Gnaden 25 ℔ Buß zahlen. 2) Herr Jac. Bidermann, der Vater, um daß er die Annullir- und Unnützmachung dieſer gottloſen Paßquil übelbedächtlich und mit Unbegründnuſſen hinterhalten, und darmit andere ehrliche Herren und Burger zu Beleſung verleitet, ſoll deßwegen 15 ℔ zahlen, und ihm das obrigkeitliche Mißfallen bezeugt werden. 3) Uebrige zehn Herren, die ſie geleſen und nit an ſeine Behörde gebracht, bezahlen jeder 5 ℔." Seitdem iſt der Zorn der Geſetze gegen die Leſer und Verfertiger von Paßquilen auf Null geſunken.

Abgeſehen von ſolchen allgemeinen Aufregungen, welche von Zeit zu Zeit durch außerordentliche Vorfälle hervorgebracht wurden, war der Grundton des häuslichen und öffentlichen Lebens eine behagliche Ruhe. Es herrſchte in der Stadt die concrete Stille. Hierin liegt einer der ſtärkſten Gegenſätze des Ehemals und Jetzt. Wir leben im Allgemeinen in einer Zeit, in welcher Nichts mehr zu genügen und feſt zu ſtehen ſcheint. Ein gewaltiger Geiſt treibt auf ſteten Wechſel; Erfindungen ruiniren Erfindungen; Projecte folgen auf Projecte. Was das Ende dieſer Beſtrebungen ſeyn werde, das liegt noch im Schooße der Zukunft verborgen. Aber ſchwerlich ſind die-

Digitized by Google

ſelben die Frucht eines behaglichen Zuſtandes, eher wohl die⸗jenige eines allgemein verbreiteten Unwohlfühlens, aus wel⸗chem herauszukommen man ſich drängt, wobei man aber am Ende ſich nur noch tiefer hineinſtürzt. Von dieſem Drängen, Treiben, Jagen, Ueberbiethen und Ueberſtürzen waren unſere Vorfahren frei. Dafür genoſſen ſie nur langſame Freuden, da uns die eilenden entzücken.

Die Langſamkeit unſerer Vorzeit war aber eine ſelbſtge⸗wählte und eine auferlegte. Alles ging nur, weil man den Gang für das Ehrenvollſte und Selbſtſtändigſte an dem Manne hielt. Und vielleicht würde auch jetzt noch vieles beſſer gehen, wenn man mehr ginge. Denn man kann faſt überall blos deßwegen nicht recht auf die Beine kommen und auf den Bei⸗nen bleiben, weil man zu viel, zu raſch und zu hoch fährt. Freilich war dieſer edle Gang, der männlich kräftige Gebrauch der eigenen Füße, für die meiſten ein Gebot der Noth. Es fehlte an jenen bequemen Vorrichtungen, um die Leute fortzu⸗ſchaffen. Zwar wurden die Pferde ſchon früh erfunden, und der bequeme Sitz auf ihrem Rücken entdeckt. Aber dieſes edle Thier war meiſt nur in der Edlen und Reichen Beſitz; den⸗noch in größerer Zahl als jetzt. Denn man ſah bei feſtlichen Anläßen Cavalcaden ſo zahlreich durch unſere Thore ziehen, daß ſie jetzt kaum von unſern Reutermuſterungen überboten werden. Auch war das Pferd des weiblichen Geſchlechts Fa⸗voritgeſchöpf. Wenn die Frauen ſich auf's Reiſen legten, ſo bewegten ſie ſich auf der ſchwindelnden Höhe eines Pferderü⸗ckens durch das Land. Weßhalb ein gebrochener Weiberarm weniger zu den Seltenheiten gehörte, als in unſern Tagen.

Der gemeine Bürger reiste nur zu Fuß. Aber es erfor⸗derte einen gewaltigen Anſtoß, bis er ſich auf den Weg begab. Nicht bloß die anerborne Heimatsliebe, ſondern die übertriebe⸗nen Vorſtellungen, welche man ſich von den Beſchwerden und Gefahren des Reiſens machte, hielten jeden ſo lange als mög⸗lich zurück. Daher wurde die Abreiſe eines Bürgers zu einem Stadtereigniß. Wenn noch vor 60 und 70 Jahren jemand eine Reiſe antrat, die nur um Etwas die Grenzen des Vater⸗landes überſchritt, ſo verſammelten ſich um ihn alle Freunde, Nachbarn und Bekannten; man gab ihm das Geleit eine Strecke Wegs und nahm ſo troſtloſen Abſchied, als ob man kein Wie⸗derſehen mehr hoffen dürfe. Kehrte er zurück, ſo wurde er

Digitized by Google

wie ein Wunder angeſtaunt, und mit ehrerbietiger Scheu von Alt und Jung betrachtet. War er bis in ferne Länder gekommen, ſo erhielt er davon den Zunahmen; daher wurde bis in die jüngſten Zeiten etwa ein Bürger als ein Amerikaner, Engländer, Ruſſe und ſelbſt als ein Pariſer zu Grabe getragen. Den Gefahren der Reiſe ſchienen nur diejenigen überhoben, welche in Kriegsdienſte zogen. Dieſe ließ man, ſonderbarer Weiſe, ohne große Sorgen ihre ſelbſtgewählten Wege gehen. Weil ſie in guter und zahlreicher Geſellſchaft gingen, auch etwas Waffen und Muth mitnahmen, ſo ließ man über ihr glückliches Fortkommen keinen Zweifel walten.

Neben den Pferden und Holzwagen kannte man lange keine Vorrichtungen, um ſich das Gehen zu erſparen. Endlich kamen Schultheiß und Rath der Ermüdung der Bürger zu Hülfe. Eines jener unförmlichen Gehäuſe, Litiere genannt, eine Art Senfte, von zwei Pferden getragen, wurde für das gemeine Weſen angeſchafft. Im Jahr 1717 ſchickten MGHerren dem Joſeph Wild in Wyl für die neue Litiere ſammt aller Zubehörde fl. 130 und einen halben Thaler Trinkgeld. Georg Sulzer aber beſaß Ao 1728 den Kunſtſinn, eine ſolche um fl. 40 zu verfertigen. Sie ward zum Beſten des Bauamtes für 20 ß täglich ausgeliehen, mit dem Beding, daß der Entlehner bezahle, was er daran verderbe. Im Jahr 1741 erſchien dann die neidiſche Rathserkenntniß: daß die Stadtlitiere ohne dringende Urſache keinem Fremden mehr ſolle gegeben werden. So war ſie ſeparates Bürgergut. Dieſes Litierenthum glänzte vor ſeinem Erlöſchen noch im höchſten Styl. Denn im Jahr 1794 ſah man zum letzten Mal den Bürgermeiſter des Standes Zürich in einer Litiere auf die Tagſatzung zu Frauenfeld durch unſere Stadt getragen.

Die langſamen Litieren wurden von den Kutſchen überflügelt. Doch währte es ziemlich lange, bis dieſe jenen den Rang abgeſtritten. Das Jahr 1770 ſah und hörte die erſte formelle Kutſche als Eigenthum eines Bürgers durch unſere Thore rollen. Ein fremdes Land hatte dieſelbe für den damaligen Gaſtwirth zur Sonne, Herrn Rittmeiſter Hegner geſchaffen. Jetzt im Beſitz des bequemſten, durchgebildetſten Fuhrwerks, blicken wir faſt mit Mitleid zurück auf dieſe erſte Kutſche, deren Kaſten in Riemen hing. Es war ein barockes, vergoldetes Gehäuſe, auf holprichtem Pflaſter und ſchlechten

Digitized by Google

Wegen nur mühſam fortgeſchleppt, ſchwerfällig, wackligt, geſchmacklos, lächerlich. Und dennoch galt ſein Eigenthümer für einen Mann, der mit ſeiner Kutſche unſere alte Sitteneinfalt entführt, und dem Fortſchritt ſeiner Zeit einen kräftigen Hebel untergelegt. Wirklich offenbart ſich die Cultur unſerer Tage namentlich auch in der Kutſchenwelt auf ſonniger Höhe. Welch lange Erfahrung, wie mannigfache Verſuche, wie viele Entdeckungen in Phyſik, Chemie und Bearbeitung der Metalle waren erforderlich, um nach und nach aus jenem altväteriſchen Prachtſtücke das ganze Geſchlecht glänzender, leichter, eleganter Fuhrwerke herauszuentwickeln, — die Karroſſen, Berlinen, Troſchken, Char-à-bancs, Tilburys und wie ſie noch weiter heißen. Bei allen ſehen wir Feſtigkeit mit Leichtigkeit, Geräumigkeit mit Niedlichkeit aufs ſinnreichſte gepaart, Sitz und Tritt und Griff mit anatomiſchem Verſtand auf jede Stellung und jede Bewegung des Körpers berechnet, Alles im Gleichgewicht und in Harmonie, jedes ein verwickeltes Kunſtwerk und ſcheinbar doch ſo einfach. Gewiß nur durch lange Zähmung und Erziehung ließen ſich die ungeſchlachten, trägen Glieder jenes primitiven Ungeheurs zu den zierlichen, ſchlanken, gelenken Formen des Fuhrwerks umgeſtalten, welches in unſern Tagen ſeine Haupttugenden an den auf Eiſenſchienen rollenden Perſonenwagen fortgeerbt hat. Die Kutſchen ſind die reichſte Offenbarung unſerer Zeit, und zwar einer glücklichen und bequemen Zeit. Unſere Väter und Mütter vor 70 Jahren mußten ſich alle zuſammen in eine einzige Kutſche theilen; jetzt bewegen ſich täglich faſt ſo viele Kutſchenräder durch die Stadt als Augen in den Köpfen. Damals waren nur einzelne Wenige dem Kutſchenbeſitz gewachſen; jetzt ſind ſo Viele vornehm und reich genug, bei Anſtellung eines Haushalts mit dem Bette auch eine Kutſche ſich in's Haus zu ſchaffen. Und wem es an Raum für Kutſche und Pferde gebricht, oder für wen Heu und Hafer nicht gewachſen; dem bieten Privat- und Staatsinduſtrie ſich wetteifernd dar, ihn für eine allmoſenartige Vergeltung mit reißender Schnelle nach allen Seiten zu verſchleppen. Durch dieſe verführeriſche Einrichtung iſt ſeit kurzen Jahren der einſt ſo männliche und ehrenvolle Gang in ſichtbaren Abgang gekommen. Dieß zu verhüten war unſer Magiſtrat ſo lange als möglich auf's eifrigſte bemüht. Als er daher Ao 1786 bemerkt, „daß ſeit einiger Zeit aufgekom-

men, in der Stadt von einem Haus zum andern in Kutſchen zu fahren, und daß ſonderheitlich Nachtszeit ein wirklicher Muthwillen damit getrieben werde,“ verbot er bei 5 ℔ Buß denen, welche in der Stadt wohnen, es ſei bei Nacht oder bei Tag, in die Viſiten oder ſonſt von einem Haus zum andern zu fahren. Und dieſes Verbot wurde noch *Ao* 1790 in der Kirche verleſen.

Schultheiß und Rath hatten ſogar für Spazierende und reiſende Fußgänger eine Ermunterungsanſtalt errichtet, und auch unterhalten, bis die Hülfsquelle verſiegte Dieſes Inſtitut iſt ein freundliches Vorrecht, welches die Bürger von Winterthur vor vielen Bevorrechteten ihrer Zeit genoſſen. Es ſtärkte nicht nur ihre Körperkraft, ſondern auch die Anhänglichkeit an die Obrigkeit, und gab ſogar dem Bürgerſtolz eine höhere Richtung. So viel Gutes fand ſich in etwas Kleinem. Das Geheimniß ward in dem Traubenblut entdeckt, welches der Magiſtrat im Schloſſe Pfungen vergießen ließ. Im Jahr 1629 hatten Schultheiß und Rath dieſes Schloß ſammt der niedern Gerichtsherrlichkeit gekauft, nicht um ſich großherrlich darin zu geberden, ſondern um es in ein Haus der Herrlichkeit, ja der Seligkeit für die Bürger zu verwandeln. Es wurde nämlich die kleinräthliche Erlaubniß ertheilt, daß jeder Bürger, den ſein Weg nach Pfungen führe, ſich im Schloß durch einen Trunk erquicken laſſen dürfe. Dieſer Gedanke war das Product eines magiſtratlichen Hochgenie’s und einer Bürgerkrone werth. Unſere jetzigen Regenten, die mit der Regelmäßigkeit einer Uhr nur immer von den Bürgern einfordern, ſollten ſich zuweilen auch die Unregelmäßigkeit erlauben, Austheilungen zu machen. Es würde dadurch im Volke viel knechtiſcher Sinn ausgetilgt und ein edleres Herrſcherverhältniß hergeſtellt. Solche öffentliche Spenden ſind freilich dem Mißbrauch ausgeſetzt. Allein was zwei oder drei durch unwürdigen Gebrauch oder Undank verderben, das wird durch Einen Dankbaren völlig erſetzt. Darin liegt auch der Grund, warum wir in allen Verhältniſſen im Geben nie müde werden dürfen. — Bald fing das Schloß Pfungen an, mit einer geheimen Anziehungskraft auf unſere Bürger einzuwirken. Es war der Ort ihrer Sehnſucht am Sonntag, wenn ſie ſich vor das Thor bewegten. An Werktagen ſuchte jeder ſeine auswärtigen Geſchäfte ſo nahe als möglich bei dem geſchichtlich merkwürdigen Schloſſe abzumachen.

Digitized by Google

Und zur Zeit der Zurzachermeſſe kehrten die Bürger auf der Hin- und Rückreiſe caravannenweiſe in Pfungen an. Doch lange im beſcheidenen Gleiſe der Dankbarkeit. Erſt im Jahr 1714 vernahmen Schultheiß und Rath von dem über Hand nehmenden Mißbrauch des „Pfungemerweins." Da wurden die Trinker unter die Aufſicht des Seelſorgers geſtellt. Es erging die Erkanntniß: „Aus dem Schloßkeller ein Fäßchen Wein in das Pfarrhaus zu ſtellen. Wenn dann durchreiſende Bürger ſich um einen Ehrentrunk melden, ſolle jedem 1 Maß und nicht mehr gegeben, und fürohin kein Durchreiſender im Schloß geſetzt, dieſe Erkanntniß auch dem Pfarrer zu ſeinem Verhalt mitgetheilt werden." Das Jahr 1736 zürnte dem Durſt des ſchönen Geſchlechtes durch die Erkanntniß: „daß den paſſirenden Bürgern 1 Maß ſoll gegeben, die Töchter und Weiber aber abgewieſen werden." Das Jahr 1741 beſchränkte den Durſt der Männer auf die Werktage. Denn es verbot, am Sonntag einem Bürger Wein aus dem Schloßkeller zu geben. Es erforderte die abſchwächenden Erfahrungen zweier ſchrecklicher Hungerjahre, um dem Rathe den Genuß dieſes ſtärkenden Weines am Tage des Herren wieder abzuzwingen. Daher machte er im Jahr 1773 die bedingte Verordnung: „Es ſolle keinem Bürger an Sonn- und Feiertagen während des Gottesdienſtes im Schloß zu trinken gegeben werden, ſondern das Schloß bis nach der Kinderlehre verſchloſſen bleiben, — dem Hauswart überdieß Befehl ertheilt werden, von jedem, der den Trunk empfängt, zu fordern, daß er ſeinen Namen und den Tag eigenhändig in den Weinrodel einſchreibe." — Doch je ſtrenger die Väter, deſto verſchlagener die Söhne. So reizte auch dieſe Beſchränkung des Bürgers Liſt. Sie wurde im Jahr 1784 offenbar durch des Rathes Beſchluß: „Auf Vernehmen der Mißbräuchen in Betreff des Trunkes, ſo hieſigen Bürgern zu Pfungen gegeben wird, indem ſich Viele ſogar des Sonntags bloß zur Kurzweil eingefunden, auch viele Namen (von Kranken und Bettliegerigen) fälſchlich in den Rodel eingeſchrieben worden; wird dem Schloßwart bei Verluſt ſeines Dienſtes befohlen, niemand an Sonn- oder Werktagen den Trunk zu geben, wenn er nicht einen guten Grund ſeiner Einkehr anzugeben weiß, und Alle anzuhalten, daß ſie vorher, und nicht erſt nach dem Trunk, ihre Namen einſchreiben." Doch Alles hat ſein Ziel. Auch der Trunk in Pfungen ging zu

Digitized by Google

Ende. Es wurde plötzlich durch eine trockene Revolution, und durch die das Land aufzehrenden Franzoſen herbeigeführt. Im Jahr 1798 vernahmen die Bürger den Beſchluß: „die Maß Wein in Pfungen iſt für einmal abgekannt, weil kein Zehntenwein eingegangen.“ Gleichwol waren noch einige alte Tropfen vorhanden, welche Wunder wirkten. Denn am 3. May 1799 wurde jener Wütherich von europäiſchem Ruf, General Vandame, den Gott verdamme! (wie Rückert's Lied ihn nachher etwas unchriſtlich angeſungen) als er von der Municipalität „einen Guten“ fordern ließ, „mit 12 Stück Rothen von Pfungen“ zahm und für unſere Stadt erträglicher gemacht, als mancher andere ſeiner in Höflichkeit endlos begehrlichen Collegen.

Gute Gewohnheiten müſſen ohne Unterbruch im Gang erhalten werden, ſonſt erſtarren ſie in den Schwächen der Zeit. Dieß traf auch bei dem Ehrentrunk in Pfungen ein. Denn der reichſte Weinüberfluß der folgenden Jahre vermochte ihn nicht mehr zu beleben. So verlor die Bürgerſchaft ein Reizmittel zum Gehen, und behielt nur die Erinnerung an dieſe freundliche Sitte der alten Zeit.

Von Zeit zu Zeit kam die Bürgerſchaft, theilweiſe oder ganz, in ſtarke Bewegung. Es geſchah wie durch geheimen Ruf. Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten regen die bürgerliche Geſellſchaft auf, wie Ebbe und Flut das Meer. Eine regelmäßige Wiederkehr dieſer Aufregung läßt man ſich für Freudengenüſſe am liebſten gefallen. Und in dieſer Beziehung iſt des Menſchen Herz von den Jahreszeiten und den Beſtimmungen des Calenders ſehr abhängig. Wir freuen uns oft, nur weil die Zeit uns mahnt, daß es Zeit ſey, uns wieder zu freuen. Dieß gilt beſonders von den Feſten und Freuden, welche jährlich wiederkehren

Eine ſolche Jahresfreude wurde durch eine Unart unſerer Bürger hervorgerufen. Es ſind die Aſchermittwochverſammlungen, welche noch jetzt durch alle Gaſſen der Stadt von den ſogenannten „Nachbarſchaften“ gefeiert werden. Dieſe freund-nachbarlichen Zuſammenkünfte gehören unter die Eigenthümlichkeiten der Stadt Winterthur. Denn ſie werden an keinem andern Orte der gaſtlichen Schweiz in ſo vollkommener Ausbildung gefunden. Leider ſind wir nicht auf dem ruhmvollſten Wege dazu gekommen. Wir haben ſie nämlich dem zutäppiſchen, unverſchämten und bettelhaften Benehmen unſerer

Digitized by Google

Vorfahren zu verdanken. Durch die Reformation war der Stadt ein ſchönes Erbe zugefallen. Ihre Oeconomie fing an zu blühen. Schultheiß und Rath kamen ſogar in die peinliche Verlegenheit des Geldüberfluſſes. Sie entledigten ſich desſelben, ſo gut ſie konnten. Es geſchah durch Kauf von Liegenſchaften, beſonders von Zehnten und Bodenzinſen. Der Ertrag ſtrömte in trocknen und naſſen Früchten nach der Stadt zurück. Die Amtsſpeicher mit ihren tiefen Kellern wurden ein dringendes Bedürfniß. In allen Quartieren der Stadt wurden ſolche angelegt. Zu jener Zeit konnte ein ſchwerbeladener Weinwagen noch Aufſehen erregen. Seiner Entladung wohnte, als einem Stadtereigniß, die ganze Nachbarſchaft bei, nicht blos neu- ſondern auch genußbegierig, mit Sauginſtrumenten und Schöpfapparat verſehen. Denn es lebten damals die Bürger des Glaubens, von dem gemeinen Eigenthume gehöre jedem Einzelnen auch ein Theil. So langte man ohne Erröthen zu. Mit den Jahren artete dieſe Sitte immer mehr aus. Bereits begann ſie im Gewande des Rechtes aufzutreten. Der Magiſtrat ſetzte ſich zur Wehr. Doch verſtand er ſich mit den Bürgern in Minne. Er kaufte ſich nämlich von der Beſchwerde der naſchhaften Zudringlichkeit mit Uebernahme einer neuen Beſchwerde los, und verſprach, den Nachbarſchaften alljährlich ein gewiſſes Quantum Wein zu einem Abendtrunk zu ſchenken. Dieß iſt der Urſprung des Aſchermittwochweines, welcher unſere Bürger ſeit Jahrhunderten erquikt, und deſſen Genuß denjenigen zuerſt zu Theil geworden, welchen die Gunſt des Zufalls ihre Wohnung in der weinreichen Nähe eines obrigkeitlichen Kellers angewieſen. Dieſes Weingeſchenk zog die Bürger mit ſanfter Gewalt zu einander hin. Die Nachbarſchaften conſtituirten ſich zu Jahresvereinen. Vorſteher wurden gewählt, welche das Gaſtmeiſteramt verwalteten, und vor allem aus die Pflicht des Weinbezuges und der Einberufung der Geſellſchaft zu üben hatten. Um dem obrigkeitlichen Weine auch noch eine bürgerliche Zukoſt zu gewinnen, fing man an ſich ſelbſt zu beſteuern, und namentlich von denen, welche durch Erbſchaft bereichert oder mit Ehrenſtellen und bürgerlichen Dienſten erfreut worden, eine Ehrengabe einzufordern. So gelangten die Nachbarſchaften auch zu Geld; doch zu keinen Schätzen. Denn das Geſammelte hatte die Beſtimmung, im Rauch der Freude aufzugehn. Daher dehnte

Digitized by Google

man alle 6 Jahre die Nachbarſchaft in die weiteſten Kreiſe aas, und lud auch das ſchöne Geſchlecht und das muntere Volk der Kinder in die Verſammlung. Dieß hieß man eine Hauptaſchermittwoche feiern. Sie dauerte 2 Tage. Die Schwingungen ihrer Freuden durchzogen die ganze Stadt. Dieß erzeugte neue Luſt. Wo nur ein Schatten von einem obrigkeitlichen Gebäude zu finden, da bat die Nachbarſchaft um den Aſchermittwochenwein. Der Magiſtrat gab allen, auch denen, welche nichts vorzuweiſen hatten, als die Gleichheit des Bürgerrechts. So wurden im Laufe der Jahre die Nachbarſchaften mit Wein ausgeſteuert. Das Jahr 1803 machte den Schluß. Selbſt in dieſer neuen Zeit wurde noch der alten Sitte gehuldigt, und in dieſer Periode der Armuth die Freigebigkeit der frühern beſſern Tage geübt. Denn die Nachbarſchaft der obern Badſtube, welche bisher noch keine Gefälle bezogen, trat vor die damals regierende Municipalität mit der Anzeige, ſie wünſche auch Aſchermittwoch zu feiern und hoffe auf Bewilligung von etwas Wein. Sie erhielt einen Eimer, und die neu municipaliſche Zuſage, daß derſelbe alle 6 Jahre ſich wieder füllen werde. Es gab Nachbarſchaften, welche für ihren Schmaus auch noch das Fleiſch bezogen. Unter dieſe Bevorzugeten gehörten die wenigen Häuſer, welche in der Nähe des öffentlichen Verſorgungshauſes, des Hoſpitales, ſtanden, und darum den glänzenden Namen „des goldenen Winkels“ erhielten. Die beglückten Bewohner dieſes Winkels bezogen, außer der Jahresgabe von 60 Maß, wieder eben ſo viel beim Eintritt und Abzug eines Spitalmeiſters ſammt 15 ℔ Geld. Ward ein Oberpfleger oder Schreiber des Spitals erwählt, ſo floß von jedem „ein Eimer Wein, 6 Riemen tiegen Rindfleiſch, 2 Schweinläffli und 6 Würſt.“ Dieſer gedörrte Genuß dauerte bis zu dem Hungerjahr 1772. Da wurden dafür alle 6 Jahre 100 ℔ Geld und 1 Saum Wein geordnet. —

Noch in den drei erſten Dezennien des 19. Jahrhunderts waren die Aſchermittwochverſammlungen beliebt und erhielten ſich in geregeltem Gang. Von da an büßten ſie einen Theil ihrer Liebe und Sehnſucht ein. Es waren ſo viele fremdartige Subſtanzen in die Nachbarſchaften eingedrungen, daß die Bürger bei ſolchen Verſammlungen ſich kaum mehr erkannten. Zudem hatten die großen Umgeſtaltungen und der neue Zeitgeiſt den trauten Bürgerſinn ziemlich geſchwächt. Selbſt der

Magiſtrat mußte ſeine Geſinnung ändern. Die Weinſpenden, welche er früher mit Liebe aus den vollen Amtskellern den Nachbarſchaften gemacht, erfüllten ihn jetzt, bei hohlen Fäßern, mit Mißvergnügen. So veränderte ſich, was eine freundliche Gabe geweſen, in ein beſchwerliches Servitut, deſſen ſich das Gemeinweſen durch Loskauf zu entledigen drohte und durch dieſen Schrecken dem Genuß ſeine letzte Freude raubte.

Nachbarſchaften von größerm Umfange bildeten ehemals die Städte, deren Bürger ſich alleſammt, als aus edlerm Geblüte entſproſſen, für Verwandte hielten, wie noch in unſern Tagen die gekrönten Häupter einander Vettern nennen und als ſolche betrachten. Dieſer ſtolze Glaube führte die Bewohner der nächſtgelegenen Städte zuſammen. Es erfolgten Einladungen und Gaſtereien. Was die Abgeordneten empfiengen, das wurde als der Geſammtheit erwieſen betrachtet. Es wurde durch Gegengeſchenke und Dankſchreiben vergolten. So kamen die von Zürich und Winterthur als gute Nachbaren zuſammen Geſchah es, ſo trat in das ſtille Leben eine ungewohnte Bewegung. Daß ſie die Herzen rührte, beweist folgendes Schreiben: „Als dann nächſt verſchinner Wochen unſer l. Seckelmeiſter ſammt etlichen unſerer Miträthen und Burgeren by üch uß ſonderbarer vertruwten Liebe, Wohlmeinung und Affection in Geſellſchafts Wyſe geweſen, habend ſy uns an ihrer Heimkunft nit genug verrühmen können die vielfältige Ehr und Früntſchaft, ſo ihnen von Euch und Euer Burgerſchaft mit Wynſchenkung, Gaſthaltung und guter Geſellſchaft erzeigt worden. Diewyl ihr nun uns und die unſern darüber erſt noch mit einem Fuder Wyn (ſo uns dieſer Tagen durch üwern Spitals Zug zukommen) verehrt, könnend wir nit umgan, üch dieſer ehrlichen Schenki und den Unſern bewieſener Früntſchaft, auch großen gehepten Koſtens ganz früntlichen Dank zu ſagen, wie wir hiemit dasſelbig thun und gethan haben wollen, dann wir dadurch abermalen euwer gut Gemüt, ſo ir zu den Unſeren tragend, geſpürt. Mit Erbietung &c. Zürich den 8. Fbr. 1576. Burgermeiſter und Rät.“

Am meiſten ſetzte das kirchliche Leben unſere Stadt in Bewegung. Täglich geſchah es am frühen Morgen durch den Glockenruf, der vor dem Beginn der Berufsarbeit aus jeder Haushaltung wenigſtens Eine erwachſene Perſon zur gemein-

Digitized by Google

ſchaftlichen Andacht forderte. Doch wurde dieſe Pflicht in polizeilicher Stille erfüllt. Es gab aber auch Zeitpunkte, wo die Freuden des kirchlichen Lebens alle Nerven erzittern machten. Ein ſolcher erſchien mit dem Jahresfeſt der Kirchweihe am 10. Auguſt, welcher unter den feſtlichen Tagen den erſten Rang behauptete. Bei gewohnter Feier rief er nur Jung und Alt der Bürgerſchaft zur Freude auf, welche die aus der Umgegend zuſtrömende Bauerſame etwas geräuſchvoller machte. Zeitweiſe übte ſich die Erfindungskraft, durch fremden Zuſatz dem Feſte mehr Würze zu geben. Es erfolgten Einladungen. Und ſo groß war die Theilnahme an dieſem Kirchenfeſt, daß die Einwohnerſchaften ſich in Maſſe erhoben, und in einer Art von Völkerwanderung der Freude nachzogen. Die Leute verſtanden damals die Kunſt, ſtatt ihre Freudenfeſte mit Einem Tage abzuthun, dieſelben durch Nachgenüſſe wochenlang zu feiern. Vom Jahr 1554 berichtet ein Augen- und Magenzeuge: „Im Auguſt ſind Unſere Herren und Oberen von Zürich zu den Ihren von Winterthur zogen an die Kilchwihe (Kilby) mit fünfhundert Mann, dieſelben wohl geputzt. Hat man ſy wol empfangen und grützet mit aller Zucht und Erbietung, Eeren und Gut, inen vergunt zu thun, was zu Freuden dienet. Do hand unſere Herren verordnet vom Kleinen Rath in bedi Herbergen, als zur Kronen und zum Krüz, allweg ein Schultheiß mit 3 oder 4 oder mer Mannen des Raths, daß ſy ſöltind mit inen den Imbis und das Mal nemmen, mit inen guter Dingen ſin, und inen befohlen, daß man ſölti Unſere Herren und Oberen, auch alle, ſo von iretwägen hie wärind, gaſtfrei halten, Tagürten und auch das Nachtmal. Dasſelbig iſt flißig ußgricht und geſchehen, und alles mit gutem Willen. Da es Mittag iſt worden, hand unſere Herren ghept ein hübſch Stück Gwilds in irem Graben Den hat man inen zu Gfallen gejagt und denſelben Unſeren Herren und Oberen geſchenkt, mit inen heimzeführen, zu Verehrung auch mit eim Fuder Winterthurer Wyn. Als man den Imbis genommen, ſind ſy all mit einander heimzogen; hand inen die von Winterthur das Gleit zur Statt uß geben bis zur Ziegelhütten und inen da den Segen geben. Unſere Herren und Oberen von Zürich hand zur Letzi gelaſſen ein Stück Gelts den iren von Winterthur, daß ſie dasſelbig ſöllind mit iren Wiberen vertrinken. Und dann iſt das Gelt uff

den 26 Tag Auguſti vertrunken worden mit allen Burgeren und iren Wiberen, auch was Wittwen gſin ſind. Es hand auch Unſere Herren und Oberen irem Amtmann Hans Murer geſchriben und befohlen, ſo ſy by einander wellind ſin, ſo ſölle er den Burgeren fünf Saum Wins geben und denſelben glichlig ußtheilen uff all Stuben (Zünfte), je nach der Zahl. Es hand auch unſere Herren Win und Brod geben zu sömlichem Mal. Man hat auch ein Uerten gemacht, daß ein Mann ſollt geben 3 Krüzer, eine Frau $1^1/_2$ Krüzer, und hat man geſpiſet bi 500 Perſonen, Wib und Mann."

Was die von Zürich an dieſer Kirchweihe empfangen, wurde nicht in den Sand geſchrieben, und die Ehrengeſchenke, die ſie nach Hauſe gebracht, blieben nicht ungenoſſen. Der Dank wurde aufs Papier gelegt, und an die beiden Schultheißen, Hans Huſer und Alban Gisler, dieſe Einladung zum Mitgenuß erlaſſen: „Was Zucht, Eer und Früntſchaft den Unſern uf verſchinnener Kilchwyhe by üch beſcheheu, deßglichen die Vereerung, ſo ir ihnen mit Wyn und dem Hirzen gethan, das haben wir von unſern geordneten Miträthen und gemeinner gezogener Burgerſchaft by irer Ankunft zu großem Rum vernommen. Um welliche bewieſene Zucht, Eer und Schenke wir üch und denen, in dero Namen das beſchehen, flyßigen Dank ſagen, und ſind urbietig, das umb üch und die üweren in allem Guten zu erkennen. Dieweil aber wir Willens üwere Vereehrung uf mondrigen Tag zum Nachtmal uf unſerem Hof mit gemeiner Burgerſchaft und dero Wyberen mit gebürlicher Froüd zu nießen, ſo iſt an üch unſer fründlich Begeren, Ir Beid und wer üch darzu annemlich und lieb ſyn wirt, wellint uf morndriges Nachtmal by guter Zit allhie erſchynen und üwere Schenke, auch was verrers darzu gebürt und vorhanden ſin wirt, helfen nutzen. Das wollen wir uns zu üch verſehen und gedenken, ihr werdint uf dieß unſer Laden nit ußpliben. Hiemit bewar üch Gott in ſeinem Schirm gnädenklich. Datum Zinſtags den 7 Auguſti 1554

Burgermeiſter und Rät Zürich."

Den beiden Wagenknechten des Spitals waren von Unſern Herren und Obern Hoſen und Rock von der Standesfarbe geſchenkt worden.

Im Jahr 1558 hielten die von Winterthur Vergeltung in Stolz und Pracht. Es zogen nach Zürich an die „Kilwi"

Digitized by Google

300 Mann, wohl gerüſtet und ſchön geputzt, ſo daß ſich in Zürich männiglich verwundert des hübſchen Zeugs. Es fanden ſich in dem Zuge 66 Büchſenſchützen, alle ſchwarz gekleidet. Auf die Büchſenſchützen folgten die Spießtrager, alle mit gelben, rothen oder weißen Hoſen angethan; welche Farben Gliederweiſe folgten, „daß es eine Luſt iſt gſin.“ Auch waren die Kleider ganz, und keines (nach der unſittlichen Mode jener Zeit) „zerhauwen.“ Der Einzug in die Stadt begann um 10 Uhr. Es ward 12 Uhr, bis man zu den Herbergen kam, in welche man einlogirt wurde, nämlich zum Salmen, Storch, Stägen, Schwert und Rothhaus. Der Empfang war ehrlich und wohl, in den Herbergen Bewillkommung, mit Anerbiethung alles Guten, auch Erlaubniß, alles zuthun, was ſich zu Ehren und Freuden gezieme. Am folgenden Tag wurde, ſo bald man gegeſſen, der Aufbruch geboten. Die Büchſenſchützen machten aus ihrer Herberg zum Storch den Anfang und zogen auf den Münſterplatz, „um alle Welt zu mahnen, daß man aufſeyn und heim ziehen wolle.“ Als die andern aus den übrigen Herbergen ſich eingefunden, ward eine Ordnung gemacht. Dann zog man dreimal den Platz auf und ab, bis die Ordnung ganz geworden. Von da ging es über die untere Brücke nach Hauſe. Nach der Rückkunft wurden die 16 Kronen, welche die Herren von Zürich ihnen geſchenkt, „mit ihren Wyberen und allen Burgeren auf den Zunftſtuben verthan, und habend all an einem Sonntag mit einander z'Morgen g'eſſen.“ Die Herren von Zürich befahlen ihrem Amtmann im Neutihaus ein Stück Wein dazu zu geben; wozu auch die Herren von Winterthur aus der Procurey das Ihrige gethan. Es war alles Wein, im guten Jahr 1556 gewachſen. — Laut Seckelamtsrechnung iſt über dieſe Kilby ergangen an Spielleuten und allen andern Koſten, auch mit Meiner Herren Zehrung 117 ℔ 18 ß. 4 Hlr. Unſere Stadt war damals ſchon reich genug, die Bürger auf ihren Freudenzügen frey zu halten.

Ein ungewohntes Geräuſch, ja ein freudiger Sturm durchzog unſere Stadt in der Faſtnachtzeit. So lange wir der katholiſchen Kirche einverleibt waren, bildeten die Faſtnachtzüge, die Carnevalfreuden, die Faſchingsluſt, eine ſtabile Zugabe in unſerm kirchlich-bürgerlichen Leben. Wie von ſelbſt erwachte auf den beſtimmten Tag ungezähmter Muthwille, re-

Digitized by Google

ges Durcheinander, greller Jubel. Die ganze Stadt flog zu müßigem Schwärmen aus, die Trunkenheit wurde allgemein. Verkleidete Kinder ahmten das Treiben der Erwachſenen nach. Denn nicht genug, daß uns die Natur ſchon den Affen ſo ähnlich gemacht, hat man ſich jederzeit bemüht, uns noch zu ſolchen zu erziehen. Alle Stände, jedes Alter, Männer und Weiber, zwei- und vierbeinige Geſchöpfe bewegten ſich im dichteſten Gewirr. Und Alles ging friedlich und in Ordnung ab. Kein ungehöriger Vorfall ſtörte die allgemeine Freude. Unſere Bürger wareh ein lenkſames Volk. Nur wollte der Pöbel einmal des Jahrs Pöbel ſein. Soll man ihm das verargen? Er hielt auf Conſequenz. Gemein, wie ſeine Arbeit, wollte er ſeine Genüſſe haben. Er gab nur das Leben wieder, welches er führte, und folgte der Natur, die er aß und trank. Warum zürnen oder zittern, wenn er in ſeiner Begeiſterung etwa einem Stuhle das Bein zerbrach, oder mit revolutionärer Hand einen Tiſch ſammt der Ladung über den Haufen warf?

Nach der Reformation dauerte die Faſchingsluſt noch eine Zeit lang fort. Hatte man auch den katholiſchen Glauben abgeſchworen, ſo war doch die Anhänglichkeit an ſeine Freuden geblieben. Ob es mehr aus Zähe der Gewohnheit geſchehen, oder aus Spott und Hohn, iſt ſchwer zu ſagen. Da aber die Faſchingsluſt nicht mehr mit dem öffentlichen Leben verwachſen war, ſo erforderte es ein bedeutendes Talent, die Freude wieder neu in Fluß zu ſetzen. Denn es iſt eine Aufgabe, es dahin zu bringen, daß eine ganze Einwohnerſchaft ſich ſo zu ſagen rechtſchaffen vergnügt, daß ſie recht aus Herzensgrund froh wird und ſich des Glückes der Narrheit erfreut. Liegt doch eine ganz eigene Weltklugheit darin, mit Anſtand und Manier ein Narr zu ſeyn. Denn nicht jeder iſt ein Narr, der es gerne wäre. Der Poſſenreißer iſt kein Narr, ſondern ein Hanswurſt. Um eine Maſſe manierlich närriſchzu machen, dazu gehört ein geborner Narr, ein Narr von Haus aus, ein Narr von Profeſſion. Ein ſolcher aber muß ein einfach-heiterer, ein humoriſtiſch-froher, ein lebensluſtig-geiſtreicher Menſch ſeyn. Stellte ein ſolcher ſich an die Spitze, dann lärmte und brauſete in dem reformirten Winterthur der Faſching wieder in allen Straßen, lachte auf allen Geſichtern, pulſete in allen Herzen, durchdrang alle Stände und jedes Alter. Die ganze Stadt gehorchte einem Rufe, Lachen erzwang Lachen, Freude

Digitized by Google

Freude, Scherz und Laune riſſen unwiderſtehlich fort; der Arme, der Reiche, das Kind, der Greis, — keiner blieb theilnahmlos. Es war eine ganz eigene Sache mit ſolchem Feſte, bei welchem unſere Bürgerſchaft und ihr Witz, ihr Freudendrang und ihre Laune die Hauptrollen ſpielten, und jedes Herz einmal öffentlich an etwas hangen konnte, und wär es auch an der — Geckenkappe. Denn was verbirgt ſich nicht Alles unter dieſer farbenbunten Mütze! mehr als Muthwillen, der ſich ungeſtört Luft macht, — eine Art Paradies voll Natürlichkeiten. So ward den 3. März 1549 an der Herrenfaſtnacht ein „Spill gehalten von jungen Eheleuten und Gſellen mit einandern. Und war die Summa des Spills, wie Chriſtus einem Phariſäer zu verſtahn gibt, wer des Menſchen Nächſter ſey. Regent des Spills ware Hans Wyder, der Wirth zur Sonne.“

Schultheiß und Rath, die ſtrengen Sittenrichter, hinderten dieſes Treiben nicht, ſie nahmen ſogar ſelbſt daran Theil. So handelten ſie mit durchbildetem Regentenverſtand. Denn ſie ſagten: In der Oeffentlichkeit liegt der Volksfreude, wie des ganzen Volkslebens geſundes Prinzip. Wird ihr dieſelbe genommen, ſo iſt der Boden zerſtört, auf welchem allein ſie friſch und reich gedeihen kann. Denn ohne freie Luft und Licht keine Knospen, keine Blüthen, keine Farben, kein Duft. Ueberhaupt ſoll man dem Volke ſeine Beluſtigungen und Genüſſe nicht tödten. Denn man läuft Gefahr, entweder es mitabzuſtumpfen und zu verdumpfen, oder es zu unterwühlen durch Canäle geheimer Laſter; aber man ſoll jene Genüſſe veredeln, verſchönern, man ſoll Ideen, Geiſtiges an ſie zu knüpfen, man ſoll ihren Inhalt immer ſittlicher und reiner zu machen ſuchen. Die öffentliche gemeinſame Freude iſt ein Aufguß zur Erfriſchung des niederdrückenden Alltaglebens. Freilich haben ſolche Beluſtigungen auch eine Kehrſeite. Sie bieten manche Gelegenheit zu Fehltritten. Doch dieſe bietet ſich jedem auch ohne ſie im Leben dar, mit dem Unterſchiede, daß den ſtillen Gelegenheiten der Impuls des allgemeinen Freudendranges fehlt, welcher es erleichtert, die Verſuchung zu überwinden. Iſt der Faſching an den meiſten Orten, wo er noch gilt, in Gemeinheit und Plattheit, zu Gelagen und andern Orgien herabgeſunken, ſo beweist das nichts gegen ſeine volksthümliche und ſittliche Grundlage.

Das Volk iſt oft ſein eigener Lehrer. Dieß zeigten unſere Bürger bei den Faſchingsfreuden. Es erwachte allmählig das Gefühl, daß es unſchicklich ſey, reformirt zu denken und doch zu gewiſſer Zeit des Jahrs ſich ganz katholiſch zu benehmen. Dadurch erhielt die Faſtnachtfreude einen Unterbruch, und weil ſie von Zeit zu Zeit wieder aufloderte, eine Veränderung in Geſtalt und Richtung. Weil die Bürger es nicht mehr für anſtändig hielten, ſelbſt in ihrer Stadt Faſching zu feiern, ſo zogen ſie an andere Orte, oder nahmen zu dieſem Zwecke Fremde als Freunde bei ſich auf. So entſtanden die Faſtnachtzüge, welche eine Reihe von Jahren das Freundſchaftsband zwiſchen einzelnen Städten enger knüpften und ein ziemliches Geräuſch im Land unterhielten. Im Jahr 1537 am Samſtag vor Sebaſtian waren 80 Rapperſchwyler nach Winterthur an die Faſtnacht gekommen. Schultheiß und Rath hielten ſie am Sonntag auf dem Rathhaus zu Gaſt für den Imbis und die Tagürten. Am Montag wurde ihnen die ganze Bürgerſchaft zur Geſellſchaft geladen. Des folgenden Tages fuhren ſie wieder heim, nachdem ſie 6 Kronen den Weibern zum Vertrinken als Letzi hinterlaſſen. In Erwiederung des genoſſenen Guten luden ſie gleich nach der Rückkehr unſere Bürger auch zur Faſtnacht ein. Der Magiſtrat lehnte dankend ab, weil man von den lieben Nachbarn zu Schaffhauſen ſchon eingeladen, welche auch auf Sonntag vor St. Agatentag ein Zug von 160 Mann überraſchte. Erſt im Jahr 1540 zogen Schultheiß und Rath zu Pferd mit Spielleuten und andern gemeinen Bürgern nach Rapperſchwyl. Die Koſten für Roß- und Muſiklohn finden ſich in der Seckelamtsrechnung mit 63 ℔ 7 ß. 6 Hlr. aufgeführt. Das Jahr 1559 führte unſere treuen Nachbarn zu Rapperſchwyl abermal hieher, um einen Faſtnachttag zu halten. Es erſchienen 30 Herren ihres Kleinen und Großen Rathes mit einem zahlreichen Begleit anderer Bürger. Sie wurden einen ganzen Tag gaſtfrei gehalten und erhielten das Geleit zur Stadt hinaus, nachdem unſere Sonne dreimal über ihre freudetrunkenen Häupter auf- und untergegangen. Im Jahr 1553 ließen die Bürger der einſt ſo jungfräulichen Stadt Frauenfeld ankündigen, daß ſie „ganz herzmüthig Willens ſeyen, nach Winterthur hinabzuziehen und allda einen guten Muth zu haben." Als ſie ſich dem Oberthor näherten, zogen beide Schultheißen ſammt Klein und

Groß Rath ihnen entgegen. Schultheiß Huſer hielt im Namen aller anweſenden Herren und Bürger die Bewillkommungsrede, in welcher er den Faſtnachtfahrern die Erlaubniß zu allem gab, was zu Ehren dienen mag, und ſie aufforderte fröhlich und guter Dingen zu ſeyn; „welchem ſy auch flyßig nachgekommen." Den Erſchöpften erheiterte die Stadt die Heimkehr mit 6 Sonnenkronen oder 18 ℔ 16 ß. — Im folgenden Jahr unternahmen unſere Nachbarn und treuen Eidgenoſſen von Stein mit 150 Mann einen Faſtnachtzug nach Winterthur. Verwandſchaftliche Zuneigung und Dankbarkeit war dieſes Zuges Beweggrund. Denn Hans Kaufmann, des Scherrers Sohn, hatte auf dem weiten Gebiete der Frauenherzen das ſeinige ſich in Stein erkohren. Am Montag nach der Herrenfaſtnacht bis zum Siechenhaus vorgerückt, hemmte der Steinerzug den Schritt, bis Klein und Groß Rath und gemeine Bürger ihnen in Prozeſſion entgegenzogen. Der damalige Faſtnachtredner, Schultheiß Huſer, ſprach den Willkomm, von welchem nur der leiſe Eingang ſich auf die Nachwelt alſo erhalten: „Frumm, ehrenveſt, fürſichtig, wyß, inſunder günſtig lieb Herren und Nachburger, auch trüwe Eidtgenoſſen von Stein! ꝛc Worauf Herr Bürgermeiſter von Stein den Dank ſprach in gleichem Ton. Die Scheidenden wurden mit 8 Sonnenkronen beehrt und erfreut.

In den Annalen unſerer Faſtnachtzüge glänzt beſonders der hervor, welchen Seckelmeiſter Meier alſo beſchreibt: „Unſere Herren von Winterthur ſind gladen worden von unſern Nachburgern von Frauenfeld, daß ſy ſollind gen Frauenfeld ziehen mit ihren Burgeren und ein Faſtnachttag mit ihnen halten, (wie ſie vormals auch gethan) Sönlichs iſt geſchehen auf den 11. Tag Auguſt 1555. Und ſind unſere Herren gen Frauenfeld zogen mit 300 Mann, wol geputzt und gerüſt. Sind unter ihnen gſin 100 Büchſenſchützen, die andern all mit Spieß. Und als wir gen Frauenfeld ſind kommen, da hand die Frauenfelder uns heißen willkommen ſyn mit einer ganzen Bürgerſchaft; und hat die Red Schultheiß Wernlin than mit einer ſchönen Red. Darnach ſy widerum in die Stadt ſind zogen mit Prozeſſion, je zween und zween mit einandern. Darnach ſind unſere Herren mit der Ordnung innen nach in die Statt. Und als wir in die Statt ſind kommen, da hand wir all mit einanderen das Gſchütz abglan. Und auch die

Frauenfelder hand ihr Gſchütz abgelaſſen uf uns mit ganzen Haggen und Falkennettlin, ſo geordnet waren in der Statt hin und wider, als uf dem Rathhus, uf dem Kilchenthurn, näbet des Landſchribers Hus, in des Abts von Kreuzlingen Hof und im Schloß, das miner Herren der ſiben Orten iſt. Daß alſo in der Statt ein Getöß von Schießen iſt gſin, daß keiner ſein eigen Wort hat ghört. Darnach ſo der Umzug gſchehen, iſt ein jetlicher in ſein Herberg zogen, dahin er beſtellt iſt gſin. Und ſind der Herbergen vier gſin, nämlich: der Hirz, das Schaf, der rot Schilt und die Kronen. Darnach ſo ein jeder in die Herberg kommen, und man ſich ußzogen, iſt man gmeinklich umzogen. Darnach das Nachtmal geſſen. Und uf den 12ten Tag, iſt gſin der Montag hat ein jeder in ſeiner Herberg ze Morgen geſſen. Da hand die Frauenfelder uns all ze Gaſt ghalten und kein Uerten von uns gnommen, und darby uns gladen zum Abenttrunk; denn ſo wellens uns heimziehen laſſen. Aber unſer Herren hand sömlichs nit wellen thun, ſind uffgebrochen, ein jeder mit ſinem Gwehr. Sind alſo mit der Ordnung zogen die Stadt nider bis zum Thor. Da hand die Frauenfelder die Thor zugſchlagen und uns nit wellen ußhin laſſen. Aber die Herren hand ſy laſſen bereden. Sind etlich bym Abenttrunk bliben. Der gmein Mann aber iſt voran heimzogen. Und iſt alſo diſer Zug mit Freuden vollſtreckt, daß niemants nüt geſcheen iſt. Gott hab Lob und well Gott, daß es ein gut Nachburſchaft bringe in die Ewigkeit. Amen. Und im Heimziehen, als wir für die Statt kommen, ſind uns entgegen zogen die jungen Knaben all, was unter 12 Jahren gſin, ein jeder mit ſinem Gwehr. Denen Knaben allen hat man von der Statt eim jeden ein Muttſchellen zu Sold geben. Als uff den 18 Tag Auguſti hand die Knaben all ſich wider verſammlet mit iren Gweren und zogen für das Rathhus, hand da den Sold empfangen. Sind der Knaben gſin ob vierhundert.“

Damit war dieſer Carneval zu Ende. Der Champagnerſchaum des Vergnügens verdunſtete, und man gelangte allmählig wieder auf den Bodenſatz der winterlichen Wirklichkeit. Mit dem Jahr 1672 wurden ſolche Züge außer Land im ganzen Zürichgebiet hochobrigkeitlich abgeſtellt.

Die Faſchingsluſt, die muntere, lautlebendige, iſt aus unſerm Volksleben verſchwunden. Sie gehört nur noch der

Digitized by Google

Familie oder dem Privatzirkel an. Darüber iſt ſich nicht zu verwundern. Unſer geſellſchaftliches Leben hat ſich allzu ſehr zerſplittert. Und die gefährlichſten Feinde der Geſellſchaft waren von jeher die Geſellſchaften.

Das Andenken an die Faſtnachtfreuden haben unſere Kinder am längſten erhalten. Es pflanzte ſich fort durch die räthſelhafte Sitte, nach welcher die zarteſte Jugend alljährlich am Sonntag der Herrenfaſtnacht buntfarbige und buntgeſtaltige Schiffchen mit brennenden Kerzen auf dem durch obrigkeitliche Veranſtaltung in Fluß gebrachten Stadtbache ſchwimmen ließ. Nachdem aber dieſes Waſſer Ao 1831 durch eine ſteinerne Decke den Blicken entzogen worden, iſt die letzte Faſtnachterinnerung untergegangen. Denn die Faſtnachtkuchen, welche wir jetzt noch dieſem feſtlichen Tage zu Ehren verzehren, haben keinen hiſtoriſchen Grund, ſo wenig als der zuſammengebettelte Holzſtoß, welchen die Knabenſchaar dem Feuer überliefert.

Blicken wir zurück auf dieſe feſtlichen Zuſammenkünfte, Fahrten, Gänge und Züge alle, ſo werden wir geſtehen müſſen, daß unſere Alten ſich oft und herzlich und in Maſſe gefreut. Den Tadel der Leerheit ihrer Feſte dürfen wir wohl unterdrücken. Denn faſt will es ſcheinen, als ob wir Kinder der neuen Zeit kein ächtes, rechtes Feſt zu feiern wüßten. Das claſſiſche Alterthum hatte claſſiſche Spiele, das Mittelalter Turniere, die verſchrieene Rococozeit Bälle voll zierlicher, galanter Freiheit, prächtige Jagden, ſinnreiche fêtes champêtres. Jetzt haben wir ſtatt der Turniere Manövers und Paraden, ſtatt religiösgeſelliger Tänze nüchterne Feſtzüge, ein wenig Eſſen, ſtudirte Reden aus dem Stegreif, die ſich gedruckt am beſten ausnehmen, und die unvermeidliche Illumination, das unausweichliche Kunſtfeuerwerk. Das ſieht ſich überall gleich, überall und bei jeder Gelegenheit: Huldigung, Einweihung, Jubiläum. Alle Programme ſind in Stereotypen gedruckt. Wir freuen uns nicht mehr ſo, wie unſere Vorväter thaten. Dieß gilt ganz vorzüglich von jenem Freudentag, welchen unſere Alten mit dem reinſten Herzensjubel, mit religiöſer Begeiſterung gefeiert. Es iſt das E r n t e f e ſ t, an welches wir durch den Ernteſonntag noch ein wenig erinnert werden. Die Ernte iſt die wichtigſte Zeit im landwirthſchaftlichen Leben. Denn alle Mühe des Landmanns iſt einzig nur auf ſie gerichtet und kann nur durch ſie bezahlt werden. Aber ſie iſt auch

Digitized by Google

eine ſchöne, eine feierliche Zeit. Schwerlich iſt eines Menſchen Gemüth ſo verhärtet, daß es nicht bei der Ernte zu frommen Gefühlen, zur Dankbarkeit gegen den Geber alles Guten angeregt würde; daß es ſich nicht innig freuete, wenn es nun endlich gelingt, den reichen Erntesegen glücklich zu bergen. Alles auf dem Lande iſt froh und jubelt laut, wenn der Tag der Ernte naht. Nie ſieht man fröhlichere Menſchen, nie auch, nach einer alten richtigen Bemerkung, beſſere Menſchen. Es iſt, als wenn in dieſer Zeit, Neid, Geiz und Bosheit aus den meiſten Herzen verſchwänden. Nie theilt ſelbſt der roheſte Bauer lieber mit, nie iſt er freundlicher und dienſtfertiger, als wenn er erntet. Und gibt es wohl einen ſchönern Anblick, als ein volles, der Sichel entgegenwinkendes Aehrenfeld und eine Schaar luſtiger Schnitter, im Begriff, es niederzuſtrecken? Für dieſes hatten unſere Alten ein feines Gefuhl. Und obgleich ſie auch nur die Zwergfelderwirthſchaft betrieben, ſo waren ſie doch größer als wir; ſie waren Rieſen in der Erntefreude und im Erntedank. Feierlich begannen ſie den erſten Erntetag; ſie zogen mit Muſik auf den Acker, ſtimmten fröhliche Lieder an und brachten den Tag in lauter Freude zu. Noch höher ſteigerte ſich die Freude am Schluß der Ernte, am öffentlichen Dankfeſte, am Ernteſonntag. Kein Herz, das fühlen, keine Zunge, die danken konnte, blieb zu Hauſe. Alles eilte zur Kirche, um Preis und Ehre dem darzubringen, dem Preis und Ehre gebührt. Nachmittags änderte ſich die Scene. Die ſtille Freude ſchlug in lauten Jubel aus. Das Volk der benachbarten Dörfer ſtrömte durch die Thore ein. Die Stadt verwandelte ſich in ein offenes Lager von Ernteſonntagſeiernden. Des Tages Erinnerung blieb in Aller Herz und Mund, bis die Jahresfeier wiederkehrte. Unſere ſtädtiſch ausgebildete, und nunmehr verkümmerte, Lebensweiſe hat uns der Natur entfremdet und um die reinſten Freuden gebracht. Wir bleiben meiſt unberührt von dem poetiſchen Zauber, welcher von dem Begriff: **Ernte** mit ſeinen durch die goldenen Aehren, den zu ihrer Zeit meiſt prachtvollen Sonnenglanz, den Erntekranz, den bunten Schmelz der Feldblumen und andere die Phantaſie beſchäftigende Gegenſtände erweckten Nebenideen ausgeht. Das Erntefeſt weckt nur dann etwa ernſtere Gedanken, wenn wir uns durch die geſammelten Garben vor Theurung oder Hungersnoth geborgen wiſſen. Der Ernteſonntag wird nur noch

von den luſtigen Brüdern mit Dank gegen die Vorſorge der väterlichen Obrigkeit gefeiert, welche denſelben zu einem Tanzſonntag erkoren. Unſere an feſtlichen Zuſammenkünften, an Jahreserinnerungen und öffentlichen Auspreiſungen ſo reiche Zeit iſt ſo dankesarm geblieben, daß ſie auch jener ganz unſchätzbaren Frucht, welche überall dem Getreide den Rang abgelaufen, nichts Gutes zu ſagen weiß. Ein Kartoffelerntefeſt iſt uns noch nie zu Sinne gekommen. Was hindert uns daran? Iſt unſer äſthetiſches Gefühl dadurch verletzt, daß die Thätigkeit der bei der Kartoffelernte beſchäftigten Menſchen ſich weniger maleriſch darſtellt? Oder hat die minder freundliche, ja oft widerliche und rauhe Jahreszeit, in welcher ſie geſchieht, jeden poetiſchen Reiz ſo ganz von ihr abgeſtreift? Und doch finden wir denſelben in ſpätern und ſelbſt rauhern Tagen noch im höchſten Grade bei der Weinernte, von welcher zu fürchten, daß unſere Nachkommen ſie allmählig in dem Rauch der Bierpfannen aufgehen ſehen. Denn bereits machen wir uns bei der edeln Himmelsgabe des Weins eines Vergehens ſchuldig, das unſere Geringſchätzung beurkundet. Sonderbarer Weiſe bedienen wir uns beim Weine nicht des Wortes Ernte. Wir ſprechen nur von einer geſegneten oder dürftigen Weinleſe, von einem guten oder ſchlechten Herbſte. Wir ſind in ſo langer Zeit für Feſte der edelſten und ſtilleſten Art noch nicht reif geworden.

Von dem gefährlichen Reislaufen unſerer Bürger und von ihrem zahlreichen Erſcheinen auf nahen und fernen Schießſtätten iſt in der „Kriegsgeſchichte der Stadt Winterthur" zu leſen. So bleiben nur noch die Wanderungen zu erwähnen, welche um der Geſundheit willen unternommen wurden, d. h. die Badenfahrten. Dieſe ſtärkende Uebung iſt ein Verdienſt der neuern Zeit. Unſere Alten heilten viele ihrer Schmerzen und Uebel ohne Heilwaſſer. Und wenn ſie ſich etwa in ein Bad begaben, ſo befliſſen ſie ſich der nächſten Nähe, und erſetzten, was der Quelle an mineraliſcher Kraft gebrach, durch die geiſtige Macht des Glaubens. An dem Beſuche fremder Bäder hinderten die Beſchwerlichkeiten der Reiſe und der Mangel an pecuniären Mitteln. So blieben ſelbſt die weltberühmten Heilquellen im nächſten Freundesland die Bäder zu Baden, unſern Bürgern faſt nur dem Namen nach bekannt. Nach der Reformation aber, als es bereits Manchem möglich

geworden, dieſes Wunderbad zu beſuchen, traten neue Verwicklungen ein, welche den Genuß des Bades entweder verbitterten oder gänzlich verboten. Es waren dieß die Religionszwiſte der reformirten und katholiſchen Stände, welche ſo lange gedauert, und ſo ſtöhrend ſogar auf die harmloſen Vergnügungen des Familienlebens und auf die Pflege der Geſundheit zurückgewirkt. Denn Unſere Herren und Oberen in Zürich verboten häufig im rächenden Zorn allen ihren Landesangehörigen den Beſuch der Heilquelle zu Baden. So ſahen ſich auch unſere Bürger oft Jahre lang von dieſer Heilfahrt ausgeſchloſſen. Und wenn ſie ſich dennoch hinabſchlichen, ſo wurden ſie mitten aus dem Waſſer nach Hauſe berufen, und wie Kinder, welche gegen das Verbot bei einem Brunnen die Kleider durchnäßt oder in einer Patſche beſudelt, empfindlich gezüchtigt. Und hierin ging der obrigkeitliche Straferuſt ſo weit, daß wir ihn kaum mehr mit unſer Einbildungskraft erreichen oder mit unſerm Verſtand vereinen können. So kam am Mittwoch nach dem Neuen Jahr 1529 von Zürich der Badbericht: „Es iſt uns und unſern biderben Lüthen, ſo man je zu Zitten zu Baden im Ergeuw Badenfart gehebt hat, ſo vil Widerdrieß begegnet, indem daß man die todnen Abgeſtorbnen Lichnam, ſo unſern Mandaten angehanget, nit by inen hat wellen begraben; deßglichen etlich krank Perſonen genöthigt und ſtreng angehalten, damit ſy bichtetind und das Sacrament empfiengint, wider unſere Mandaten, irem Bruch nach. Das uns nit mer will gebüren zu erliden. Und habent Uns daruff mit wolbedachtem Muth vereint und entſchloſſen, daß Wir und die Unſeren nit mer gen Baden, Badenfert allda zu haben, faren und ſy rüwig laſſen wellint. Und wer hinfür, es ſygen Frowen, Mann, Jung oder Alt, ſo Uns zu verſprechen ſtand, on unſer Wüſſen und Zulaſſen gen Baden fart, von dem wellen Wir vier March Silbers on Gnad, ſo dick es beſchicht, zu rechter Straf und Buß inzüchen laſſen.“ — Ja ſogar die heiligen Triebe der Liebe und die herzlichen Aeußerungen gegenſeitiger Anhänglichkeit wurden von der Obrigkeit in dem Badleben niedergeſchlagen. Denn als Ao 1529 wegen geſchloſſenen Landfriedens die Badenfahrten wieder erlaubt worden, geſchah es nur mit dem grauſamen Anhang, daß die Badgeſchenke verboten ſeyen. Dieß wurde denen zu Winterthur alſo notifizirt: „Damit aber Richem und Armem

groß unnotürftiger, überflüſſiger Koſt der Badenſchenkinen halb erſpart werde, ſo gebietend Unſere Gnädigen Herren by ein March Silber Buß, daß fürterhin gar niemans mer, unter inen verpfründt, wohnhaft und geſeſſen, er ſyge geiſtlich oder weltlich, gen Baden Frömden oder Heimſchen, wer und wannen her die joch ſygend, weder Gelt, Geltzwert, eſſige Spiß oder anderes nit ſolle ſchicken noch in das Bad ſchenken. Doch ob, nach gehepter Badenfahrt, etlich daheimen biderben Lüthen etwas Schänke oder Eer anthun und bewiſen weltind, daß ſöllich hiemit unabgeſchlagen ſyn ſoll.“

Doch aus Schlimm kann Aerger werden. So erreichte auch der obrigkeitliche Badzorn einen noch weit höhern Grad. Den Scheinkranken, wie den wirklich Leidenden, zumal aber den luſtigen Brüdern und Schweſtern, ward das Leben unerträglich. Denn Ao 1659 wurden die Badenfahrten nach Baden auf 6 Jahre bei 100 Mark Silber abgekannt, und das Verbot zu Stadt und Land durch ein gedrucktes Patent bekannt gemacht, in der Meinung jedoch, daß, wenn die von Baden MGNHerren mit ihrer Fortification, und in ander Weg mehr, gebührend entgegen gehen würden, es bei den 6 Jahren ſo ſtricte nicht bleiben ſoll. Und als Ao 1663 in Zürich Bericht eingegangen, daß mehrere Perſonen von Winterthur Badenfahrten angeſtellt, wurde es an Schultheiß und Rath empfindlich und ernſtlich geahndet und ihnen befohlen, die Ihrigen auf der Stelle nach Hauſe zu rufen und nach dem Tenor des Geſetzes zu ſtrafen. Nach Ablauf dieſes erſten ſechsjährigen Straftermins, wurde derſelbe noch gar zum zweiten Mal erneuert, und davon an Winterthur beſonderer Bericht erlaſſen. So befand ſich die Geſundheit 12 lange Jahre im Bann.

Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts regte ſich dieſe Unvernunft. Dann betrat man die Bahn des klügern Sinnes, um ſie nicht mehr zu verlaſſen. Jetzt fand die Gewohnheit der Badenfahrten die nöthige Zeit, um mit unſerem häuslichen Leben ganz zu verwachſen. Es geſchah. Aber es war eine mühevolle Sitte. Nur zu lange mußte eine Badenfahrt für ein eigentliches Unternehmen, für ein Hausereigniß gelten. Die Straße war ſchlecht und verlängerte ſich durch ihre Schlechtigkeit ſo ſehr, daß die Reiſe nur mit herkuliſcher Anſtrengung ſich in Einem Tage machen ließ. Die Transportmittel waren ſelten und koſtſpielig. Daher mußten viele ſich entſchließen zu

Fuß nach Baden zu eilen. Der Trieb der Geſelligkeit wirkte aber ſo ſtark, daß ſelten einer allein reiſete. Dieß ſchaffte neuen Verzug. Denn bis eine Geſellſchaft von Verwandten, Nachbarn oder Freunden ſich zuſammengefunden und alle häuslichen Hinderniſſe beſiegt, mochte manchmal die Curzeit des laufenden Jahres verſchwinden. Nur wer ſich ſilberhaltig und goldgeſchmeidig genug fühlte, der beſtieg ein Pferd, oder ließ ſich ſammt den Seinen in den melancholiſchen Kaſten einer Litiere verſchließen. Erſt in der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte die Bequemlichkeitsliebe ſo viel ausgedacht, daß es möglich wurde, in einem ſchwerfälligen Kutſchengehäuſe nach Baden zu rollen. Aber mit wie viel Kraft, mit welchem Selbſtbewußtſein fuhr man vor! Nicht des Badwirthes Abfütterungslaune wurde die Curzeit preisgegeben. Man hatte ſich die Zukunft zuvor geſchaffen und lebte unabhängig, wie zu Hauſe. Dazu wurde alles Nöthige mitgeſchleppt. In wohlumgarnten Körben hingen unter der Kutſche die jungen Hähne, Enten und Gänſe, welche man mit Kunſtſinn Wochenlang für den Badſchmaus fettgemacht, und hinten wölbte ſich das Fäßchen, welches den ſelbſtgepflanzten, köſtlichrothen Tafelwein enthielt, der die Heilkraft der Quelle unterſtützen ſollte. Von dem Hausherrn bezog man nichts als ein Zimmer, zu dem eine kleine Küche gehörte. Am Schluſſe der Curzeit tilgte man den Miethzins mit einem Ducaten. Auf dieſe Weiſe hielten unſere vornehmen Familien Badenfahrt bis zu den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Von den dunklen Zimmern, in welchen ſie die Silberblicke des Badlebens genoſſen, haben ſich mehrere in dem Hinterhof als Reliquien erhalten. Wie viel glücklicher ſind wir jetzt! Der Badreiſen goldenes Zeitalter iſt eingebrochen. Wie auf den Schwingen des Windes kommen wir bei der Heilquelle angeflogen, und für die Wunderfahrt haben wir uns blos mit einem Bettelſold verſchuldet. Bei unſerer Ankunft werden die Schleußen der Höflichkeit geöffnet, um uns auf den Wogen der Cultur ins Badhaus zu ſchaffen. Während unſers ganzen Aufenthalts ſind wir Tag und Nacht dem Ueberfluß preisgegeben und von jeder Art Bequemlichkeit umfloſſen. Und erſt bei der Abreiſe läßt man uns empfinden, daß die wäſſerigen Dienſtleiſtungen der Menſchen in unſerer geiſtigen Zeit noch von einigem Werthe ſind.

Neben dieſen freudigen öffentlichen Bewegungen bereiteten

Digitized by Google

ſich häufig in den Häuſern der Bürger ſtille Ereigniſſe vor, welche, ſo wie ſie von Tag zu Tag ſich deutlicher verriethen, auch die Aufmerkſamkeit immer geſpannter auf ſich zogen. Wir kommen ſomit auf die verrathenen Geheimniſſe der Liebe zu ſprechen, auf die Verlobungen und Verheurathungen, mit Allem, was ſie Gedankenreiches und Gedankenſchweres, Berechnetes und Unberechnetes, Ceremonielles, Gebotenes und Selbſtgeſchaffenes mit ſich führten.

Unſere Vorfahren waren Menſchenkinder ganz wie wir. Darum entgingen ſie nicht jenem kritiſchen Alter, in welchem ſich die Liebe nach den ewigen Geſetzen der Natur in alle Nerven, Adern und Gebeine ergießt, und jenes von den Dichtern ſo oft beſungene Gefühl erwacht, von dem es heißt: Es fühlt ſich nur, es ſagt ſich nicht! In den Häuſern der Reichen wie der Armen erſchien von Zeit zu Zeit ganz unvermerkt ein fremdes Kind, harmlos und unbefangen, muthwillig ſpielend und ſcherzend mit Jung und Alt, doch zuweilen launiſch, bald freundlich tändelnd und kleine Tücken übend, ja ſelbſt im Feenſprunge nervenerſchütternd auf roſige Wangen ſich ſetzend oder aus ſchönen Augen lachend. Dennoch wurde der wunderſame Fremdling nicht als läſtiger Eindringling behandelt, ſondern gern gelitten. Die Gelehrten nannten ihn Eros, die Vornehmen Amor. Der gemeine Bürger erkannte in ihm den Liebesgott.

Die Liebe iſt, ſo lange ſie Liebe bleibt, ein unſchuldiges Kind, immer jugendlich, an Neckereien und Scherzen Vergnügen findend, mit dem Ernſt des Verſtandes unbekannt. Darum iſt und bleibt auch der Liebesgott ſtets ein Kind. Die Leidenſchaft der Liebe ſchleicht ſich unvermerkt in das Herz ein. Wir wiſſen nicht, woher ſie kommt und wie ſie entſteht. Doch wollten unſere Alten etwas von den Pfaden erſpähet haben, auf denen ſie zu wandeln pflegt. Denn ſie behaupteten: „Bei Männern dringe die Liebe durch die Augen ein, bei den Weibern durch die Ohren.“ So hatten unſere Männer, bei offenen Augen, ſtets Gelegenheit, die entflammenden Strahlen der Liebe in ſich aufzunehmen. Denn die Geſchichte rühmt unſerm weiblichen Geſchlechte auch in ſeinem äußern Weſen viel Gutes nach. Viele Frauen ſollen etwas Fürſtliches an ſich gehabt haben; daher die Männer ſchon frühe anfiengen, ihnen den Hof zu machen. Wenn aber die Weiber ſchön, ſind ſie ungeputzt am

ſchönſten; dieß gilt von der Seele, wie vom Leib. Einen beſondern Reiz gewährt die Jugendfriſche. Dieſe war ein Vorzug der alten Welt. Die Frauen beſaßen im Allgemeinen einen ſtarken Körperbau und behielten etwas Eiſernes bis in die höhern Jahre. Man kannte noch keine Nerven, von Rheumatismen durchzogen, keine Glieder, von Krämpfen umſtrickt. Die gebogen gingen, waren von außerordentlichen Seelenleiden oder Lebenslaſten niedergedrückt. Daher konnte mit dem Lebensalter viel frommer Betrug getrieben werden. Manche blieben ganz unergründlich, weil ſie alle vier Jahreszeiten an ſich hatten, den Frühling auf dem Kopf, den Sommer in den Augen, den Herbſt auf den Wangen und den Winter im Taufſchein. — Viele werden von ſo hoher Schönheit geſchildert, daß die Schönern als dieſe Schönen bis zur Stunde noch nicht geboren ſeyn können; wobei aber jene Schönheiten von blatternarbigen Häßlichkeiten eine bedauerliche Ausnahme bilden Von allen drey und dreißig Beſtandtheilen, welche, wie Sachverſtändige behaupten, zur Vollendung weiblicher Schönheit erforderlich ſind, ſoll hie und da nur ein einziger gefehlt haben. Doch gab es auch räthſelhafte Schönheiten z. B. Frauensperſonen, die im Zimmer oder in der Küche beſonders wohl gefielen, während andere ſich beſſer im Freien ausnahmen; auch einige, an denen Alles ſchön, und die doch nicht ſchön waren. Anmuth wird keiner abgeſprochen. Deßhalb mußten ſie überall gefallen. Denn die Schönheit des Weibes verhält ſich zur Anmuth, wie ein Schlüſſel zu einem Dietrich. Die Schönheit erſchließt ein Herz, die Anmuth alle Herzen; ſie iſt ein Passe-par-tout zu allen Seelen. — Als ein hoher Vorzug unſers Frauengeſchlechts wird der Mund, in Zahn und Zunge ohne Falſch, geprieſen. Doch bleibt nicht verſchwiegen, daß es etwa ſolche gab, die mit ihrem Schwertmund, mit ihren Haaren auf der Zunge, ſich nicht leicht in einen Strohhalm hineinſchwatzen ließen, ſondern in raſchem Hin und Her, Schlag auf Schlag hinauszugeben verſtanden. — Beſonders wird die Form des Fußes an unſerm ſchönen Geſchlechte hervorgehoben und behauptet, daß mancher dem Bildner der mediceiſchen Venus zum Modell hätte dienen können Dieſer Vorzug war ein ſelbſterworbener. Unſere Alten behandelten, gleich den Morgenländern, ihre Füße wie achtungswerthe Freunde, mit derſelben Schonung und Pflege wie die Hände; während wir den Fuß als Sclaven behandeln und ihn ſtets in ſchmu-

Digitized by Google

ẞiger Niedrigkeit und in ſchmerzlichem und widernatürlichem Zwange halten. So konnte ehemals jede Anlage zu einer Fußſchönheit ſich ſchnell und ganz entwickeln. Und dieſer Theil der körperlichen Erziehung wurde von den Müttern ſtreng überwacht. Wohl mit Recht. Ein ſchöner Fuß iſt eine große Gabe der Natur. Denn dieſe Anmuth iſt unverwüſtlich.

Das Weib erſcheint in jener Darſtellung von der wundervollen Welterſchaffung wie eine vergeſſene Nachſchrift, wie ein Nothübel der Schöpfung. Doch hat dieſe Sonderbarkeit der ſpäter ins Daſein Gerufenen keinen Nachtheil gebracht. Sie war und blieb auch bei uns des Mannes Vordergedanke, ſeine ſüßeſte Lebensfülle. Wurde aber eines Sohnes Herz zu frühe von der Liebe beſchlichen, ſo blieb ſein Sehnen lange ungeſtillt. Denn ohne die Gunſt beſonderer Zwiſchenfälle des Glücks oder des Mißgeſchicks ſchloſſen unſere Bürger ehemals erſt gegen das 30. Lebensjahr den Ehebund. So wollte es die Sitte; ſo brachte es mit ſich die Wanderzeit, welche geſetzlich auf die Berufsbildung in der Fremde zu verwenden war; ſo forderte es die väterliche Gewalt, welche ſich die Söhne bis in ihr beſtandenes Alter unterthan erhielt, und erſt nach erlangter Ueberzeugung von der gewonnen Kraft und Geſchicklichkeit zur Gründung häuslicher Selbſtſtändigkeit die Hand bot. Aus dieſer Verſpätung floß dem öffentlichen und häuslichen Leben für ſein wichtigſtes Verhältniß ein reicher Gewinn. Es wurden weniger Ehen aus bloßem Körpertriebe, in Herzloſigkeit und knabenhaftem Leichtſinn geſchloſſen. Nur Männer, an Körper und Geiſt gereift, durch Erfahrungen geſtärkt, in Grundſätzen feſt, ihres höheren Lebenszweckes ſich bewußt, ſchritten zur Ehe, deren Einfluß ſie in einem Gleichniß ſich alſo dachten: Eine glückliche Ehe iſt ein Fruchtbaum, der dem Menſchen die ſchönſten Lebensfreuden reicht. Tugend iſt ſeine Sonne, Leiden der Thau, der ihn befeuchtet. — Der Unverheurathete kennt ihn — wie die meiſten den Brodbaum kennen — nur der Beſchreibung nach. — Dem Jüngling duftet ſeine ſüße Blüthe, die idealiſche Liebe, entgegen, und erfüllt ihn mit beſeeligenden Ahnungen von dem Genuſſe der Frucht. Der Mann ſchöpft ſeine edelſte Stärke aus dieſem Genuſſe, und der Greis ruhet erquickt unter dem Schatten dieſes Baumes am Abend ſeines Lebens. — Eine unglückliche Ehe aber iſt ein Giftbaum, deſſen tödtende Früchte um ſo fürchterlicher

an unſern Lebensfreuden nagen, als man von ihnen jene himmliſchen Gaben erwartete und nun in jeder Minute die Wirkungen der verheerenden Peſt verſpürt.

Unergründlich iſt die Natur des Weibes. Es iſt ein heiliges Geheimniß, ein ſchönes Räthſel, deſſen Unerrathbarkeit gerade ſein höchſter Reiz. Doch hat die Güte des Schöpfers ſelbſt das Wichtigſte offenbar gemacht. Denn in Hieroglyphenſchrift, zu welcher der Schlüſſel ſchon längſt gefunden, ſteht den Frauen auf der Stirn geſchrieben, und iſt aus ihren Augen zu leſen: Wir ſind die beglückenden Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt. Demnach ſind die Verheiratheten die, welche bereits an ihre Beſtimmung gebracht; die Ledigen hingegen haben noch keine Adreſſe; und die, welche gar nicht heirathen, ſind die unbeſtellbaren Briefe, die auf der Poſt liegen bleiben. Die Ehemänner zahlen das Poſtporto oft ſehr theuer; aber es macht den Männern ſehr wenig Ehre, daß ſie mehr auf die Kalligraphie der Briefe ſehen, d. h. ob ſie ſchöne Züge haben, als auf den Sinn und den Inhalt derſelben. In dieſer Hinſicht ſtehen die Männer tief unter dem weiblichen Geſchlechte. Der Mann liebt meiſt in dem Frauenzimmer nur die Form; das Frauenzimmer liebt aber an dem Mann den Gehalt, den Werth, den Charakter, den Geiſt, den Grad der Achtung, den er im Leben genießt, und nicht bloß die Form. So iſt es aber nicht immer geweſen. Die Männer haben früher bei der Wahl ihrer Gefährtinnen durch die lange Roſen- und Dornenbahn des Lebens mehr Werth auf das unſichtbare Innere, als auf das glänzende Aeußere gelegt, und überhaupt den Schritt zur Ehe für höchſt entſcheidend und verhängnißvoll betrachtet. Dieß zeigt ſich aus den ſprüchwörtlichen Klugheitsregeln, welche unſere alte Sprache beſaß, und die neuere nicht mehr hat. Denn wer auf Freiers Füſſen ging, dem riefen Verwandte und Freunde von allen Seiten zu: Des Menſchen Freien, Sein Verderben oder Gedeihen. Freien iſt wie Pferdekauf, Freier thu' die Augen auf. Willſt du ein Weib nehmen, zieh mehr die Augen als die Ohren zu Rath. Nicht unter jedem Häubchen ſteckt ein Täubchen u. ſ. w. Gleichwohl betrachteten die, welche einander gefunden, ſich für Engel in Menſchengeſtalt. In der Liebe ſieht man ja keine Fehler, in der Ehe zu viele. Amor iſt ein Maulwurf, Hymen ein Luchs.

Digitized by Google

Zwar hatte man ehemals nur einfache Wahl. Denn es gab nur einerlei Frauen, während ihrer jetzt viererlei zu finden. Unſere Vorfahren kannten nur Weiber. Man nahm ein Weib und war glücklich mit ihm. Man wurde geliebt von dem Weibe und bildete einen Leib und eine Seele mit demſelben. In Krankheit des Mannes war die zärtlichſte Pflegerinn das Weib, und im Tode hinterließ er daſſelbe untröſtlich. Dadurch daß die Weiber ſich allmählig zu Gattinnen, Frauen und Gemahlinnen vervollkommnet und verfeinert haben, iſt es um den Loostopf der Ehe ein ſeltſam und gefährlich Ding geworden. Wer eine Niete erhalten hat, muß ſich Glück wünſchen. Denn mit einer böſen Nummer zieht einer nicht nur ſein Unglück, ſondern auch ſeine Schande. Aber nicht bloß iſt man bei der Wahl ſolchen Wechſelfällen ausgeſetzt, ſeit dem es mehrere Arten von Weibern gibt, ſondern das ehliche Leben ſelbſt hat drei Viertheile von ſeiner frühern Innigkeit verloren. Denn eine Gattin heirathet man nur und lebt mit ihr zufrieden. Von der Gattinn wird man gut behandelt und bildet mit ihr ein Paar. In Krankheit findet der Mann an der Gattin eine Theilnehmerin und im Tode wird er von ihr betrauert. Eine Frau hingegen freit man und lebt mit ihr ſo ſo. Von der Frau wird man äſtimirt und bildet mit ihr eine Familie. Der Frau geht des Mannes Krankheit nahe, aber nach ſeinem Tode heirathet ſie in einem Jahre wieder. Mit einer Gemahlin endlich vermählt man ſich und arrangirt ſich mit derſelben. Von der Gemahlin wird man geduldet und bildet ein Haus mit derſelben In Krankheit des Mannes erkundigt ſie ſich nach deſſen Befinden und nach ſeinem Tode kann ſie in 6 Wochen Gemahlin eines Andern ſeyn.

Die Brautwerbung, oder „das Dingen in das lange Jahr,“ wie man ſich auszudrücken pflegte, geſchah durch die Eltern. Die Verliebten durften einander nicht ſehen und ſprechen, bis das Jawort gefallen. Dieſes wurde in der Verſammlung der Familienglieder gegeben. Dann ſetzte man ſich zu Tiſch. Auch die Verliebten wurden einberufen. Sie mußten mit demſelben Meſſer ſchneiden, und aus demſelben Glaſe trinken, was meiſt ohne ſichbaren Anſtoß geſchah.

So bald die Jugend etwas höhere Bildung gewonnen, überließen die Eltern das Geſchäft der Brautwerbung den Söh-

Digitized by Google

nen ſelbſt. Dadurch wurde der ſogenannte „ſchwere Gang“ in die Stadt gepflanzt, welchen die neugierige Nachbarſchaft mit langgeſtrecktem Hals belauſchte. Auf dieſen erſten Eintritt ins Haus hatten die verliebten jungen Redner jene herzklopfenden Vorträge einzuſtudieren, durch welche ſo viel Rührung verbreitet worden. Es war Sitte, von Vater und Mutter in beſonderer Rede ſich die Tochter zu erbitten. Waren Großeltern zugegen, ſo wurde auch von dieſen die Zuſtimmung eingeholt Aus pſychologiſcher Schonung wurde eine mündliche Eröffnung an die Geliebte des Herzens erlaſſen. Dieſe erhielt einen geſchriebenen Spruch, den ſie gewöhnlich ins Kirchenbuch legte, und durchs ganze Leben mit ſich trug. Ton und Gehalt waren ſehr verſchieden. Im Jahr 1779 nahm eine unſerer adelichen Töchter aus der Hand ihres Ehezärters die proſaiſch-poetiſche Erklärung in Empfang: „Wie Ich Dir, ſo mußt vor allen Du Mir ſuchen zu gefallen; und, wie Mir, ſonſt Keinem nicht. Nicht nur tändeln, wie die Großen; Selbſt in Teig die Hände ſtoßen Müßteſt Du: Sonſt mag ich nicht.“

Wie patriarchaliſch, vertraulich und offen man ſich ehemals bei der Brautbewerbung gegenſeitig benommen, lehrt die Beſchreibung, welche Ulrich Meyer von dem Verlobungsact ſeiner Tochter macht: „Am 4 Tag September 1565 han ich mine Tochter Margreth vermählet mit Gunſt und Willen einer Früntſchaft dem Abraham Forrer, des alten Seckelmeiſters Son, in Byſin ſyner Brüderen, Herrn Doctor Kilians und Ulrichen; auch im Byſin mines Vetters Pangratius Meyer, des jetzigen Seckelmeiſters. Do hand die biderben Lüth zig gredt und gfordert, dann allein der Eeren und der Tochter. Deſſen ſind wir jnen ze Willen worden, und ſy bedi zemme geben mit Gunſt und Willen beder Siten Eltern. Diſe Hirath iſt gmacht worden an einem Zinſtag zwüſchet 7 und 8 Stunden des Tags, in Byſin Herr Schultheiß Huſers, der hat die Red in ihrer aller Namen than und gredt Nun diſe Hyrath iſt bſchloſſen und bſtätet in der Stund Veneris, nach der Planeten Stunden, ſo hat Venus diſe Stund gregiert und innen gſtrebt. Demnach alle Ding ſind abgredt, hat man zuleſt auch von der Morgengab ein Red ghalten, daß man dieſelbig auch ußrichti, diewil man by einanderen daſitze. Sy hand ein Anmuthung an uns gethan; was wir forderind. Do hand wir nüt wellen namſen. Allein ſy ſollind büten

(dieweil es ein frige Gab ſoll ſin und iſt), was ſy zimmlich und billich dunkt, ſo wellend wir innen gut Bſcheid druf gen. Alſo hand ſy botten, 50 ℔ wellend ſy uns geben. Auf ſomlichs Anbütten hand wir uns nit lang dacht, und innen zugſeit, wir wellinds nemmen und darby bliben. Alſo iſt dieſer Handel bſchloſſen worden nach der Länge, wie ghört. — Das Hochzitt iſt ghalten worden, da ſy dann die bezogne Ee beſtätt hand vor der chriſtlichen Gmeind am 22. Tag Octobris ganz erlich und wol, und hat der Vater des Brütgams das Hochzitt in ſinem Huß ghalten und allen Koſten allein zallt und jedermann mit Eeren abgefergget zu großer Dankbarkeit."

Dieſer Verlobungsact brachte den Verlobten drey kräftige Potenzen, den Ring, den elterlichen Zuſpruch und die Morgengabe.

„Der Ring macht Ehen, Und Ringe ſinds, die eine Kette machen," ſagt Schiller. Als ein ſymboliſches Bindemittel haben auch unſere Alten den Ring jeder Zeit erkannt. Ja ſie verliehen ihm nicht bloß eine juridiſche, ſondern auch eine magiſche Kraft. „Iſt der Finger beringt, ſo iſt die Jungfrau bedingt," hieß es bei ihnen. Aber nicht jeder Finger konnte des Ringes Großwürdetrager werden. Dazu hatte Tradition, Glaube und Sitte nur Einen erkoren Es war der vierte Finger an der linken Hand, der Herzfinger, auch Gold-, Arzt- oder Ringfinger genannt, von welchem das canoniſche Geſetzbuch die ſonderbare Erklärung gibt, daß eine beſondere Ader desſelben das Blut zum Herzen führe. Dieſem Finger wurde in der Verlobungsſtunde der Trauring mit der ſcrupuloſeſten Bedächtlichkeit vor den verſammelten Verwandten angelegt; an dieſem Finger mußte er bleiben, bis das Blut im Herzen erkaltet war. Die Zeit, die ſo Vieles auflöst, hat auch den Glauben an die nähere Verbindung eines Fingers mit dem Herzen verſchwächt. Daher ſind die Ringe allmählig Hoffahrtsartikel geworden, und die Finger Zierſtäbe, an denen herzlos Ringe glänzen.

Die Alten hatten den Grundſatz: Das Land, wo die reinſte Sitte herrſche, ſei jenes, wo man am wenigſten von Weibern ſpreche, ſowie die tugendhafteſte Frau jene, welche man nie nenne. Dieſem Grundſatz blieben ſie auch in der Verlobungsſtunde ihrer Töchter treu. Daher war jene Anrede, welche in Gegenwart der Eltern und nächſten Verwandten an

Digitized by Google

die Verlobten gehalten wurde, keine complimentirende Lobrede, ſondern eine, nach kurzen Glückwünſchen, in tief moraliſchen und chriſtlich ernſten Ton übergehende Ermahnung. Den Zuſpruch hatte das durch Stand oder Alter geachtetſte Familienglied zu thun. Fand ſich ein Rathsherr oder gar ein Diener der Kirche vor, ſo waren dieſe ohne Wahl die gewählten Sprecher. Bemerkenswerth aber iſt, daß der Zuſpruch nicht an beide Verlobte in gleichem Maß gerichtet wurde. Er ward meiſt nur der Braut zu Theil. Es geſchah aber nicht, um dieſelbe ſchon in der erſten Stunde ihre künftige Unterwürfigkeit fühlen zu laſſen, ſondern aus reinem Belehrungseifer, welchen man nach der Seite hin wirken ließ, wo das größere Bedürfniß vorhanden ſchien. Der Bräutigam ſtand da als ein beſtandener Mann, der in der Schule der Lebenserfahrungen bereits einige Claſſen durchgemacht. Man traute ihm zu, daß er Etwas gelernt, und das Gelernte in ſeinem neuen Verhältniß auch anzuwenden wiſſe. Darum ſtreifte der Sprecher in ſeinem Zuſpruch, wenn nicht beſondere Gründe walteten, nur ſo nebenbei an denſelben an. Die Braut war meiſt um 8—10 Jahre jünger. Sie hatte das väterliche Haus noch nie verlaſſen und außer dem Herzens- und Verſtandesgebieth der Mutter die äußere Welt noch nie betreten. Das ſo frühe Schließen des Ehebundes war aber von Seite der Töchter keine Folge des Leichtſinnes, ſondern vielmehr der ernſteſten Ueberlegung. Sie lebten nämlich mit Fichte, dem tiefen Denker, des Glaubens, daß ohne ſeine Schuld unverheirathet ſein, ein großes Unglück und durch ſeine Schuld, eine ſchwere Schuld ſey. Darum ſuchten ſie bei der erſten Gelegenheit beidem zumal zu entgehen. Zudem wußten ſie aus dem Catechismus, daß unter dem täglichen Brod im Vaterunſer mehr als bloßes Brod, nämlich alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, verſtanden wird. Und da auch ein frommer Gemahl dazu gehört, ſo war es den Töchtern, die Gelegenheit fanden, eine Herzensverbindung anzuknüpfen, nicht zu verargen, wenn ſie bald zu einem Brod zu gelangen ſuchten, weil alsdann auch dieſes Brod mit inbegriffen war, welches in der Regel anfangs ein Zuckerbrod iſt, ſpäterhin aber zu einem gewöhnlichen Hausbrod wird, ja zuweilen in ein recht bitterböſes Brod umſchlägt, wobei man den Mund verzieht. — Alſo nur um der jüngern Jahre der Verlobten willen wurde in der Ver-

Digitized by Google

lobungsſtunde vom Familienſprecher das belehrende Wort vorzugsweiſe an dieſelbe gerichtet. Es geſchah aber nicht in ſtudirter Rede, ſondern aus dem Stegereif in einigen Kernſprüchen und ſentenziöſen Sätzen. Jede Braut, im Kreiſe der Familie hochroth neben dem Liebling ihres Herzens ſtehend, empfing auf den neuen Lebensweg folgende Lehren: „Aller Anfang iſt ſchwer, am ſchwerſten der Anfang der Wirthſchaft. Hausehre deines Hauſes zu werden und zu ſeyn, ſei deine höchſte Ehre. Aber dann mußt du, als Hausfrau nicht Ausfrau ſeyn. Fleiß iſt des Glückes Vater, Arbeit des Ruhmes Mutter. Eine fleißige Hausfrau iſt die beſte Sparbüchſe. Was die Frau erſpart, iſt ſo gut, als was der Mann erwirbt. Der Hausfrau Augen kochen wohl. Wo die Frau wirthſchaftet, da wächst der Speck am Balken. Die erſte Eigenſchaft, die du als Weib bedarfſt, iſt Sanftmuth. Geſchaffen, einem ſo unvollkommenen Weſen, wie dem Manne, zu gehorchen, der oft nicht ohne Laſter, aber immer voll Fehler iſt, mußt du früh auch Ungerechtigkeiten ertragen lernen, und, ohne zu klagen, Unrecht dulden können. Nichts gereicht einer Frau ſo zu Ehren, als ihre eigene Geduld, nichts ſo zur Schande, als die Geduld des Mannes. Doch nicht für deinen Mann, für dich ſelbſt mußt du ſanft ſeyn. Bitterkeit und Hartnäckigkeit mehren deine Leiden und erhöhen deines Mannes übles Benehmen, welcher zu gut fühlt, daß man ihn mit dieſen Waffen nicht bezwingt. Der Himmel ſchuf dich nicht einſchmeichelnd und überredend, um widerſpenſtig zu werden. Er ſchuf dich nicht ſchwach, um herrſchſüchtig zu ſeyn. Er gab dir die ſanfte Stimme nicht um zu ſchimpfen. Er verlieh dir die holden Züge nicht, damit der Zorn ſie entſtelle. Du vergiſſeſt dich, wenn du dich erzürnſt. Oft wirſt du zu klagen Recht haben, aber ſtets Unrecht zu zanken. Biſt du ärgerlich, ſo zähle zehn, ehe du ſprichſt: biſt du zornig, ſo zähle hundert. Der Mann, wie das Weib, muß den Ton ſeines Geſchlechtes halten. Ein zu ſanfter Mann kann ein Weib verderben; aber iſt ein Mann kein Ungeheuer, ſo wird ſeines Weibes Sanftmuth ihn ſtets zurückbringen und früh oder ſpät beſiegen. — Als Weib haſt du Alles gegen dich, deines Mannes Fehler, deine Schüchternheit und Schwäche. Nur deinen Geiſt und deine Schönheit haſt du für dich. Aber Schönheit verſchwindet durch ſo viele Zufälligkeiten, ſie vergeht mit den Jahren,

Digitized by Google

und Gewohnheit tilgt ihren Eindruck Der Verſtand allein gründet des Weibes Macht; aber nicht jener Verſtand, den die Welt preist, und der zum Glück des Lebens nichts beiträgt, ſondern der Verſtand, der ſich der Lage anpaßt, der aus der Lage des Mannes Vortheil zu ziehen und ſeine Vorzüge ſich anzueignen weiß. — All dein Denken und Thun muß auf deinen Mann ſich beziehen. Ihm zu gefallen und zu nützen, ſeine Achtung und Liebe zu erwerben, ihn zu erziehen und zu beſorgen, ihn zu berathen und zu tröſten, ihm das Leben zu verſüßen und zu verſchönern, — das iſt deine Lebensaufgabe, das deine Pflicht."

War die Braut auf ſolche Weiſe mit Lebensregeln und ehelichen Lehren ausgeſteuert, ſo vernahm ſie dann noch, wie viel die Liebe der neuen Eltern als Morgengabe für ſie ausgeſetzt. Dieſe beſtand in einem Geldgeſchenk, deſſen ausgeſprochene Summe verfügbares Eigenthum der Frau blieb. Damit dieſes Geld nicht unbenutzt im Kaſten liege, wurde es an Zinſen gelegt, und ſo der Frau für ihr Nadelgeld eine kleine Rente geſchaffen. So wurde Ao 1374 dem Johannes Steinkeller vom Herzog Albrecht bewilligt, ſeinem Eheweib Adelheit die 35 Mark Silber für ihre Morgengabe auf ſeinen Zehnten zu Eidberg zu ſchlagen, der von ihm Lehen war. — Als die Zeit papierener blühete, erwuchs die Sitte, die Frauen für ihre Morgengabe auf Pergament zu verſichern. Schon Ao 1458 trat Erhart von Hunzikon mit Barbara Barter vor Schultheiß und Rath und ließ ſeinen Willen alſo unter dreifaches Siegel legen: „Wäre, daß der von Huntzikon vor der Barbel, ſinem elichen Gemahel, von Tod abgienge und nit elich Liberben hinder im verließe; ſo ſoll dieſelb vorus und vorab mit ir von dannen nemmen die 700 Guldin, ir Haimſtür und die 200 Guldin ir Morgengab, ir Clainot und verſchroten Gewand, und was ſi im ſuſt zugebracht oder ir zugefallen iſt oder by im ererbt hat, und dazu von ſinem Gut, ſo er nach Tod verlaſſet, 300 Riniſcher Guldin." — Doch bald ward die Zeit kälter. Man fand es unbehaglich, die Braut durch eine Morgengabe erkaufen zu müſſen. So ging die Sache in das Verhältniß der Rechtsgleichheit über. Die Verlobten fingen an, ſich gegenſeitig zu beſchenken. Dieß iſt die Erfindung der Brautgeſchenke, welche ſo viel Ueberraſchung, Freude und Flitter in die Welt gebracht. Bald

Digitized by Google

nahm auch der Magiſtrat ſich dieſer Geſchenke liebend an. Denn er ſprach zu Recht, daß dieſelben, im Fall der Wiederaufhebung eines Verlöbniſſes, zurückgefordert werden können. Doch mit Ausnahmen. Denn war der eine Theil an der Aufhebung ſchuld, ſo konnte der Unſchuldige das Empfangene behalten, und das Gegebene zurückfordern; ja das römiſche Recht geſtattete ihm ſogar, das Doppelte zurückzufordern, falls er ein Brautgeſchenk gegeben, aber dagegen keines empfangen. Wurde das Verlöbniß durch den Tod getrennt, ſo konnte die Braut die Hälfte der Brautgeſchenke zurückbehalten, wenn ſie bewies, daß ſie vom Bräutigam geküßt worden.

Der glückſeligſte aller Stände iſt der Brautſtand. Denn in dieſem allein hängt der Himmel voller Geigen. Schade, daß in der Ehe ſo manche herunterkommt, und daß dieß gewöhnlich Paßgeigen ſind, weßhalb auch des ſtarken Brummens kein Ende, wenn Jedes nach des Andern Geige tanzen ſoll, und nicht will. Aus dieſer Disharmonie erklärt ſich auch eine Veränderung in der Sprache. Denn der Bräutigam nennt die Erwählte ſeines Herzens ſein Ein und Alles. Als Ehemann ſubtrahirt er 50 Procent vom Facit und nennt ſie höchſtens ſeine Ehehälfte.

Der Brautſtand dauerte ehemals nur kurze Wochen. Unſere Alten waren für die Poeſie des Lebens wenig geſchaffen. Sie ſteuerten mit vollen Segeln der Proſa zu. Dieſe Abkürzung der glücklichſten Tage beruhte auf einem innern und einem äußern Grund. Sie floß aus der Gelehrigkeit der Verlobten und aus der wenigen Vorbereitung für den Haushalt. Obgleich in jedem Fach vom Nichtwiſſen bis zur Meiſterſchaft ein ſchwieriger und langſamer Gang iſt, ſo haben doch ehemals, wie jetzt noch, eine Ausnahme gemacht die Bräute, ſelbſt die jüngſten. Und die Bräutigamme, auch die ſchwerfälligſten, blieben nicht zurück. Namentlich legte man beiderſeits eine große Sprechfertigkeit an den Tag. Denn in wenig Wochen waren alle zehn ſtummen Sprachen der Verliebten vollkommen eingeübt, als da ſind, der Augen vielberedtes Blicken, der Hände liebevolles Drücken, das blaue Blümchen aus dem feuchten Grunde, der Kuß in ſchöner Stunde und anderer Annäherung ſtilles Glücken, der Wink, das leiſe Nicken, der Lockenraub, der Finger auf dem Mund und jene Gluth, welche Amors Geheimniß verkündet, ehe er es wiſſen

laſſen will, das — Erröthen. So durfte man die Verlobten, welche ſich auf ſo vielfache Weiſe einander verſtändlich zu machen wußten, wohl ſchnell vereinen. Denn zu ihrem Empfang ſtand Alles bald bereit. Die Ausſteuer machte den Eltern wenig Sorgen. Jetzt verurſachen die Puppen der Kinder verhältnißmäßig größere Koſten und ſchwerere Gedanken, als vordem die Ausrichtung der heirathsfähigen Söhne und Töchter. Gewöhnlich wurde das junge Paar in die Familie der Eltern eingereiht und an ihrem Tiſch genährt. Herrſchte größere Wohlhabenheit und mehr Wohnlichkeit, ſo wurde für die Stifter einer neuen Generation eine Stube, eine Kammer und eine Küche zum Tummelplatze ausgemittelt. Der Stube Zierde war ein Tiſch mit einer Schieferplatte, auf welcher die Tageseinnahmen und Jahresausgaben in römiſchen Zahlen berechnet wurden. Daneben ſtanden 2 hölzerne Stühle, auf denen ſchon die Voreltern bequem geſeſſen. Die Kammer verengte ein ſtattliches Doppelbett und der Kaſten, mit dem Leinzeug gefüllt, wozu die Mutter das Garn ſelbſt geſponnen. In der Küche glänzte ein wenig Geſchirr aus Kupfer, Zinn und Holz. Die Anlage der ganzen Ausſteuer war ſo berechnet, daß ſie der Vermehrung leicht empfänglich. Die Eltern ſetzten einen großen Werth darauf, daß den Kindern mit der Selbſtſtändigkeit der Genuß der Selbſtthätigkeit nicht entgehe. Sie gaben ihnen daher nicht Alles, was zum Haushalt gehört, auch wenn ſie es vermochten; nur um den jungen Eheleuten die Freude zu bereiten, das Fehlende ſich ſelbſt anzuſchaffen. Es galt als Familiengrundſatz, die Söhne und Töchter auf die unterſte Stufe zu ſtellen und ſie durch eigene Kraft allmählig die Lebensleiter erſteigen zu laſſen. Dadurch pflanzte man weniger Schwindelköpfe und Unzufriedene. Man hielt es ſogar für ein verkehrtes Thun, den Sohn mit dem erſten Tage ſo hoch oder noch höher anfangen zu laſſen, als Vater und Mutter durch ihr bisheriges Leben und Streben gekommen. Die Ehe wurde als eine Lebensſchule betrachtet, in welcher die Kinder beider Geſchlechter zu einem thätigen, genügſamen und dankbaren Sinn, und nicht durch Ueberfluß zum Ueberdruß geleitet werden ſollten.

Die öconomiſchen Verhältniſſe des künftigen Paares wurden ſchon am Verlobungstage im Familienrath genau ausgeſchieden und zu Papier gebracht. Unſere Alten trauten den Worten viel, doch der Schrift noch mehr. So entſtanden die

Digitized by Google

Ehecontracte, welche uns helle Blicke in das frühere Sittenleben öffnen. Der Contract, im Jahr 1641 in einer unſerer ehrenfeſteſten Familien geſchloſſen, lautete alſo: „Nachdem kurz abgeloffner Zeit, ohne Zweifel aus ſonderbarer Schickung Gottes, des Allmächtigen, als rechten Stiffters des h. Standes der Ehe, entzwiſchen dem ehrenhaften und kunſterfarnen Ulr. Hoffmann, des Herren Heinrich Hoffmann, Goldſchmids, ehlichen gel. Sohn an dem einen — Sodann der Ehren- und tugendreichen Jungfrau Anna Sulzer, des fürnehmen und wyſen Herrn Rudolph Sulzer, Stattfänderichs, ehlichen gel. Tochter an dem andern Theil, mit vorgehaltenem Rath und Bewilligung beiderſeits ehrender l. Eltern, nächſt Gfreundten und Verwandten, eine ehliche Heurath, Freund- und Gmahelſchaft der h. Ehe abgeredt, und zu wirklicher Beſtätigung des ehlichen Verſprechens den 1ſten Tag Merz des 1641 Jahrs beſtimmt, auch an demſelben, nach altem chriſtlichem Gebrauch, gebührender Maaßen vollzogen worden. Als haben hierüber beiderſeits ehrende l. Eltern, nächſte Gfreundte und Verwandte, zu Fortpflanzung mehrerer Einigkeit und Vermeidung aller Geſpänen und Mißhellungen, ſo ſich je zu Fallszyten zugetragen möchtend, ſich folgender Punkten verglichen:

1) verſpricht Ulr. Hoffmann, als der Hochzyter, ſeiner l. und vertrauten Hochzyterin zuzuſtellen zu einer freien Heimſtür und Morgengab 101 Guldin, die nach ſeinem Ablyben derſelben von dem Seinigen ſollend ohne alle Einred zu geſtellt werden. 2) ſie auch mit Meſſer und Gürtlen ſammt Kleidern den Ehren gemäß zu verſehen.

„Demnach verſpricht Heinrich Hoffmann, als des Hochzyters Vater, ſeinen l. Sohn mit Beth, Kleidern und Anderm der Gebür nach, wie andere ſeine Kinder, auszuſtüren, auch an baarem Gelt 150 Guldin, als zu einer Heimſtür und Hürathgut zu geben; auch beide junge Ehlüth ein Jahrlang in ſeiner Hushaltung by ſeinem Tiſch zu halten, ohne einigen ihren Koſten und Schaden. Nach Verfließung aber eines Jahrs, ſo ſy ſich wyter bei ihm gedulden wöllindt, wölle er dieſelben gern by Imme behalten und alle väterliche Hilfe erzeigen. So ſy aber lieber allein, und ſich in eigne Haushaltung begeben wöltindt, wölle er denſelben gnugſame Herberg verſchaffen, ohne derſelben einigen Koſten und Schaden. — Und diewyl ſie

beid Eines Handwerks, wölle er das Silber, ſo er dißmalen in dem Laden habe, ordentlich abwägen und verzeichnen. Hernach ſie beid zugleich in das Handwerk ſetzen und mit einander tryben, und was ſy durch Gott gewünnendt, zuglych mit einander theilen. So aber über kurz oder lang einer oder der ander das Handwerk allein zu treiben begehrte, ſoll es ihm erlaubt, und kein Theil zu dieſem Artikel verbunden ſeyn. Und wann dann ſchließlichen der l. Gott ihn aus dieſem Jammerthal berufen und zu ſich in ewige Freud und Seligkeit aufnehmen wurde, ſoll ſeinem l. Sohn dieſe ſeine Behauſung, in maaßen er dieſelbe jetzt beſitzt, ſammt der darauf ſtehenden Beſchwerd, wie auch dem Werkzeug, um 800 Guldin zugetheilt werden; alſo daß ſein l. Sohn ſolle ſchuldig ſeyn, ſeinen Mitgeſchwüſterten, jedwederem auf dieſem Haus und Werkzeug ußenzugeben 200 Guldin an baarem Gelt oder flüſſigen unverlürſtigen Briefen, nach Belieben ſeiner Geſchwüſterten.

„Dagegen hat Herr Stadtfänderich Sulzer ſeiner l. Tochter verſprochen, gleich nach gehaltener Hochzeit, ihr das von ihrer l. Mutter ſel. ererbte Hab und Gut neben 500 Guldin Heurathgut, in maaßen er ſolichs empfangen, zuzuſtellen, ſy auch mit Beth, Kaſten, Kleidern und anderen Sachen, ſeinen übrigen l. Kindern gleich, auszuſtüren. Im Uebrigen aber ſolle es diſer beider jungen Eheleuten halben bei unſerm Statt- und Erbrecht gänzlich verbleiben; wofern aber in künftiger Zeit eines dem andern, wegen villfaltiger erzeigter ehelicher Treue und Liebe, etwas Ferners vermachen würde, ſolle es ihnen beiderſeits ebenmäßig auch erlaubt ſeyn.

„Und deſſen zu Zeugnuß habend die wyſen, auch kunſterfarnen und beſcheidnen Heinrich Hoffmann, Goldſchmid, Mr. Wirt, Scherrer und Mr. Rud. Hürzel, Tiſchmacher, als des Hochzyters l. Vatter und Schwäger, wie auch Herr Joachim Häßlin des Raths und Seckelmeiſter, Rudolph Sulzer, Stattfändrich, Ulrich Sulzer, Herrn Stattfändrichs Sohn und Mr. Gebhart Graf, Beck, als der Jungfrau Hochzeiterin Herr Großvater, Bruder und Schwager, ſich ſämmtlich eigenhändig unterſchrieben, theils auch mit ihrem gewonlichen Bütſchier verſiglet. So geben den 3. Tag Merzen 1641."

Auf den ſtillen Verlobungsabend folgte bald der geräuſchvolle Hochzeitmorgen, deſſen wahres Weſen unſere Alten, wie

Digitized by Google

die, welche nach ihnen Hochzeit gemacht, ſchlecht begriffen. Denn bei einem chriſtlichen Volke, welches, unähnlich den Heiden, die Natur und den Naturdienſt nicht als etwas an ſich Heiliges, ſondern als etwas durch eine höhere Weihe erſt zu Heiligendes betrachtet, ſollten Hochzeiten fein in der Stille, in Verſchämtheit und Herzensdemuth gefeiert, nicht aber zu einem lärmenden Schaugepränge gemacht werden. Denn wenn ſchon die Ehe im Paradieſe eingeſetzt iſt, ſo knüpfen ſich doch dualiſtiſche Betrachtungen daran, die mit dem Engel im Menſchen weniger, als mit deſſen animaliſchem Elemente zu thun haben. Indeſſen verdient dieſes Hochzeitgeräuſch nicht einmal beſondern Tadel. Iſt es doch als ein heilſamer Ableiter und Entleerungsmittel erkannt worden. Denn man hat die Bemerkung gemacht, daß an den Orten, wo die Hochzeiten meiſtens im Stillen gefeiert werden, der Lärm nur deſto bälder in der Ehe anfängt.

Das Ausbiethen von der Kanzel mußte durch eine Prüfung erkauft werden. Beide Verlobte hatten vor ihrem Seelſorger zu erſcheinen, um zu „beten“, d. h. ſich über ihre Religionskenntniſſe examiniren zu laſſen. Wurden ſie in ihren Antworten feſt und fertig erfunden, ſo nahmen ſie die Zuſage der Promulgation mit ſich nach Hauſe. Dieſes Examiniren der Brautleute wurde Ao 1611 von Schultheiß und Rath mit folgenden Vorſchriften angeordnet: „Wann einem Pfarrer oder Helfer Perſonen zukommen, die ſich in Ehſtand begeben wollen, iſt MGNHerren Willen, daß die Braut und der Bräutigam, jedoch allweg nach Geſtaltſame der Perſonen und Erforderung der Nothdurft, zuvor durch den Pfarrer examinirt werden ſollen, wie ſie in Glaubensſachen gegründet; und dann ſie auch fragen, was Vermögens ſie ſigend, durch was Mittel, und wie ſie vermeinind, ſich ſammt Wyb und Kind, ohne anderer Leuten Beſchwerd, zu erhalten. Und ſo der Pfarrer Religions- und Glaubensſachen halb in den Stücken und Artikeln, die einem Chriſtenmenſchen um ſeines Seelenheils willen zu wiſſen nöthig, Mangel findet, oder geſpürt, daß einer unbedachter Wyß, im Muthwillen und Leichtfertigkeit, ohne gebührende nothwendige Vorbetrachtung, wie er ſich und die Seinen erhalten möge, zur Ehe greifen wollte; alsdann ſollen ſie ſolche Perſonen, die noch nicht gefaßt wären, nit ehelich zuführen, ſonder ſie mit freundlichen Worten ab-

weiſen, oder zu beſſerer Erlernung der Glaubensſachen ihnen etwa auf eine Zeit Zill ſetzen, oder auch etwa zu dem Examiniren und zum Erkundigen der übrigen Sachen, die Eltern oder nächſten Verwandten der jungen Leute berufen, damit dieſelben hören, wie die Sachen geſtaltet. In welchem Examiniren die Pfarrer die jungen Leute mit ſchweren hohen Fragen in Glaubensſachen nit beſchweren, ſonder hierin nach Geſtaltſame der Perſonen Beſcheidenheit brauchen, und wo man ſich, auf befundenen Mangel in einem und anderem, nit abwiſen oder hinder ſich halten laſſen wollte, uf ſolchen Fall für Ehegericht wiſen, nothwendigen Bericht geben und daſelbſt witeren Beſcheid der Bewilligung oder des Abſchlags erholen laſſen.“ Durch dieſe Verordnung hing die ſchnelle Vereinigung der Verlobten von der Milde des Pfarrers ab. Daher erſannen die ſchlauen Bräute jene Geſchenke, welche ins Pfarrhaus geſchickt wurden, ehe man zum Beten ging, um deſto leichter das ſeelſorgliche Jawort zu erhalten. War dieſes empfangen, dann konnten ohne Beſorgniß die Zurüſtungen für die Hochzeit beginnen. Das Erſte war das Laden der Hochzeitgäſte. Zu dieſen gehörten die beiderſeitigen Verwandten bis zum fernſten Grad der Vetterſchaft. Dem Bräutigam lag es ob, in Mantel, Stock und Degen ſie alle von Haus zu Haus für dieſen Liebesdienſt in wohlſtudirter Rede zu begrüßen. Die Sitte gebot, aus keiner Stube unbewirthet zu ſcheiden. So hatte der Bräutigam in den letzten Tagen ſeiner Roſenzeit eine ſchwere Magenprobe zu beſtehen. Den nächſten Verwandten wurden auch die Nachbarn beigezählt. Was in den drei Häuſern oben an und unten aus wohnte und ſchaffte, erhielt den Hochzeitruf. Die alte Welt war wie verkettet und aus lauter Anhänglichkeit zuſammengeſetzt.

Die Copulation konnte nur in der Stadtkirche vollzogen werden. Denn man war nicht eingerichtet, ſich mit einem Hochzeitgefolge anders, als zu Fuß, hin und her zu bewegen. Zudem hielt auch eine innere Stimme und eine äußere Berechnung zurück. Da, wo man die Taufe empfangen, wollte man auch den Bund ſchließen, aus welchem der Kirche neue Glieder erwachſen ſollten. Dann aber durfte der Bürger an ſeinem Hochzeittag ſich den Augen der Bürger nicht entziehen. War doch ſein höchſter Ehrentag für alle feſtlich. Dieß bewies das Bürgerſpalier, durch welches ſich der Zug bewegen

mußte. Dieß bewies noch mehr die Menge der Zeugen, welche der weite Raum der Kirche oft kaum zu faſſen vermochte. So anziehend war die lobroſenöhlduftende Hochzeitpredigt, welche der Eltern und Verwandten Ehre, die Tugenden der Braut und die Eigenſchaften ihres Geliebten der Länge nach verkündete. Das junge Paar erhielt in Einer Stunde ſo viele Beweiſe der Theilnahme und Auszeichnung, daß es ſich ſein ganzes Leben hindurch daran ſatt erinnern konnte.

Freilich hoffte an einem Hochzeittage beſonders die Neugierde auf eine reiche Ernte. Dazu bot die Braut ein wohlbeſtelltes Feld. Bräute haben jederzeit und überall des Vorzugs genoſſen, intereſſant zu ſein. Darum blieben auch bei uns Aller Blicke vorzugsweiſe auf die Braut gerichtet, ohne deshalb den Brautführer oder ein anderes Glied des Feſtzuges aus den Augen zu verlieren oder aus der Critik fallen zu laſſen. Was man an der Braut vorab beſchauete, war das Brautgewand, welches durch den Hochzeittag zu einem Familienſtück geweihet wurde, das verſchloſſen lag, bis ein Feſt erſchien, an Ehre und Freude ſo reich, daß die Hausfrau ſich mit dem Seltenſten und Köſtlichſten, was ſie beſaß, zieren mußte. Viele ſuchten auch die innere Faſſung zu erſpähen, mit welcher die Braut an ihrem Roſentage die erſten Schritte einer dunklen Zukunft entgegen that. Nur Eines Blickes aber ſchaueten Alle nach jenem als Krone gebildeten Ehrenzeichen, womit eine Braut am Hochzeittag ihr Haupt ſchmücken durfte. Der **Brautkranz** iſt das Sinnvollſte, was je aus Blumen geflochten worden. An ihm haben frühe ſich Liebe und Kunſt geübt. Denn er war ſchon bei den Griechen und Römern im Gebrauch. Vorzüglichen Werth aber haben die Deutſchen von jeher auf denſelben gelegt. Dieß erhellt aus den vielen Verordnungen, welche einzelne Städte über den Brautkranz aufgeſtellt. Nur die Braut, welche bis auf ihren Hochzeittag unbefleckte Jungfrau geblieben, war befugt, einen ſolchen Kranz zu tragen. Bräutliche Wittwen hatten dieſes Ehrenrecht verloren. Wie in Allem, ſo verfuhren auch bei dem Brautkranz unſere Alten mit unerbittlicher Strenge. War er auf dem Haupte der einen Bräute der reinſte Ehrenkranz, ſo wurde er auf dem Haupte anderer in ein Sinnbild des ſchneidenden Hohnes, in eine moraliſche Dornenkrone verwandelt. Denn an einer Hochzeit, zu welcher es

Digitized by Google

augenfällig hohe und höchſte Zeit, mußte die Braut, von ihrem Brautkranz ſchwer gedrückt, zwiſchen zwei Hebammen nach der Kirche ziehen. Dieſe Sitte blühete auch zu Stein am Rhein. Wie denn die kleinen Municipalſtädte der alten Welt einander Vieles abgelernt. Die Einführung dieſer neuen Hochzeitmethode that gute Wirkung Denn ſchon am 9. Mai 1547 wurde der letzte hebammliche Brautgang gehalten von des „Stückliwebers“ Tochter, welche die Unvorſichtigkeit beging, an ihrem Hochzeittag, ehe es Mittag geworden, eines Kindes zu geneſen. Durch dieſen Vorfall iſt Anna Sulzer die beſprochenſte aller hieſigen Bräute geworden. Es gibt auch in der Frauenwelt Celebritäten, die einem die Berühmtheit entleiden könnten.

Für eine heitere Hochzeitfeier war ehemals heiterer Himmel und Sonnenglanz ein Herzensbedürfniß. Nicht minder war man genöthigt, für des Leibes koſtbare Bedeckung der Winde trockne Gunſt zu erflehn. Denn unſere Vorfahren blieben unbegreiflich lange gegen den durchnäſſenden Einfluß triefender Wolken ſchlecht verwahrt. Die Männer deckten ſich an einem eingeregneten Hochzeitzuge mit groben Tüchern oder Kornſäcken, wie wir ſolche etwa noch an einem Regentag auf den Schultern von Landleuten ſehen, welche aus Armuth hinter unſerer ſo ſchirmreichen Zeit zurückgeblieben. Andere mögen andere dachartige Vorrichtungen über ihren Häuptern aufgeführt haben. Woher es wohl kommen mag, daß der Regenſchirm jetzt noch in der gemeinen Sprache Regendach oder auch kurzweg Dach genannt wird. Das Schutzmittel, welches unſere Frauen gegen den Regen trugen, hieß zu Anfang des 17ten Jahrhunderts Gugel, was wahrſcheinlich vom lateiniſchen cucullus abgeleitet iſt und eine Kopfhülle, oder Capuze, ſpitz zulaufend und oben am Kleide angebracht, bezeichnet. Da dieſe Kopfverhüllung in Länge und Breite nur für einen alltäglichen Kopf berechnet war, ſo mußte man bei einfallendem Regen der Getrauten den Kopfputz und den Brautkranz in der Kirche abnehmen und ſie ſo, ohne ihre höchſte Zierde, nach Hauſe führen. Es gehört unter die ſeltſamen Erſcheinungen, daß das tragbare und handliche Schutzmittel gegen Regen und Sonne erſt ſo ſpät aufgekommen. Alle Schriften über die Geſchichte der Erfindungen bezeugen übereinſtimmend, daß die Regenſchirme im Abendland nicht viel

Digitized by Google

über 100 Jahr alt ſeyen. Und doch hatten die Portugieſen vom 16ten Jahrhundert an die Sonnen- und Regenſchirme vor Augen. Ihre Reiſebeſchreiber ſprechen auch von dieſen Schirmen als von etwas ganz Beſonderem, daß ſie geöffnet und wieder zugemacht werden können, von Seide ſeyen u. ſ. w. Und doch wie lange dauerte es noch, bis dieſe ſcheinbar ſo leichte Erfindung nicht etwa gemacht, ſondern auch nur nachgeahmt wurde. Nürenberg, dieſe witzigſte und erfindungsreichſte Stadt der vorigen Zeit, war ums Jahr 1725 dem Regenſchirm noch nicht auf die Spur gekommen. Was ſollte man von der ſchweizeriſchen Hirtenkunſt in dieſem Fach erwarten? Zu Winterthur iſt Ao 1727 der erſte Regenſchirm zu großem Erſtaunen der Leute geöffnet worden. Dieſen luxuriöſen Schutz genoß den 17. April Suſanna Hegner an ihrem regenreichen Hochzeittag. Wie vielen Herzen und Kleidern hat ſeitdem dieſe Erfindung im Sturm und Naß der Welt Zuverſicht gegeben! An den Entwicklungen des Schirmes ſeit 100 Jahren läßt ſich recht verfolgen, wie der menſchliche Geiſt auch das ſcheinbar Einfachſte und faſt ſich von ſelbſt Verſtehende nur allmählig findet, und wie er Generationen hindurch an einem Werkzeuge bildet, das gegen andere menſchliche Schöpfungen eine Kleinigkeit iſt. Doch der Triumph der Kunſt iſt auch hier nicht ausgeblieben. Sind wir ja in den Beſitz jener wundernetten Vorrichtungen gekommen, welche von der zarteſten Hand wie Flügel ſich bewegen laſſen, und nicht bloß Schutz gegen Regen und Sonne, ſondern auch den Reiz gewähren, daß unſere Schönen hinter denſelben nach Belieben, bald bis auf die ſchalkhafte Spitze des Mundwickels, bald bis auf die Mitte des ſtrahlenden Auges, ſich verbergen können.

Unſere Hochzeitfeierlichkeiten litten frühe ſchon an einer menſchlichen Schwäche, an der Uebertreibung. Es war unſern Alten ſo ſchwer wie uns, in der Freude das rechte Maaß zu halten. Die Uebertreibungen der Hochzeitfreuden waren gedoppelter Art. Die einen hatten adelichen, die andern bürgerlichen Schnitt. Der Adel gefiel ſich im Luxus, der gemeine Bürger im ſinnlichen Genuß. Der erſtere machte ſein Hochzeitfeſt zu einem Schaugepränge, der letztere zu einem Denkſtein für den Magen.

Eine kurze Beſchreibung einer adelichen Hochzeit iſt folgende: „Den 18. Februar 1540 hat Junker von Ulm, der zu

Digitized by Google

Tüfen ſitzt, Hochzeit gehalten mit Jungfrau Barbara von Hallwyl; gab ihr zur Morgengab fl. 300, eine guldine Ketten und das beſt Trinkgeſchirr unter allem ſinem Silbergeſchirr, auch ſteckte er ihr die Finger voll Ringe. Geſchahe zu Winterthur." Die letzte adeliche Hochzeit, welche innert unſern Mauern gefeiert wurde, iſt aus der vornehmen Welt alſo abgeſchieden: „Am 12. Februar 1566 hat Hochzeit hier gehalten, in des von Hinwyl Haus, Junker Jos von Bonſtätten mit Jungfrau Eva Göldin von Rapperſchwyl. Da iſt Junker Hans Georg von Hinwyl mit den Synen von Ellgeu dem Junker zu Ehren an die Schenki ingezogen mit Spießen und Büchſen, ganz wol geputzt, und iſt Alles wohl und herrlich zugegangen nach adelichen Sitten. Der Adel iſt wol gekleidt gſin, ſonderlich die jungen Töchter, mit guldinen Ketten und Sammet, Damast, Kamloth, wyß, roth, ſchwarz und allerlei Farben."

Den gemeinen Bürger nahm an ſeinem Hochzeittag die Obrigkeit unter väterliche Aufſicht und zeichnete ihm vor, was er zu thun und zu laſſen habe. Die Zahl und der Verwandſchaftsgrad der zuladenden Gäſte, die Zeit, wann man ſich znr Tafel ſetzen und wieder von ihr erheben mußte, der Werth der Geſchenke, der Preis der Mahlzeit, Alles war durch das Geſetz beſtimmt Die ganze Hochzeit ging nach obrigkeitlicher Schnur. Selbſt an dem Tage, an welchem der Bürger ſich der Ausübung ſeiner ſchönſten Freiheit, der Wahl ſeiner Lebensgefährtinn, freute, bewegte er ſich nur mit gebundener Hand und gehemmtem Willen. Ein Glück, daß er den Druck nicht fühlte, oder ſich ſo gut in ſeine Zeit zu ſchicken wußte. Im Jahr 1623 hatten Schultheiß und Rath erkannt: „Daß keiner mehr Volk laden ſoll, als er über 4 Tiſch wohl ſetzen möge, bey 5 ℔ Buß, ſo der Brüggem ſowohl, als der Wirth, ohne Gnad verfallen ſyen. Die Nachhochzeit aber ſolle gänzlich abgeſtellt ſeyn, es wollte denn einer in ſeinem Haus ein Tiſchli voll zu Gaſt halten; ſoll ungefährlich ſeyn, und wenn einer aus der Fremde vieler Gäſte müßte gewärtig ſeyn." Die Hochzeitordnung vom Jahr 1638 erklärte ſich beſtimmter: „Dieweil vordem, wie viel man Gäſte zu einer Hochzeit laden ſoll, ein eigen Mandat ausgegangen; uns aber fürkommt, daß etwa in ehrlichen Geſchlechtern und Fründſchaften Geſchwiſterte Kinder nicht alle können geladen werden, daher

dann Eifer, heimlicher Haß und Widerwillen entſteht, ſo bewilligen Wir fürohin, daß, ſo einer Hochzeit halten will, er laden möge der beiden Eltern, auch des Bräutigam und der Braut Geſchwiſterte Kinder, und weiter von der Fründſchaft nicht. Deßgleichen des Brautigam und der Braut Götti und Gotten und jedes in ſeiner Nachbarſchaft in ſechs Häuſern. Wenn auch ein Vater ſeinem Sohn ein gegabet Hochzeit halten und keine Uerten machen wollte in ſeinem eigenen Haus, und mehreres aufſtellen, dann an einer gemeinen Hochzeit, ſteht's ihm frey, oder mag mit einem Wirth tractiren auf das Beßte, ſo er kann. Es iſt auch angeſehen, daß fürohin der Hochzeitrodel durch des Bräutigams Geſell 3 Tage vor der Hochzeit einem Herrn Schultheiß zugeſtellt werden ſoll, der dann die Maaß und Beſcheidenheit ſehen wird, ob dieſem Wohlmeinen nachkommen wird oder nicht. Im Uebrigen bleibt es bei unſerer alten Hochzeitordnung. Alſo daß man um 9 Uhr in die Kirche lüte, um 10 Uhr das Voreſſen aufſtellt, und geſtracks aus der Kirche zum Tiſch. Verſaumt ſich dann einer, deß ſeige der Schad. Volgenz mit den übrigen Gerichten fortfahren, daß man um halb 2 Uhr die Uerten rufe; einer Mannsperſon 10 Batzen, einer Weibsperſon 20 ß., daß, wann es zwey geſchlagen, Alles in die Schenki gezogen, bei 5 ℔ Straf, ſo der Wirth bezahlen ſoll." — Das ſo üppig wuchernde Unkraut der Mißbräuche wurde auch an den Hochzeitmahlzeiten von Schultheiß und Rath mit eigener Hand ausgerottet. Daher Ao 1630 die Erkanntniß: „Daß zu Abſtellung des ungereimten Weſens mit dem Gemähelwein keiner, weder Reich noch Arm, mehr zu geben ſchuldig ſey, dann zwei Stubenkanten voll, und ſoll der Arme dazu nit gezwungen werden. Und ſoll der Stubenknecht die Kanten, wann er die Ürten ruft, mit ihm herfürtragen, damit es in einem Ruf zugang. Welche aber weiters thäten, ſollen 5 ℔ Buß geben ohne Gnad.". Und im Jahr 1640 wurde verboten, dem Hochzeiter die zerbrochenen Gläſer anzurechnen oder zum Schluß noch Eier zu fordern. — Auch die ſonſt ſo ſtereotype Taxe der Gaſtwirthe erlitt nach Beſchaffenheit der Umſtände einen obrigkeitlichen Umguß. So wurde Ao 1652 in Betrachtung, daß aus dem mildreichen Segen und der Gnade Gottes Brod und Wein, auch Anderes, in wohlfeilem Preiſe, mit den Taferenwirthen der hochzeitlichen Mählern halb folgende

Ordnung gemacht: „Sobald man um ungefähr halb 11 Uhr aus der Kirche kommt, ſoll das Hochzeitmahl bereit ſeyn; die hochzeitlichen Ehrengäſte alſobald zum Tiſch vermahnet werden, die Mahlzeit in Weis, Form und Maaß mit Speis und Trank, wie die Zeit her bräuchig geweſen und ſelbiger dießmal nichts abgehen ſoll, dergeſtalt aufzuſtellen, daß ſich niemand zu beklagen habe, und bis 2 Uhr währen. Alsdann der Wirth die Uerten, gewohnlichem Brauch nach, rufen und von einer Mannsperſon 20 ß., von einer Frau 15 ß. und mehr nicht, abnehmen ſoll und bis um 3 Uhr die Hochzeit gänzlich vollendet ſeyn."

„Der Knaben und Töchtern Schenki betreffend, ſo bald obige Mahlzeit aus, und die hochzeitlichen Gäſte auf die gewöhnliche Schenki gezogen, ſoll der Wirth gemelte Knaben und Töchter alſobald zum Tiſch vermahnen und nicht mehr, wie vorhin bräuchig geweſen, lang um einander ſtehen laſſen; ſelbige auch gewöhnlichem Brauch nach mit gebührender Speis und Trank unabbrüchlig tractiren, um 7 Uhr die Uerten rufen laſſen, von einem Knaben 12 ß., von einer Tochter 8 ß. zur Uerten und mehr nicht abnehmen. Dieſe Schenki ſoll nicht länger währen als bis 8 Uhr. Alsdann der Wirth mänklichen heim und zu Haus mahnen, und nach 8 Uhr niemand mehr im Wirthshaus zu finden ſeyn."

„Und weil von fremden und einheimiſchen Perſonen viel Klagen kommen und ſich um der gar zu hoch und theuer Ürten übel beſchweren; ſo wollen MGNHerren von jedem Wirth bei hoher Straf und Ungnad gehebt haben, ſich mit Machen der Ürten zu benehmen, daß ſich niemand zu beklagen habe, und allweg jedem Gaſt die Ürten mit der Kreide ordentlich vorrechnen."

„Die Reformationsherren (Polizeicommiſſion) ſollen alle Samſtag auf das Rathhaus gahn und erforſchen, ob ſelbige Woche etwas Ungelegenheit vorgefallen; und ſo ihnen ein Hochzeitrodel zu zenſiren vorgelegt wird, ſollen ſie der Ordnung unverbrüchlich nachkommen, und Niemand weiter geladen werden, dann beiderſeits ſechs Nachbarn, mit denen, welche Vaters und Mutter Geſchwiſterkind ſind." Die Hochzeit-Ordnung vom 14. October 1671 ging noch höher. Sie ſchickte um 9 Uhr in die Kirche und um halb 11 Uhr zum Tiſch; hieß um halb 3 Uhr die Ürten rufen, um 3 Uhr

Digitized by Google

an die Schenke ziehen, und beſtrafte den Wirth, der die Gäſte länger behielt, um 5 ℔. Ferner ſetzte ſie dann noch feſt: „An die Hochzyten ſoll man mehreres nit laden, dann was mit den Eeverlobten Eltern g'ſchwüſterigte Kinder, und dann von jeder Nachbarſchaft 6 Perſonen. Wenn aber eine Fründtſchaft ſo klein, daß die Hochzyt nit uf vierzig Perſonen komme, ſolle dann bewilligt ſyn, bis uf ſolliche Zahl ze laden. Von ledigem Volk ſolle uf das höchſte 10 Paar Knaben und 10 Paar Töchteren geladen werden. Wer wider diſere Ordnung ladte, der ſolle von jeder Perſon 2 ℔ Buß zahlen. Solle das ledige Volk ſich um Drü in das Wirthshuß verfügen, und der Wirth trachten, daß er um Vieri anrichten laſſe; und dann ſollend ſy Winters Zeit um Achti und Sommers Zeit um Nüni uß dem Wirthshuß kehren, und niemand die Hochzytherin heim begleiten, dann das ledig Volk, ſo an die Hochzyt geladen worden. Wer darwider thät, der ſoll 1 ℔ Buß bezahlen. — Die ſo genannten Schapleten, ſo 8 Tag vor der Hochzyt gehalten worden, ſollen gänzlich abkendt ſyn. Wann aber am Sonntag vor der Hochzyt die Hochzyterin mit Hilf der nächſten Gſpillen und des Hochzyters Schweſter, zuſammen kommen und ſchaplen wollen, ſolle ihnen ſolches bewilliget ſyn. Wann man denen, ſo das ledig Volk ladend, eine Ergetzlichkeit geben will, ſoll es am Sonntag vor der Hochzyt geſchehen. — Sollen die Spillüth und das Tanzen by den Hochzythen gentzlich verboten und abgeſtelt ſyn. Wellicher Hochzyther Spillüth hielte, der ſoll 5 ℔ Buß, und ſo er tanzen thäte, auch 5 ℔ Buß bezahlen; und welliche Perſon tanzte, die ſoll 3 ℔ Buß erlegen.“ Und zum Beweis, wie ernſt es mit dieſer Verordnung gemeint, wurden drey Herren des Kleinen Rathes, Hinwyleramtmann Troll, Rathsherr Künzli zur Sonne und Umgelter Haarmeier, zu Hochzeitcenſoren beſtellt.

Alle dieſe obrigkeitlichen Verordnungen hatten beſonders die Verminderung der Hochzeitkoſten zum Zweck. Allein ſie waren nicht im Stande, bei Vielen einige Nachwehen, öconomiſche Krämpfe oder pecuniäre Verblutungen zu verhindern. Deßwegen mußte man ſchon frühe auf Heilmittel denken. Eine Art Balſam wurde in den ſogenannten Brauttafelgeldern entdeckt, d. h. in den Hochzeitgeſchenken, welche die jungen Eheleute von ihren Freunden und Bekannten erhielten,

und, wenn nichts Beſonderes ausgemacht war, zu gleichen Theilen theilten, gewöhnlich aber als gemeines Gut beſaßen. Doch weckten dieſe freundlichen Gaben ſchon frühe die Begehrlichkeit und arteten in einen ehelichen Zankapfel aus. Daher ſah ſich Ao 1618 der Kleine und Große Rath gezwungen, den Beſitzer rechtlich auszuſcheiden. Es geſchah durch den Spruch: „Weil die Zeit haro allerlei Ungelegenheit wegen des Gab- oder Seckelgeldes entſtanden, alſo daß etwa zu Zyten die Weiber vermeint, was ihnen am Hochzeittag gegabet, daſſelbig Weibergut heißen ſollte, und nachgentz zu Fallszeit die Weiber für Fallgelt in Eigenthum den Kindern angeſprochen, daruß vil Unraths entſtanden. Dagegen ſo iſt von vielen die Klag kommen, mit was großen Umkoſten die Männer die Hochzeit ußhalten müſſen. Derohalb ſolle ſolcher Artikel folgender Gſtalt ufghept ſeyn, alſo daß ſolches Geld, von des Umkoſtens wegen, des Mannes ſeyn ſolle. Es wolle dann der Mann uß freiem Willen ſeiner Frau ſolches Geld verehren; ſtande jedem frey.“

Selbſt das Schenken ſcheint anſteckend. Die Hochzeitgaben liefern den Beweis. Vom beſcheidendſten Anfang ſind ſie durch den Trieb der Herzen und durch die Hebel der Zeit zu der höchſten Höhe hinaufgeſteigert worden. Wie bald mußten Schultheiß und Rath dieſem wohlthätigen Uebel Schranken ſetzen! Schon im Jahr 1506 heißt es: „Es haben MGNHerren von des gemeinen Nutzes wegen angeſehen, daß fürohin all unſer Burger, ſo allhie uff Hochzyten geladen werden, nit mer gaben ſollen dann 3 ß 4 hlr., usgenommen Vater und Mutter, auch die Fründſchaft, ſo in der dritten Linien verfründet ſind, deßglichen Götti und Göttinnen und derglichen mit irem Gefallen mer geben.“ Dieſe Vorſchrift half wenig. Ueberſtrömend durchbrach die Liebe den Damm. Im Jahr 1680 fand die Obrigkeit einzig noch in der Verzweiflung das Gegenmittel. Daher der desperate Beſchluß: „Daß niemand mehr dem andern an den Hochzeiten Ürten ſchicke, bei MGNHerren Straf und Ungnad.“ Dieſes Verbot war ein Ausfluß der Leidenſchaft und ein Verſtoß gegen das Gefühl der Bürger. Daher wurde es bei jeder Hochzeit ungeſcheut übertreten. Der Magiſtrat ſchämte ſich des Geſchehenen und erneuerte das Verbot nie wieder. Dennoch bewegten ſich die Hochzeitgeſchenke lange Zeit meiſt nur im Gebiete

Digitized by Google

der Küchengeräthe und der Eßwaaren. Die Ehrengabe, welche die Eltern ſich vorbehielten, war der umfangreiche Kochlöffel, der die junge Hausfrau an ihr Geſchäft als Köchin erinnern und deuten ſollte, „daß man in ihrem Hauſe einſt nur mit dem großen Löffel eſſe“ Seitdem hat ſich das Geben und Nehmen der Hochzeitgeſchenke zu der Vollkommenheit ausgebildet, mit welcher wir es jetzt noch üben. Denn ſie ſind mit unſerm häuslichen Leben innig verflochten und auch für das bürgerliche von hoher Bedeutung. Die Hochzeitgaben ſind ein Hebel der Induſtrie, eine ſüße Gedankenqual für Hochzeitgäſte, Verwandte und Freunde, eine reiche Fundgrube für die Neuvermählten, und auch ein Freibrief für dieſelben, ſeit dem ſie zu dem Verſtand gekommen, ſelbſt zu beſtimmen, was man ihnen ſchenken dürfe.

Rührend iſt der Empfang, welcher ehemals fremden Bräuten bereitet wurde. Der Tag ihrer Ankunft war nicht bloß für den Bräutigam, ſondern für die ganze Stadt ein Freudenfeſt, zumal wenn irgend eine Art von Vornehmheit auf der Kommenden ruhte, oder der Empfangende unter die Hohen der Stadt gehörte. Eine brave Frau, auch aus der Fremde, galt für des Hauſes unerſchöpflichen Schatz, für der Stadt Ehre und Glück. Wie konnte man anders, als ſie mit jubelnder Freude in Empfang nehmen? Die Hausfrau hieß ehemals die Hausehre. Wie konnte man anders, als bei der Ankunft ihr Ehre erweiſen? Dann waren unſere Alten von den Weltereigniſſen noch ſo wenig abgeſtumpft, daß jede Neuheit ſie in Aufregung brachte. Warum hätte nicht auch der Erde lieblichſte Erſcheinung, eine Braut, es thun ſollen? Das neue Augenpaar, das vom Glanz der Anmuth verklärte Angeſicht, der Perlenkranz der äußerlichen Eigenſchaften, der Herzensgüte geprieſene Meerestiefe, des Brautgeleites Zierde; — dieſes Alles ſchärfte den Stachel der Neugierde. Jeder eilte, es zuerſt und in der nächſten Nähe ſelbſt zu ſehen. Den Glückslöwen des Tages aber umdrängten zu Fuß und zu Pferd, in friedlichem und kriegeriſchem Schmuck, die Familiengliеder, die Nachbarn, die Altersgenoſſen und wer von den Bürgern Liebe und Geld beſaß. Auf dieſe Weiſe wurde ein Brauteinzug ein Stadtereigniß, welches eine Herzenmenge und Menſchenmaſſe in Bewegung ſetzte, die unſere ſonſt ſo heißblütige Zeit nicht mehr zu liefern vermöchte. Antonius

Digitized by Google

Künzli, der die merkwürdigſten Ereigniſſe unſerer Stadt vom Jahr 1611 — 1643 aufgezeichnet, beſchreibt den ehrenvollen Einzug ſeiner Braut mit folgenden Worten: „Den 20. Hornung 1614 iſt durch Gottes Gnad meine geliebte Jungfer Hochzeitery, Barbara Viſcherin, Herr Conrad Viſchers, der Zeit Bürgermeiſters zu Stein eheliche Tochter, allhier zu Winterthur glücklich angekommen, und ſind ihr entgegen geritten 63 Burger, deßglichen ſind ihr entgegenzogen 270 Burger mit Musqueten. Alſo hat ihnen mein Herr Vater zu 8 Tagen um, den 27 Hornung, einen Abendtrunk geben auf der Ober- und Weberſtuben, und iſt alles, Gott Lob! ſtattlich und wohl abgangen.“ Es verdient keine Ehrenerwähnung in unſerer Sittengeſchichte, daß wir bei ſolchen Familienereigniſſen gleichgültig das Auge des Leibes ſchließen, und nur noch etwa das des Neides öffnen.

Auch die fremden Hochzeitgäſte hatten ſich eines ehrenden Empfanges zu erfreuen. Kamen ſie einem angeſehenen Bürger zu Liebe, oder befanden ſich unter denſelben Regentenhäupter benachbarter Orte, ſo empfingen ſie Auszeichnung auf Befehl des Raths und im Namen der Stadt. Glänzendere und blitzendere Ehrenbezeugungen kannte man ſeit des Pulvers Erfindung nicht, als einen nahenden Ehrengaſt mit Flintengeſchoß anzubrüllen und mit Kanonen anzudonnern. Daraus entſtand das militäriſche Entgegenziehen und das Ehrenſchießen beim Einzug von Hochzeitgäſten. So erkannte Ao 1643 der Rath: „Auf Herrn Antoni Künzli's Hochzeit den fremden Hochzeitgäſten ſamt dem Hochzeiter mit 24 Doppelhaggen und 8 großen Stücken Ehre zu beweiſen.“ Und als Ao 1645 die Nachricht gekommen, daß auf Herrn Schellenberg's Hochzeit beide Herren Bürgermeiſter und Herr Statthalter erſcheinen werden, wurde beſchloſſen: „Schultheiß und Rath wollen mänklich entgegenreiten und ſelbige auf dem Feld empfangen und ebenmäßig mit 6 großen Stücken, 30 Doppelhaggen und 100 Musquetirern entgegenſchießen. Auch ſoll bei beiden Herren Bürgermeiſtern unterthänig angehalten werden, einen Tag zu ernamſen, an dem MGNHerren ſie gaſtfrey halten können.“ Ao 1666 erging der Spruch: „Daß Herrn Joh. Künzli's Hochzeiterin und übrigen Ehrengäſten mit 8 großen Stücken, 33 Doppelhaggen und 60 Musquetierern entgegengezogen, und ſie mit dem Geſchoß empfangen

Digitized by Google

werden.“ Und Ao 1676 erfreute ſich Stadtſchreiber Salomon Hegner der kleinräthlichen Artigkeit, daß ſeinen fremden Hochzeitgäſten mit 6 Stücken, 36 Doppelhaggen und 100 Musquetierern Ehre erwieſen wurde. Dieſer Ehrenlärm verſtummte plötzlich im Jahr 1753. Denn in einer Aufwallung des Stilllebens wurde von Schultheiß und Rath „das Schießen mit Doppelhaggen und anderm kleinem Geſchoß an den Hochzeiten, als etwas Unanſtändiges, gänzlich abgekannt.“ Es wurde wieder fortgeſetzt, ſo bald die Begriffe über den pulverhaften Anſtand ſich zu läutern anfingen. So hat ſich aus dieſer erſten Verfolgung das Hochzeitſchießen bis auf unſere Zeit hinüber gerettet. Wir ſetzen in beſter Manier die Unſitte unſerer Vorfahren fort, friedliebende und zarte Bräute oder Neuvermählte auf ihrem frohen Lebenswege durch des Pulvers erſchütternde Gewalt zu ſchrecken. Und nur weil wir nicht wiſſen, was wir thun, können wir für dieſe hochzeitliche Verſündigung Verzeihung finden. Dieſe iſt uns freilich in anderer Beziehung nicht zu gewähren Denn wir, denen das Pulver bei ſo vielen Gelegenheiten unſere Leerheit ausfüllen muß, haben uns gegen dasſelbe eben ſo undankbar bewieſen, als unſere Väter geweſen. Haben wir ja im Jahr 1842 für die Erfindung des Schießpulvers zu jubiliren vergeſſen. Und doch hat ſie nicht viel weniger als die Buchdruckerkunſt zur Emanzipation der untern Stände beigetragen. Wohl hätte es daher die Billigkeit erfordert, daß in unſerm pokal- und monumentenreichen Jahrhundert auch für ihre Apotheoſe durch einen Verein von Helden oder Feigen endlich Etwas gethan werde. Hätte doch Niemand Bedenken tragen dürfen, ſich zum Feſtordner herzugeben, da unter allen Zuſchauern keiner das Pulver erfunden.

War das Hochzeitfeſt zu Ende, ſo führte man das junge Paar, auch wenn es an Gütern reich geſegnet, nicht auf die Weide der Civiliſation unſerer Zeit, d. h. auf Reiſen. Es mußte ſich ſo fort an die Hausluft und Hauskoſt gewöhnen. Die beſondere Gunſt, welche man den Neuvermählten bezeigte, beſtand darin, daß man ſie zwang, in Geſellſchaft zu ſein, während ſie lieber allein geweſen. Jene erſten Tage, welche der Liebe ſo theuer, mußten bei verwandtlichen Abendſchmauſen oder langweiligen und beſchwerlichen Beſuchen verloren gehen. Nur Eine Art junger Ehepaare genoß unbeneidet das

Vorrecht der Hochzeitreiſen. Es waren die, welche jenes Wort ewiger Wahrheit: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, in ihrer nächſten Nähe in Erfüllung brachten, und einander im zweiten Grad der Verwandtſchaft zur Ehe nahmen. Dieſe wurden unbarmherzig ſofort vom Traualtar auf Reiſen geſchickt. Denn die Strenge des Geſetzes jagte ſie über die Grenzen, um zeitlebens verbannt auf fremder Erde ihrer verbotenen Liebe zu pflegen. Erſt das Jahr 1798 mit ſeinen ausgelobten Grundſätzen von Freiheit und Gleichheit der Menſchenrechte hat dieſen Zorn der alten Geſetze gegen zu nahe verliebte Blutsverwandte zu ſtillen vermocht. Die freiwilligen Hochzeitreiſen ſind eine freundliche Gabe der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Mit dem Aufblühen des Handels und Vermögens erwachte Luſt und Kraft, die Welt zu ſehen. Man fing an, dieſen Genuß Neuvermählten in den erſten Tagen ihrer Selbſtſtändigkeit zu gewähren. Die Reichern und Reichſten durften am Hochzeitfeſt ſich für 8 bis 10 Tage von Hauſe entfernen. Sie hatten es als den erſten Beweis von Liebe und Achtung anzuſehen, daß man ſie für ſo lange ſich ſelbſt überließ. Der Weg führte die Beglückten gewöhnlich durch eine nähere oder fernere Schweizergegend. Dadurch entwickelten ſich allmählig Sinn und Gefühl für die Naturſchönheiten unſers Vaterlands. Erſt ſeitdem unſere Alpen ſo oft mit liebesvergeiſteten Augen beſchauet worden, haben ſie auch bei den Söhnen und Töchtern des Landes die verdiente Bewunderung gefunden. Wie in Allem, ſo hat auch in den Hochzeitreiſen unſere Zeit gigantiſche Progreſſionen zum Beſſern gemacht. Die materiellen und mechaniſchen Reiſemittel haben ſich in ſolchem Maaß vermehrt und vervollkommnet, daß bald alle unſere Neuvermählten ohne Kummer einen Theil der Welt durchfliegen können. Daher ſehen wir dieſelben aus dem Helldunkel ihrer Reiſen ſo viele Schattenbilder fremder Länder, ſo viele Erinnerungen an die Steifigkeiten der Reſidenzen in ihr beginnendes Stillleben zurückbringen.

Blüheten dann in dem neuen Haushalt jene intereſſanten Leibesumſtände auf, — erklärte ſich die junge Frau in jener zarten und anziehenden Lage befindlich, welche in den hohen und heiligen Stand der Mutter hinüberführt; ſo wurde dieſe Anzeige von jedem Familienglied mit herzlicher Freude aufgenommen, beſonders von den Eltern, welche die Anwartſchaft

auf die alternde Großelternwürde erhalten. Dieſes Ereigniß, welches Allen Freude und den einen noch dazu neue Pflichten oder höhere Ehre brachte, gab Veranlaſſung zu einem Familienfeſte. Die beiderſeitigen Eltern luden das hoffnungsvolle Paar zu einem Abendſchmaus. Man nannte dieß: „Hänschen im Fäßchen verſchwellen.“ Kinder galten unſern Alten für eine Gottesgabe, für den höchſten Segen der Ehe. Der reichſte Kinderſegen machte ihnen wegen der Zukunft wenig Kummer. Der Weg durchs Leben war ja Allen zuvor gebahnt. Die Töchter, von der Mutter in den gewöhnlichen Hausverſtand eingeweiht, waren geſchickt genug, um unter jeden Hut zu paſſen. Die Söhne, wenn ſie ihr Handwerk erlernt, fanden als Stadtbürger nach den damaligen ſocialen Verhältniſſen die ſicherſte Gewähr, durch ihrer Hände Arbeit für ſich und die Ihrigen den nöthigen Unterhalt zu finden So blieb den Eltern hauptſächlich die Mühe der Kindererziehung. Die einzige Verſorgung der jungen Weltbürger, ihr ſogenanntes Fortkommen in der Welt, übernahm der Weltgeiſt. Weit entfernt alſo über einen großen Kinderſegen ſich zu ängſtigen, hatten die Väter und Mütter der Vorzeit gegründete Urſache, ſich desſelben zu erfreuen, da Alle, die nicht gefliſſen an ihrem Unglück arbeiteten, zum Glück geboren. Es gehört unter die merkwürdigſten Erſcheinungen in der Entwicklungsgeſchichte der geſammten Verhältniſſe unſerer Stadt, daß bei der ſo raſch geſteigerten und hoch geprieſenen Vervollkommnung unſerer Zeit ſich ſo Viele unglücklich fühlen, daß in den Glanz unſerer Gegenwart die Zukunft ſo dunkle Schatten wirft, daß das Ziel immer weiter zurückweicht, je mehr wir uns mit Kräften rüſten, es ſchneller zu erreichen, und daß das Glück der Söhne außer die klügſte Berechnung der Väter gefallen iſt.

In jener Stunde, welche den Müttern nicht Freude, ſondern Traurigkeit zu ſein ſcheint, kam ihnen, ſchon ſeit den erſten Zeiten unſerer Stadt, die gelehrte Zunft jener Frauen zu Hülfe, welche für dieſen Dienſt ſchon damals aus dem gemeinen Gut belohnt wurden, als Winterthur noch keinen öffentlichen Schatz beſaß. Die Hebammen ſind älter als Schultheiß und Rath Anfangs waren ſie aber nur rechtſchaffenen Bürgersfrauen zur Beihülfe beſtimmt. Denn grauſamer Weiſe mußten ſie lange die Hand von einem Ankömmling ferne halten, von dem es hieß: „Er iſt ein Jungfernſohn,

Digitized by Google

ehe er ſein ſollte, was er ſchon.“ Wie in der ſpröden Welt nichts bei Ehren bleibt, ſo kamen bei uns zu einer Zeit ſogar der Hebammen nützliche Dienſte in Verachtung. Die Frauen fühlten ſich in der Naturlehre für bewandert genug, und fingen daher an, beim Gebähren einander ſelbſt zu unterſtützen. Ganze Nachbarſchaften hatten dafür einen Bund geſchloſſen. Der geſchmälerte Broderwerb trieb die Betheiligten zu offener Klage. Und im Jahr 1615 waren Schultheiß und Rath genöthigt, dieſe edle Art von Nächſtenliebe durch den Zorn des Geſetzes aus den Herzen zu verſcheuchen.

War ein Kind zur Welt geboren, ſo verkündete Fama, die hundertzüngige, ſchnell, auf allen ihr bekannten Wegen, daß der Bürgerſchaft ein neuer Zuwachs zu Theil geworden. Später ward es Sitte, daß der beglückte Vater das Botenamt für die nächſte Verwandtſchaft von Haus zu Haus übernehmen mußte. Endlich traten die Mägde in dieſen Ehrendienſt. Weil ſie aber in der Sprache des Herzens wenig geübt, ſo wurde ihnen ein ſymboliſcher Dolmetſch mitgegeben. Dadurch waren die wandernden Telegraphen des ehelichen Glückes, die — Freudmayen, eingeführt. Ihr Gebrauch iſt noch nicht von langer Dauer, obgleich wir ihn ſeit Jahrhunderten der nahen Hauptſtadt hätten ablernen können. Der, welcher den erſten Freudmayen in unſerer Stadt zu flechten befohlen, iſt unſer Schultheiß Hs. Geörg Steiner zum Geiſt. Er that es nicht aus hohem Geiſt, ſondern im Uebergefühl der Vaterfreude. Denn nach jener hinterliſtigen Entführung nach Zürich, ſeiner Familie und ſeinem Amte wieder geſchenkt, ward ihm, bereits in höhern Jahren, die unverhofte Freude, einen wunderlieben Spätling, als einzigen männlichen Sprößling, in die längſt vergeſſene Wiege gelegt zu ſehen. Da hieß er am 13. Mai 1727 ſeine Dienſtmagd in ihrem Sonntagshabit, einen mächtigen Blumenſtrauß an die Schnürbruſt geheftet, einen zweiten in den Händen wiegend, den willkommenen Eindringling der ganzen Familie verkünden. Und wo das Blumenmädchen durch- und einzog und in der noch nie gehörten Blumenſprache redete, da wurde von jedermann der ſtumme Zuruf verſtanden: Dem Stammbaum der Steiner-Familie iſt eine neue Blüthe entſproſſen; bittet Gott, daß ſie eine gute Frucht werde! Seitdem iſt bei ſolcher Lebensfreude der Freudmayen zu einem Sinnbild erhoben, welches das Auge entzückt

Digitized by Google

und rührend an das Herz ſpricht — Denkwürdig bleibt der Zartſinn, der ſich gegen Wöchnerinnen auch öffentlich zeigte. War eine ſolche der Ruhe und Stille bedürftig, ſo ließ ſie es durch einen über der Hausthüre aufgeſteckten grünen Zweig verkünden. Dieſes ſtumme Zeichen ſprach mit beredtem Mund. Denn wer im Bereich des Hauſes Unfug trieb oder Lärm erhob, wurde von den Nachbarn fortgejagt und im Wiederholungsfall gelaidet und geſtraft. Unſere Alten hatten Aufmerkſamkeiten, denen wir noch jetzt unſere Aufmerkſamkeit ſchenken dürften.

Sobald das Denken in Schwang gekommen, wurden auch unſere Ehegenoſſen zu gewiſſen Zeiten ſehr penſiv. Hatten ſie ein Vierteljahrhundert zuſammen gelebt, ſo begingen ſie an ihrem 26ſten Hochzeittage die Erinnerung an die 25 verfloſſenen Jahre mit beſonderer Feier. Die Kinder klein und groß, und was von den Hochzeitgäſten noch am Leben, wurde zu einem Abendſchmaus einberufen. Man durchlebte an dieſem Tage ein Heer von Erinnerungen, und weil man ſich durch mancherlei köſtliche Erfahrungen bereichert fühlte, ſo nannte man dieß die ſilberne Hochzeit feiern. — Ward es zwei Ehegenoſſen beſchieden, ein halbes Jahrhundert mit einander zu verleben, ſo wurde dieſes ſeltene Ereigniß in höherem Style gefeiert. Das alte Paar, das ſo lange ungetrennt geblieben, trennte ſich ſelbſt zum Schein, um den alten Bund von neuem zu beſchwören. Unter Beobachtung aller hochzeitlichen Förmlichkeiten zog man nach der Kirche, und ließ ſich in Gegenwart der ganzen ſchauluſtigen Gemeine zum zweitenmal trauen. Die Kinder und Enkel, die Verwandten bis zur äußerſten Linie, auch aus jeder Familie der Nachbarſchaft ein Glied, umdrängten den ganzen Tag am Hochzeitmahl das Jubelpaar, dem die Erſchöpfung nicht ſelten lebensgefährlich wurde. Der Magiſtrat ließ das jugendliche Greiſenpaar, das ſeine alten Herzen in Frühlingsträumen ſonnete, im Namen der Stadt begrüßen und beſchenken. Auch von allen Bürgern floſſen Gaben. Die Jubelirenden fühlt n ſich von Gott und Menſchen durch ſo viele Beweiſe der Liebe beglückt, daß ſie in jeder Hinſicht dieſen Tag mit Recht ihre goldene Hochzeit nennen konnten. — Noch keiner unſerer Bürger iſt mit dem Weibe ſeiner Jugend zur Erinnerung an den ſechsundſiebzigſten Hochzeittag zuſammen geſeſſen. Das Feſt der diamantenen Hochzeit iſt

Digitized by Google

die einzige Lücke, welche in der langen Reihe unſerer häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Feſtlichkeiten noch auszufüllen.

Wurden zwei Ehegenoſſen durch den Tod getrennt, ſo trat der überlebende Theil in das Trauerjahr d. h. in den Zeitraum, in welchem ſich in der Regel Wittwer und Wittwen nicht anderweitig verheirathen durften. In der Beſtimmung dieſer Trauerzeit herrſchte große Ungleichheit. Das ſchöne, ſchwache Geſchlecht wurde durch das Geſetz beſonders hart gehalten. Ob unſere alten Geſetzgeber ſich dabei mehr von pſychiſchen oder phyſiſchen Rückſichten haben leiten laſſen, iſt nie bekannt geworden. Genug, für die überlebende Wittwe dauerte die Trauerzeit ein volles Jahr. Der Wittwer hingegen durfte ſchon nach 6 Wochen ſich nicht bloß auf Freyers Füße ſtellen, ſondern mit einem andern Weib den offenen Kirchgang halten. Auch war es ihm leicht, von dieſer ſechs wochentlichen Beſchränkung Entbindung zu erlangen. So ward den 30. Sept. 1533 Margaretha Walter, Hans Troll des Spitalmeiſters Frau, welche an dem Orte, wo man ſie zuletzt ſuchte, im Keller des Spitals, todt gefunden worden, unter Begleit der ganzen Bürgerſchaft beſtattet. „Zu dryen Wuchen umb hat aber der Spitelmeiſter Troll widerum einen hochzytlichen Kilchgang gehalten mit einer betagten Pfründerin im Spital; ohne Zwyfel durch große Unruhe der Hushaltung dahin getrungen. Die neue Frau hat Barbel Gulmannin geheißen.“ Als dieſe am 24. Juni 1535 im Wochenbett geſtorben, geſtattete das allgemeine Mitleid über ſo viel ehliches Unglück dem bekümmerten Wittwer eine noch verſtärktere Verkürzung der Trauerzeit. Daher wurde ſpottend der Schwabenſpruch auf ihn angewendet: Stirbt einem das Weib am Charfreitag, ſo heirathet er am Oſtermontag wieder. Ueberhaupt verſtanden unſere Vorfahren, die widerſprechenden Operationen für Leben und Tod mit ihrem Gefühl ganz gut zu vereinen. Am 3. April 1592 hatte unſer Diacon Joſua Lindauer mit Verena Weidenmann Hochzeit gefeiert. Dieſer Freudenact ward durch einen Trauergang vorbereitet. Denn „am glychen Tag, Morgens um 6 Uhr, ward ſin jüngſt Kind, ein jährigs Töchterli, zu Grab begleitet. Sind alſo auf einen Tag ein Lych und ein Hochzyt in ein Hus zuſammen kommen!“ Eine harte Stelle aus dem zarten Capitel über das Schicklichkeitsgefühl der alten Zeit.

Denkwürdig iſt das Aufſehen, welches das Sterben un-

Digitized by Google

ter den Lebenden machte. Die Bürger lebten ſo vertraut, daß ſie ſich wie Glieder Einer Familie betrachteten. Daher war es ihnen nicht gleichgültig, wie einer für immer aus ihrer Mitte ſchied. Darum weckten die drei Haupttodesarten ganz verſchiedene Gefühle. Der chriſtliche Tod, welcher allein wahrhaft freudig und troſtreich und darum auch der ſchönſte und leichteſte iſt, galt für die höchſte irdiſche Seligkeit. Alle Hausgenoſſen, ſelbſt die Nachbarn, drängten ſich hinzu, um von dem Scheidenden den Segen zu empfangen und ſeine letzten Worte zu allgemeiner Erbauung durch die Stadt zu tragen. Dem philoſophiſchen oder koketten Tode, der ſich über den Mangel an religiöſem Glauben und Hoffen durch Sentenzen und Witz getröſtet, folgte kalte Verachtung bis ins Grab. Der viehiſche Tod, den der Menſch wie ein wildes oder blödſinniges Thier leidet, erregte ſtarres Entſetzen. Wer mitten in Sünde und Leidenſchaft, ſtumpfſinnig oder in Verzweiflung, des Lebens ſich entledigt, dem zürnten Kirche und Staat, den traf offene und geheime Schmach. Durch den Scharfrichter ſogar wurde früher der Leichnam im Walde verſcharrt; ſpäter in der unheimlichſten Stunde der Nacht in einer entlegenen Ecke zu St. Geörg am Feld beigeſetzt. Es war die ganze Denkkraft des 19. Jahrhunderts erforderlich, um ein ſolches Gottesgericht über Todte unſern Händen zu entwinden. Doch ſind wir in dieſem Punkte vielleicht auf das Extrem der allzu leichten Gedanken gekommen.

War eine angeſehene oder beliebte Perſon im Tode erblaßt, ſo entſtand ein allgemeiner Zudrang, um ihr die letzte Ehre zu beweiſen. Selbſt das Landvolk ſtrömte herbey. So eng war die Stadt mit ihrer Nachbarſchaft verwachſen. Eine ſolche Ehrenerweiſung durfte aber nicht unvergolten bleiben. Es erfolgten thätliche Liebeserwiederungen, Todesgaben, Grabesgeſchenke in Brod, Wein und Geld, unter dem Namen Seelgräbt noch jetzt bekannt. Eine ſolche Erkenntlichkeit bildete der äußeren Liebeserſcheinung innern Stachel. Dieſer regte zuweilen die Herzen in ſolchem Grade auf, daß es ſittſamen Augen Aerger und der Ruhe der Stadt Stöhrung brachte. So war im Jahr 1753 zu dem Leichenbegängniß des Herrn Seckelmeiſter Hegner ſo viel Landvolk gekommen, daß über 300 Perſonen gezählt wurden. Dieß bewog Schultheiß und Rath, „ſolch Ströhmen durch den Großwaibel in der

Digitized by Google

Kirche dahin zu verbieten, daß künftig niemand mehr, als bekannten Arbeitsleuten des Verſtorbenen, etwas gereicht und bezahlt werden dürfe. Dieſe obrigkeitliche Verſchmälerung des Todesſoldes verſchwächte allmählig die auswärtige Anhänglichkeit an unſere Heimgegangenen.

Des Leichenbegängniſſes höchſte Ehrenſpitze bildete ehemals die Leichenpredigt, welche bei der Beerdigung jeder großjährigen Perſon gehalten werden mußte. Eine verſuchungsvolle und gefährliche Sitte. Die, welche ihr zu huldigen hatten, ernteten Lob und Tadel, ſäeten Neid und Haß. Deshalb hielten ſie ſich bald an die heidniſche Lebensregel: Von den Todten nichts als Gutes! und geriethen in die größten Ausſchweifungen chriſtlicher Lobeserhebung. Das Uebel muß einen hohen Grad erreicht haben; denn in dem Schätzkäſtchen unſerer Volksweisheit befindet ſich noch jetzt der Spruch: „Er lügt wie eine Leichenrede." Es dauerte lange, bis man zu der Erkenntniß kam, daß kein drakoniſcher Todtenrichter, aber auch kein ungereimter Lobhudeleiendichter die Kanzel betreten ſolle. Im Jahr 1786 wurden durch Schultheiß und Rath die Leichenpredigten für den gemeinen Bürger abgeſchafft. Nur noch für die entſchlafenen Häupter der Stadt, Kirche und Schule ward ihnen ehrenvolle Duldung gewährt. Seit 1829 ſind alle belobenden Ausfälle aus unſerer Begräbnißgeſchichte verſchwunden.

Schon frühe fingen die Angehörigen der Verſtorbenen an, ihren Schmerz über den erlittenen Verluſt äußerlich durch beſondere Kleidung, auch wohl durch Beobachtung gewiſſer Gebräuche, für eine beſtimmte Zeit an den Tag zu legen. Unter dieſe Gebräuche gehörte aber nicht jenes bei den Juden ſonſt allgemein übliche Beſtreuen des Hauptes mit Aſche und das Zerreißen der Kleider. Es iſt darunter zu verſtehen das Stiften von Seelenmeſſen und der feierliche Beſuch der Gräber an Aller Seelentag, welche gemüthliche Sitte in der Reformation untergegangen. Auch haben ſich unſere Vorfahren nie zu jener Seelenſtärke der erſten Chriſten erhoben, welche ſich ſogar des Weinens und Klagens über die Verſtorbenen enthielten, weil ſie dieſelben in zu glückliche Verhältniſſe eingegangen wußten, als daß man ſie betrauern und beklagen dürfte, und darum auch keine Trauerkleider für ſie trugen. Vielmehr ſind die Abgeſchiedenen recht herzlich und ſehr lange betrauert worden. Es lag und liegt etwas Großes in dieſem Betrauern der Ver-

Digitized by Google

ſtorbenen. Ehrenvoll und erfreulich iſt allerdings der Beifall der Mitlebenden; aber bedeutungsvoller ſind die Thränen der Hinterlaſſenen. Zwar denken wenige im Leben daran, dieſe zu verdienen, und gerade die am wenigſten, welche nach dem Nachruhm jagen. Und haben auch andere ihre momentanen Triumphe; in dieſen Thränen iſt eine Fülle von Liebe, und nur die Liebe gibt Seligkeit. Man ſage nicht, das ſpüre der Todte nicht; für ihn ſei das gleichgültig. Wir wiſſen freilich nicht, ob die der Erde entfliehende Seele noch Kenntniß habe von dem Zuſtande der Hinterlaſſen; eben ſo wenig wiſſen wir, ob und welchen Eindruck ſie dabei empfinde. Aber wer die Thränen im Tode verdient und erhält, der hat ſchon im Leben das Gefühl des Segens, den er verbreitet; und ſo wird ihm da ſchon die Seligkeit gewiß, die ſeiner nach dem Tode wartet, die Seligkeit, deren Abglanz nur ſich in den Thränen der Nachblickenden abſpiegelt. Darin beſteht denn auch die größte und herrlichſte Belohnung einer frommen Mutter, eines treuen Vaters, kurz eines jeden, der in ſeinem engern oder weitern Kreiſe zum Segen gelebt. — So lange unſer häusliches und kirchliches Leben noch farblos war, zeigte ſich auch die Trauer nicht in beſtimmter Farbe. Wie der König am alten franzöſiſchen Hofe violett, und die ehemalige Republik Venedig um den Doge roth trauerte, und wie die alten Könige von Caſtilien weiß betrauert wurden, was auch die Trauerfarbe der Chineſen iſt; ſo ſah man unſere Bürger, je nach Beſchaffenheit ihres Kleidervorraths, in ſolchen und andern Farben trauern. Denn der Tod machte noch keine Revolution in der Kleiderwelt. Erſt nach der Reformation ward es Sitte, eine beſondere Farbe zur Trauerfarbe zu erheben. Man wählte die ſchwarze, nicht um dem Geſchmack der meiſten Völker zu huldigen, ſondern weil es die feſtliche Kirchenfarbe war; wovon wir ſehr ſpät die obrigkeitliche Beſtätigung erhalten. Denn erſt in dem Mandat vom Jahr 1650 geſchieht ganz vorübergehend und nur mit den kurzen Worten der Kirchenkleidung Erwähnung: „Wyber und Töchter ſollen ſich in der Kilchen fyner, ehrbaren ſchwarzen Kleidung befliſſen.“ Die Einführung einer Trauerfarbe iſt in pſychologiſcher Beziehung eine wohlthätige Erſcheinung. Denn durch ſie bietet ſich ein lindernder Balſam dem Seelenſchmerz. Ohne die drängende Sorge für die Trauerkleider, und ohne die zerſtreuende Beſchäftigung

Digitized by Google

mit der Zubereitung derſelben, wäre ſchon manches Mutterherz der Uebergewalt des erſten Schmerzens am Sarge ihres Kindes oder Gatten erlegen. So aber reichte ihr und der Ihrigen Trauergewand eine Art von Lethetrank. Leider riſſen eine Menge, höchſt koſtſpielige und mitunter thörichte, Trauergewohnheiten ein, welche ſich im Verlaufe der Zeit noch erweiterten und bis ins vorige Jahrhundert forterhalten haben. Da fing die Obrigkeit an, die Sache als muthwillige Verſchwendung anzuſehen, und den für die Hinterlaſſenen oft höchſt drückenden Aufwand der Trauer durch Geſetze zu beſchränken Auch Schultheiß und Rath verfolgten zörnend mit Kleidermandaten der traurenden Frauen Buſentücher, Hauben, Haare, Röcke und Schürze. Endlich hat ſich in unſern Tagen die Anſicht geltend gemacht, daß man Keinem vorſchreiben dürfe, ob und wie er trauern ſolle. So iſt unſere Trauerzeit weder durch Zwang noch Verbot gehemmt, ſondern eine bloße Landesſitte. — Erſt in jüngſter Zeit haben unſere öffentlichen Trauerfeierlichkeiten das Gemüth- und Liebevollſte aus ihrem Gefolge verloren. Seit dem Urſprung der Stadt hatten auch die Frauen die Verſtorbenen zu ihrer Ruheſtätte begleitet. Durch die Verlegung des Friedhofs nach St. Georg am Feld iſt ſeit dem 24. März 1826 das zarte Geſchlecht dieſes herzbeſchwerenden Pflichtgeſchäftes entlaſſen. Die Todten zu begraben iſt nur noch der Männer Beruf. Zu gleicher Zeit iſt auch die Ausübung der Nächſtenliebe untergraben worden. Denn die alte freundliche Sitte, nach welcher die Nachbarn einander zu Grabe trugen, wurde abgeſchafft. Seitdem erleichtern die Schultern öffentlich beſtellter Leichentrager unſern Todten den letzten Gang. Bald bemächtigte ſich der ſpeculative Zeitgeiſt des neuen Erwerbzweigs. Es bildete ſich im Jahr 1840 ein Begräbnißverein, der es ſich zur menſchenfreundlichen Aufgabe machte, die Verſtorbenen ſeiner Mitglieder auch noch mit möglichſt verminderten Sorgen und Koſten zur Grabesruhe einzuführen. Es iſt allerdings löblich, wenn man in Ueberlegung zieht, wie ſich die Menſchen beerdigen laſſen; denn das Sterben und Todtſein gehört auch zu unſerm Leben.

Die ſchroffeſten Gegenſätze liegen im Leben einander oft am nächſten. (les extrêmes se touchent). Unmittelbar über dem Feuer wallt das ſiedende Waſſer. Liebe und Haß

finden ſich in dem nämlichen Herzen. Freude und Trauer wohnen neben einander. Dieſe Erſcheinung biethet uns den Uebergang zu Geſang und Tanz, welche das allgemeine Freudenſpiel der Natur zu nennen. Unſere Alten waren unverdorbene Kinder der Natur; darum gaben ſie ſich beiden hin. Doch dem Tanze früher als dem Geſang, weil ſie, muſicaliſch von Gehör, kräftig von Fuß und leicht von Gewiſſen, zu ſymmetriſcher Bewegung nur wenig tactiſchen Anſtoß bedurften.

Dennoch galt der Tanz lange nur für eine Kinderfreude; aber nicht für eine, welche einzuſtudiren und anzulernen. Im Uebergefühl jugendlicher Luſt und Kraft durften unſere Kleinen in Stuben und auf Straßen aus eigenem Trieb ſich in jene kreisförmige Bewegung ſetzen, die einem Tanze glich. Aber während einem halben Jahrtauſend wurden ſie nie durch einen gelehrten Fiedelbogen dazu aufgefordert. Denn es galt der Grundſatz: „Das Tanzen kann nicht früh genug zu den Kindern kommen, der Tanzmeiſter hingegen kommt ihnen nie zu ſpät.“ Von dem Tanze der Erwachſenen lauten die älteſten Nachrichten höchſt betrübend. Denn er hat ſich als Unnatur und künſtliche Raſerei gezeigt. Kaum war jene ſchreckliche Peſt, der ſchwarze Tod genannt, erloſchen, da wurden die Leute, wahrſcheinlich vor Freuden, wie närriſch und fingen an zu tanzen Es verbreitete ſich faſt über ganz Europa eine ſeltene Krankheit, jene anſteckende Tanzwuth, welche unter dem Namen Johannistanz, ſpäter Veitstanz bekannt. Am Rhein, beſonders zu Straßburg, äußerte ſich im Jahr 1374 meiſt unter den niedern Volksklaſſen dieſe Raſerei. Die Tänzer, einander gegenüber ſtehend, ſprangen oft halbe Tage auf einer und derſelben Stelle. Während des Tanzens fielen ſie etwa nieder und ließen ſich mit Füßen auf den Leib treten, um ihre Heilung durch Fußtritte zu ſuchen, welche damals noch als ein Hausmittel gegen allerlei Uebel galten. Die von der Tanzwuth Ergriffenen liefen durch alle Kirchen und machten vor den Altären ihre Sprünge. Eine Zeit lang ſchien die Krankheit verſchwunden; da brach ſie im Jahr 1418 plötzlich wieder aus. Es zogen ſolche reiſende Tänzer den Rhein hinauf und kamen bis nach Zürich, wo ſie in der Waſſerkirche ihre Sprünge machten. Die Thorheiten, die tanzenden wie die ſitzenden, die ſchleichenden wie die

Digitized by Google

gehenden, verbreiten ſich überall. Deßwegen dürfen wir uns nicht verwundern, daß dieſe tollen Tänzer damals auch zu Winterthur zur Freude der Bürger eine Tanzrepetition aufgeführt. Sah man doch im Jahr 1510 zu Baſel noch eine ſolche Johannistänzerinn, mit welcher die Obrigkeit eigens bezahlte, roth gekleidete Leute tanzen ließ, bis die Tanzſüchtige vor Entkräftung niederſank.

Unſere Bürger genoſſen ehemals nur ſelten die Freuden des Tanzes, und auch dann nicht im Familienkreiſe, ſondern an öffentlichen Orten. Unſere alten Magiſtraten waren dem Tanze wenig hold. Wahrſcheinlich weil ſie meiſt ſehr alt, und die Freuden ihrer Jugend aus dem Gedächtniß verloren. Dieſe Abneigung iſt eine Unvollkommenheit der alten Welt. Sie hat ihre Frucht gebracht. Denn das Volk will getanzt haben. Macht man es nicht tanzen, ſo fängt es ſelbſt an, oft ohne Muſik, was mit weit mehr Geräuſch und Verwirrung verbunden. Auch in Winterthur erzeugte das zu ſtrenge Tanzverbot einen gewaltſamen Durchbruch, oder vielmehr eine liſtige Selbſthülfe. Die verſeſſenſten Tanzliebhaber zogen mit ihren Freundinnen aus der Stadt und entſchädigten ſich durch tanzartige Sprünge im Freien, beſonders im Schatten des Eſchenberger Waldes. Dieſe Naturtänze, ohne Aufſicht und mit der Lüſternheit des Verbotenen genoſſen, arteten nicht ſelten in Orgien aus. Daher ſehen wir, auch nach der Reformation, „das Zuſammenlaufen in die Wälder und auf die Almenten zu tanzen und zu ſpringen,“ durch obrigkeitliche Mandate verboten.

Endlich erſcheinen einzelne Tage oder Jahresereigniſſe, welche die Sitte des Landes und die gnädige Obrigkeit der mannbaren Tanzluſt abgetreten. Dahin gehörte vor allen das Kirchweihfeſt, welches das Landvolk magnetiſch in die Stadt zog und alle Gaſtſtuben mit fremden und einheimiſchen Trinkern und Tänzern füllte. Auch der Lichtmeß- und Martinsmarkt verlockte die untere Bürgerklaſſe auf den Tanzboden unſerer Gaſthöfe. Doch war die Ergötzung einfach und von kurzer Dauer. Denn unſer Walzer (der einzige Tanz, den man ehemals kannte) ging in ganz eintöniger Weiſe, welcher der Text zu Grunde lag: Adam hatte ſieben Söhn', Sieben Söhn' hatt' Adam: Sieben Töchter muß er haben, Will er ſie all' ausſtatten. Und ſchon Abends um 6 Uhr wurde die

Digitized by Google

unermüdete Schaar durch den Diener der Stadt auseinander getrieben. Fand ſich an einer Hochzeit unter den geladenen Gäſten eine beſondere Tanzvirtuoſität, ſo ließ man, wenn nicht gerade ein obrigkeitliches Mandat dagegen zürnte, auf der Zunftſtube für eine Stunde den Ruf der Geige ertönen. Im Allgemeinen war der Winter bei uns für den Tanz die günſtigſte Jahreszeit. Die Heiterkeit der Leute ſteigerte ſich in demſelben Grade, als die Traurigkeit der Natur ſich vermehrte. Dann ging das Streben der Herzen auf Schlittenfahrten, welche nur in großen Geſellſchaften, oder von ganzen Nachbarſchaften, unternommen wurden, und ſchon unterwegs, oder dann bei der Rückkunft, zu einem Tanze führten. Eine ſolche Schlittenfahrt durchzog zuerſt gemeſſenen Schrittes die Stadt in ihrer ganzen Länge. Der Menſch vergnügt ſich ſelten recht, wenn er nicht Zeugen ſeiner Beluſtigungen hat. Bei ſolchen Partien war die Spazierfahrt nur der Vorwand. Man ſchloß ſich denſelben an, um geſehen, bewundert, gelobt und beneidet zu werden. Es fanden ſich aber immer auch ſolche dabei, welche in der offenen Geſellſchaft das Alleinſein ſuchten. Dieſe wurden durch die Form unſerer ehemaligen Schlitten vollkommen begünſtigt. Denn ſie waren einſpännig, unbedeckt, nur zweiſitzig, und wurden von dem Cavaliere ſelbſt geleitet. Daher dienten ſie als vortreffliche Liebeleiter. So hat ſich in der eiſigen Kälte des Winters, unter wirbelndem Schneegeſtöber und an ſchneidender Zugluft ſehr oft die feurigſte Gluth der Herzen auf dem Schlitten entzündet In dieſer Hinſicht machten ſich unſere Alten eines Widerſpruches ſchuldig, in welchem ihre Nachkommen zur Stunde noch verharren. Ein Jüngling konnte ſtundenlang mit einem Mädchen tanzen, es an ſich ziehen, ſeinen Athem einſaugen und ein gemeinſames Leben mit ihm beginnen. Tags darauf durfte er dasſelbe allein im Schlitten fahren, und jeder menſchlichen Wohnung fern, ein paar 1000 Schritte hinter den übrigen Schlitten zurückbleiben, ohne daß man daran das geringſte auszuſetzen fand. Hingegen wenn er dem Mädchen auf einem öffentlichen Spaziergange mit ihren Eltern begegnete, durfte er ihm, inſofern er nicht bereits verlobt, den Arm nicht bieten.

Zu bedauern und höchſt tadelnswerth iſt es, daß unſere Vorfahren das edle Vergnügen des Tanzes ſo unedel genoſſen, und ſich dabei wirklich wie gegoſſene Bauern benommen. Denn

Digitized by Google

ſie faßten einander mit Händen an, die nur mit ihrer eigenen Haut bedeckt. Keiner verfiel auf den ſittſamen Gedanken, die Finger vorher in den gerbbaren Ueberzug eines thieriſchen Leibes, oder in eine künſtliche Vorrichtung von Leinwand oder Seide zu ſtecken. Kurz, unſere Alten benahmen ſich Jahrhunderte lang beim Tanz, als ob ihnen die Handſchuhe unbekannt. Und doch hatten ſie ſo oft im Buch Ruth, Capitel 4, 7. 8. geleſen, wie frühe dieſelben im Gebrauche geweſen; und doch merkten ſie, daß Homer auf Handſchuhe deutet, wenn er des Ulyſſes altem Vater bei der Gartenarbeit die Hände zum Schutze gegen Dornen verhüllt; und doch hatten ſie in der Schule gehört, daß ſchon zur Zeit des jüngern Plinius Handſchuhe ziemlich allgemein in Italien getragen worden, da derſelbe ausdrücklich bemerkt, der Secretair ſeines Oheims habe auf der berühmten Reiſe nach dem Veſuv wegen der Kälte in Handſchuhen geſchrieben. Wie hätten ſich denn die Bewohner des kalten Helvetiens ihren Gebrauch verſagen ſollen? Wiſſen wir doch, daß die Völker des nördlichen Europa ſchon im 8ten und 9ten Jahrhundert durch ihr Clima auf die Erfindung der Handſchuhe geleitet worden. Und vollends ſeitdem ſie mit der Entwicklung des Ritterthums an Sinn und Bedeutung ſo hoch gewonnen? Aber die Ritterhandſchuhe waren beſonderer Art; auch hatten die Ritter frühzeitig unſere Stadt verlaſſen. Vergebens hätte man ihren unritterlichen Nachkommen einen mit Stahl belegten Panzerhandſchuh hingeworfen; ſie hätten gezittert ihn aufzuheben. Eben ſo wenig wollte bei unſern redlichen Bürgern jener Handſchuhluxus gedeihen, durch welchen prozeſſierende Parteien ihre Richter durch Ueberſchickung eines mit Gold und Silber gefüllten Handſchuhpaares zu erwärmen ſuchten. Und die noch jetzt in England bei Hochzeiten übliche Sitte, von Seite des Brautpaars den Verwandten Handſchuhe zu ſchenken, iſt bei uns höchſt unäſthetiſch in das Ueberſenden eines Nastuches ausgeartet.

Auch das geringſte Werk der Menſchenhand hat ſeine Geſchichte, in der ſich die Zeitalter mit ihren Bedürfniſſen und Launen ſpiegeln. Dieß läßt ſich im vollſten Sinn von den Handſchuhen behaupten. Denn Winterthur, dieſe antihandſchuhiſche Stadt, mußte, im wunderſamen Wechſel der Dinge, zuletzt noch ein berühmter Handſchuhfabricationsort werden.

Digitized by Google

Die Nachkommen derer, welche keine Handſchuhe getragen, ſollten ihre Lebenstage damit verbringen, dieſes Kleidungsſtück für Fremde, und noch dazu aus adelsſtolzer Seide, zu verfertigen Dieſe kunſtreiche Periode dauerte etwa 3 Dezennien, und iſt erſt mit den Achtzigern des 18ten Jahrhunderts erloſchen. Die Kunſt wurde nicht als ein Geheimniß behandelt, ſondern bei der Gunſt der Jahreszeit mit natürlicher Offenheit, am liebſten unter freiem Himmel, auf der geſchwätzigen Hausbank, betrieben Dieſer Arbeit gaben ſich nicht bloß die Armen, ſondern die Frauen und Töchter der ehrenfeſteſten, ſelbſt adelichen, Familien hin. Dadurch wurde in gewerbloſer Zeit ein ergiebiger Geldcanal in die Stadt geöffnet, und in vielen Häuſern jene geheimen Schätze und Sparpfeninge geſtiftet, deren Entdeckung den Kindern ſo unvermuthete Freude und ſo wohlthätige Hülfe bereitet. Im Ausland aber trugen in vielen hunderttauſend Exemplaren die Damen bis zu den Ellenbogen, die Herren bis zur Handwurzel, den ſeidengeſtrickten Kunſtfleiß der Frauen von Winterthur.

Doch wie ſchnell und wunderſam hat der Handſchuh ſogar unſer Leben und Denken verändert. Früher wurden die Menſchen nach Schädel, Sprache, Benehmen, Styl und Lächeln; jetzt einzig nach ihren Handſchuhen beurtheilt. Vor etlichen Jahren noch erkannte man den Menſchen an ſeiner Cravatte, und der liebevollſte Sohn, der ſeinen Hals mit einem „Vatermörder“ zierte, galt nicht für entſtellt. Jetzt iſt der Baum der wahren Menſchenkenntniß aus dem Handſchuh erwachſen. Un homme élégant n'est pas autre chose qu'un homme et le gant, behauptet der närriſche Franzos. Ihm iſt der Handſchuh der Stempel des Menſchenwerthes, der Matador, der alle Trümpfe des männlichen Luxus überſticht, der Hauptſchlüſſel, der die Thüren aller Salons öffnet. Wer es ſo weit gebracht, täglich 3 — 4 Paar neue Glacehandſchuhe verbrauchen zu können, iſt in der Frauenwelt der ſchwerſten Eroberungen ſicher. Früher war ein Handſchuhmacher die unterſte Sproſſe der Induſtrieleiter; jetzt bildet er die Spitze dieſes Obelisken Seit die einfach niedlichen Handſchuhe von Winterthur aus dem Geſchmack gefallen, hat ſich in Paris und Wien jedes Paar zur Höhe eines Kunſtwerkes erhoben. Sie werden nicht mehr wie früher verkauft, ſondern wie Bücher verlegt. Ein ächter Faſhionable braucht jeden

Digitized by Google

Tag eben ſo viel, als früher in einem ganzen Monat. In London, das weniger eine Stadt, als eine mit Häuſern bedeckte Provinz zu nennen, verbraucht gegenwärtig einer der ſo genannten Löwen täglich 6 Paar Handſchuhe. Dieſer König der Dandies verwendet alſo bloß für ſeine Handbekleidung jährlich über fl 5000. Sein adelicher Name iſt in Oettingers Narrenalmanach für das Jahr 1843 eingeſchrieben.

Unſere Vorfahren haben lange getanzt, ohne zu wiſſen, was ſie thaten. Das innere Weſen, die höhere Bedeutung des Tanzes war ihnen verborgen geblieben. Endlich erfuhren ſie, daß der Tanz ein Bild des Menſchenlebens. Die Erläuterung wurde ſogar auf den Ambos der Muſen gelegt und alſo zugeſchmiedet: „Tanzen, ſüßer Zeitvertreib, du erfreuſt der Jugend Leben, du erfriſcheſt Seel' und Leib: Laßt uns durch die Reihen ſchweben! Nimmt man ſich auch nicht in Acht, daß man einen faux pas macht, denkt: Es haben unſere Alten auch nicht immer Tact gehalten. Iſt der Tanz denn nicht ein Bild von der Menſchen Art und Weiſe? Seht, die Jugend tanzet wild, und das Alter hüpft nur leiſe; Kühnheit führt den Reigen an, und die Menge folget dann; die Verzagten nur und Scheuen wagen's nicht, ſich anzureihen. Jeder fühlt ſich frei und froh, wenn er raſch herumgeſprungen; Freunde tanzen dos à dos, Feinde halten ſich umſchlungen. Ha! wie ſich der Stolze bückt, wie die Hand ſich jeder drückt zärtlich bei der großen Chaine. Iſt dieß nicht des Lebens Scene? Alle drehen ſich im Kreiſ', fliehn und ſuchen ſich dann wieder; endlich aber, müd und heiß, ſetzt ſich jeder ruhig nieder. Sind die Geigen all' verſtummt, hat der Baß nun ausgebrummt, brennt kein Kronenlicht mehr helle; iſt man auf der alten Stelle."

Von Frankreich aus wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Gährungsſtoff in unſere tanzende Welt geſchleudert, welcher eine Revolution zu entzünden drohte. Einige unſerer vornehmen Herrchen hatten auf ihren Bildungsreiſen ſich mit einigen ſittlichen Krümmen, und auch mit der kunſtvoll gewundenen und verſchlungenen Tanzmethode der Franzoſen bereichert. Sie wünſchten das Gelernte auf dem heimiſchen Boden fortzupflanzen. Doch die neue Kunſt wollte nicht verfangen. Die ſchwer ſeidenen Geſellſchaftskleider hemmten der Damen Bewegung; denn die ſpinnwebenartigen Stoffe zu Ball-

Digitized by Google

kleidern waren noch nicht erfunden. Die Füße zeigten ſich zu ungelenkig, der Tänzer Sinn zu vaterländiſch. Es entſtand ein Widerſtreit, bei deſſen Fortſetzung bald alle Tanzluſt untergegangen wäre. Dieſes Ereigniß, ſo unbedeutend es ſcheint, beruht auf einem national=pſychologiſchen Grunde. Denn der Gegenſatz der Deutſchen und Franzoſen tritt nirgends klarer hervor, als in der Art, wie beide ſich dem urſprünglichſten aller Genüſſe, dem des Tanzes, überlaſſen, und ein deutſcher Walzer und ein franzöſiſcher Contretanz gewähren einen tiefern Blick in das Weſen beider Völker, als alles Andere, was man ſonſt zu Hülfe ruft, um ſich die Art und Weiſe derſelben zu erklären. Der Walzer iſt eine geregelte Bewegung, welche durch ihre immerwährende Wiederholung eine ſolche Einfachheit annimmt, daß ſie am Ende von einem raſchern geordneten Gehen und Laufen nur durchs Gehen ſich unterſcheidet. Der Contretanz beſteht aus einer Menge combinirter Figuren, die ein förmliches Studium erfordern, um des Vergnügens dabei theilhaft zu werden. Beim Walzer ſucht ſich der Deutſche eine Tänzerin, begnügt ſich mit der Einen, die er gewählt, ſchmiegt ſich an ſie an, hält, hebt und trägt ſie durch die wirbelnden Wendungen des Tanzes durch, und bleibt ihr, Aug in Aug, getreu, bis der letzte Ton der Muſik das Band, das ſie geſchlungen, wieder löst. Der Contretanz beginnt mit einem Gruß, womit Tänzer und Tänzerin ſich mit Grazie an ihre ſämmtlichen Nachbarn wenden, indem ſie ſich vor ihnen verbeugen, und jede Figur iſt eine kleine unſchuldige Untreue, die der Tänzer an ſeiner Tänzerin, und zur Vergeltung dieſe an jenem begeht, um ſich dann im nächſten Augenblicke wieder wechſelſeitig zu näheren und zu verſöhnen. Kein Paar gehört ſich recht an, es iſt eine Conventionsehe, wobei beide gleich feſt und gleich frei auf ihren eigenen Füßen ſtehen. — Aber auch noch in anderer Beziehung ſind die Nationaltänze höchſt charakteriſtiſch. Der Walzer iſolirt jedes Paar. Der Contretanz ſchließt ſie ſämmtlich an einander an. Dadurch eben werden beide Tänze zum Bilde der ureigenthümlichen Verſchiedenheit der Deutſchen und Franzoſen. Wir beſitzen eine feſter ausgeſprochene Individualität, uns ſelbſt und der Familie anzugehören; die Franzoſen ſuchen die Geſellſchaft und fühlen ſich nur in ihr wohl. Kein Wunder alſo, daß unſere heimiſchen Vorfahren ſich ihren Walzer durch keine Contretänze verkümmern und verdrängen laſſen wollten.

Digitized by Google

Das 19te Jahrhundert hat große Veränderungen in unſern Tanzbeluſtigungen hervorgebracht. Sie haben viel gewonnen und verloren. Im Jahr 1807 entdeckte man, unſer geſellſchaftliches Leben habe ſich bereits ſo weit herangebildet, daß die Leute einer regelmäßigen Tanzübung fähig und bedürftig. Dieß führte zur Stiftung einer Aſſembleengeſellſchaft, welche ſich durch eigene Geſetzgebung und Aufſicht leiten ſollte. Dadurch war der Winter zur goldenen Zeit des Tanzes erhoben. Aber die verfeinerte Kunſt ward zu Hülfe gerufen; ein ſchöner Tanzſaal, eine glänzende Beleuchtung, ein geübtes Orcheſter geſchaffen. Der Balldamenſchein erhielt ſeine verdiente Berückſichtigung, wodurch die ſchöne und nicht ſchöne Welt ſo viel gewinnt. Denn man braucht nicht erſt in das Theater zu gehen, um wahrzunehmen, was der ſchöne Schein vermag. Man betrachte nur die Damen auf dem Balle. Abgeſehen, daß bei guter nächtlicher Beleuchtung auch minder ſchöne Perſonen weit hübſcher und angenehmer erſcheinen, ſo trägt beſonders die Illuſion dazu bei, welche die Toilettenkunſt verſchafft. Manche Balldame gleicht der herrlichen Fackeldiſtel, welche nur des Nachts auf einige Stunden blüht, und deren Blüthe am Morgen verwelkt zu finden.

Ganz richtig hat jemand bemerkt, daß an den fremden Tänzen, die wir angenommen, des Deutlichſten zu erkennen, wie viel wir von unſerer Nazionalität verloren. Wir ſind in dieſer Hinſicht in eine ſchimpfliche Entartung gerathen. Der tobende Cotillon, die ſittenloſe Galoppade, die wüthige Tempête haben unſer Bürgerrecht, und den heimiſchen Walzer hat uns ein Strauß raſend gemacht. Es iſt eine ungeheure Uebertreibung auf unſern Tanzboden zum Ausbruch gekommen. Unſere Alten haben auch getanzt, aber mit weit mehr Mäßigung. Die Frauenzimmer blieben immer in den Schranken der Grazie, der weiblichen Dezenz, des feinen, geſelligen Anſtandes. Sie wußten, daß der Tanz zu ihrem Vergnügen und zur Abwechslung erfunden worden. Jetzt aber hört das Mädchen beinahe auf zu dem ſchönen Geſchlechte zu gehören, ſo wie ſie zu tanzen beginnt. Es iſt, als ob ſie glaubte, daß ſie für den Tanz erfunden worden. Keinen Augenblick der Zwiſchenruhe, Engagement über Engagement, Austanzen, nebenbei toben, wirbeln, hoppeln, ſpringen, galoppiren und ſchleifen, welches Alles ſehr künſtlich und ergötzlich, aber wenig weiblich. Die Mäd-

Digitized by Google

chen hören aber dabei auf Mädchen zu ſein. Ihre Schönheit erliſcht, die Grazie entflieht, die Anmuth ſchwindet, alle Natur entweicht. Das Tanzen iſt faſt nicht mehr ein Tanzen zu nennen; es iſt eher ein Raſen, eine Arbeit, ein Frohndienſt, ein Gliederzappeln, eine ſyſtematiſche Epilepſie, eine St. Veitswuth, eine muſikaliſch-galvaniſche Verzuckung. Der ſonſt ſo entzückende Anblick einer Tanzgeſellſchaft wird peinlich. Denn eine entlaſſene Tänzerin wie ein ſprachloſes Ausrufszeichen auf ihren Ruheſitz hinſinken zu ſehen, mit triefenden Locken, mit rothgekochten Wangen, mit ſchweißübergoſſenem Nacken, mit klapperndem Buſen, mit keuchendem Odem, und mit irrſinnigen Blicken, erregt Beſtürzung und Todesſchrecken. Und wer ein zartes, ſchwaches Weſen von 7—4 Uhr Morgens ſo tanzen und wie ein Dampfſchiff dampfen geſehen, der wird ſich nicht verwundern, wenn die forcirte Tänzerin auf dem Heimweg ſich mit Kopfweh, Huſten, Gliederreißen, Seitenſtechen, Wadenkrampf, ſteifem Nacken, heiſerem Hals und rothen Augen und wohl noch gar mit der Schwindſucht behaftet erklärt. Doch die reißende Gewalt, die unſere Tänzer ergriffen, iſt wahrſcheinlich nur eine natürliche Folge unſerer aufgeregten Zeit, in welcher alle lebendigen und todten Kräfte ſich von Tag zu Tag mehr und mehr concentriren müſſen, um die Bewegung zu beſchleunigen. Wenn einſt die Welt vor Ermüdung niederſinkt, ſo werden unſere Nachkommen wieder behaglicher tanzen lernen.

Die Muſik, die liebliche Schweſter der Dichtkunſt, iſt nach ihrer Abkunft die zweite der himmliſchen Grazien, welche die Alten ſchon als vom Olymp geſandt verehrten. Die Muſik iſt (nach Leibnitz's ſcharfſinniger Beſtimmung) in ihrem Weſen „die Rechnung eines Rechners, der am wenigſten ans Rechnen denkt.“ (Musica est computatio computationis nescii). Die Muſik iſt in ihrer Anwendung unſerer Bürger wohllautendſte Leidenſchaft geworden. Man hat dieſer ſchönen Kunſt zu allen Zeiten und überall ſo viel Schönes nachgeſagt, daß ihre leidenſchaftlichen Verehrer ſich ihrer Leidenſchaft nicht ſchämen müſſen. Martin Luther, deſſen Stimme von gutem Klang, gibt ihr folgendes Lob: „Die Muſik iſt eine ſchöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Sie vertreibt den Teufel und macht die Leute fröhlich; man vergißt dabei alles Zorns, Unkeuſchheit, Hoffart und anderer Laſter.“ Etwas von dieſer

Digitized by Google

Einwirkung hat ſich auch bei uns ſichtbar gemacht. Zwar hat die Muſik nie den Teufel leibhaft aus der Stadt gejagt, aber dafür einem guten Geiſt den Eingang verſchafft. Denn es iſt nicht zu läugnen, daß das Stilleben unſerer kleinen Stadt durch den tiefwurzelnden, allgemein verbreiteten Muſikſinn der Bürger ſich ſehr veredelt hat. Eben ſo iſt in den mannigfaltigſten Verhältniſſen die balſamiſche Kraft der Muſik empfunden worden. Denn ſie iſt wirklich die Tröſterin des Lebens; eine Stimme aus der Geiſterwelt, die uns oft eine Reinigkeit und Heiterkeit gibt, welche uns in den Kreis der Engel verſetzt. Namentlich iſt der Tenor in ſeiner Vollkommenheit ein unmittelbarer Ausfluß himmliſcher Accorde, und von dem gütigen Schöpfer der Welt abſichtlich in die männliche Bruſt gelegt, als ſtillender Balſam für die Seelenqual, für den Gram, für die Liebe, für den Schmerz Es liegt in dieſem Tone etwas ſo unerklärlich Entzückendes, Geheimnißvolles, Magiſches, daß er die verborgenſte Lymphe ſtrömen macht, das Herz von Leidenſchaften reinigt, die Seele zu großen Entſchlüſſen treibt und gleichſam die Hand ſelbſt unmittelbar und kraftvoll zur That in die Höhe reißt.

Der Stadt Winterthur gebührt der Ruhm, diejenige Gemeinde zu ſeyn, welche nach der Reformation den Kirchengeſang zuerſt eingeführt; was auf ein frühes Vorhandenſeyn von muſicaliſchen Talenten und Geſangluſt ſchließen läßt. In Winterthur iſt auch der erſte Geſangverein zuſammengetreten. Denn die Stiftung unſers Muſikcollegium fällt in das Jahr 1629. So übertrifft dasſelbe an Alter alle Muſikgeſellſchaften der eidgenöſſiſchen Städte. Zwar wurde lange vor der Stiftung des Muſikcollegiums bei uns viel und gut muſiziert. Die Virtuoſität der Virtuoſen von Winterthur war durch das ganze Land bekannt. In Zürich und an andern Orten konnte eine vornehme Hochzeit oder andere hohe Feſtlichkeit erſt dann gelungen heißen, wenn ſie durch die Harmonie der Winterthurer Muſikanten verherrlicht worden.

Die Gährung führt zur Läuterung, die Disharmonie zur Harmonie und der Widerſtreit zur Vereinigung. Auf dieſem Weg hat auch unſer Muſikcollegium ſeinen Fortgang und Beſtand gefunden. Seine harmloſen Uebungen waren Anfangs vielem Tadel und Spott ausgeſetzt. Darum tritt auch die Stiftungsurkunde des Vereins ganz geharniſcht auf. „Dem

Digitized by Google

momiſchen Tadelgeiſt (ſagt ſie) hat ſchon vor langem herhalten müſſen ſonderlich die lobliche und liebliche Muſik, die Herrſcherin unter den freien Künſten, eine der vornehmſten und edelſten Gaben Gottes; die, welcher gottſelige gelehrte Männer die nächſte Stell nach der Theologie gegeben, iſt von allerhand melancholiſchen Sauwgeiſtern angefochten und getadelt worden.“ Als Beiſpiele werden angeführt: ein ſcythiſcher König, der lieber ſeines Pferdes Wihern, als den herrlichen Muſiker Ismenias hörte; die ſtolzen Römer Scipio und Cato, welche die Muſik, als der Gravität der Römer zuwider, abſchaffen wollten; der ſpartaniſche König Archidamus, der bei der Empfehlung des beſten Muſikers auf ſeinen Koch mit den Worten hindeutete: Wahrlich, dieſer iſt bei mir ein Meiſter, eine gute Suppe zu kochen! — und bei der Aufforderung, für einen guten Sänger etwas zu verwenden, zur Antwort gab: Wenn ich einen Finken in einen Keficht ſetze, ſo ſingt er mir das ganze Jahr und koſtet mich weniger als ein Sänger. — Dann aus der Heidenzeit in die antimuſikaliſche Chriſtenwelt übergehend, fährt der Stiftungsbrief alſo fort: „Sollcher Suppenbäuche, Knolfinken und Muſikſtümmer gibts noch heutigstags, die mehr der Kuchi als der Muſik, mehr dem Bauch als dem Geſangbuch nachſinnen, lieber einen Ochſen brühlen oder einen Hund bellen, als einen Pſalm oder geiſtlich Geſang ſingen hören. Das ſind gemeinlich die Herren Ignoranten, die ſich auf die Muſik verſtahnd, wie eine Sauw auf das Orgelſchlagen, die in ihrer blühenden Jugend vor Müſſiggahn nit Wyhl gehabt, ſo viel zu lernen, daß ſie mit andern gläubigen Chriſten in der Gemeinde Gottes einen Pſalm zum Lobe Gottes ſingen, geſchweige ein geiſtlich Muſikſtück zur Ergetzlichkeit des Gemüthes anſtimmen helfen könnten, und alſo ihre Unwiſſenheit und Grobheit zu verkleiden, das tadlen, was ſy nit verſtahnd oder könnend. Solchen Momusgſellen und Muſikſtürmern ſagend wir, daß die Muſik ein **göttlich Werk**; herrühre hiemit von Gott, der das Singen in die Natur des Menſchen eingepflanzet und den Menſchen erſchaffen, nit daß er immerdar melancholiſieren und trauren, ſonder ſich in Gott ſeinem Schöpfer frouwen und demſelbigen uß fröhlichem Herzen für ſeine Wohlthaten Lob und Dank ſagen ſolle. Sie wird in der h. Schrift für ein **Stück des göttlichen Segens** gezählt Eſaj. 3, 29; bewegt das Gemüth zur **Andacht**; vertreibt die

Digitized by Google

Melancholie. David mit ſeinem Harfenſpiel hat den böſen unruhigen Geiſt von Saul vertrieben. Wenn Doctor Luther traurig war, hat er geſagt: Kommt, laßt uns dem Teufel ein quatuor vocum (Quartet) zum Trutz ſingen. Daruf er geſungen den 130 Pſalm und alsbald wieder luſtig worden. Darum er auch vom Geſang insbeſondere geſprochen: Singen iſt die beſte Kunſt und Uebung. Es hat nichts zu thun mit der Welt, iſt nicht vor dem Gericht, noch in Haderſachen. Sänger ſind auch nicht ſorgfältig, ſondern fröhlich und ſchlagen die Sorgen mit Singen aus und hinweg. — Ein von Amtsgeſchäften und Hausſorgen erſchlagen Gemüth ladt gleichſam einen wochentlichen Laſt ab, wann es zu gewiſſen Tagen einer Muſik beiwohnen und ſelber mitſtimmen kann; iſt daher zu fernerer Berufsarbeit deſto tugenlicher und freudiger. Durch Geſang von geiſtlichen Liedern kommend vil, ſonderlich gemeine und einfaltige Leut, zu den Fundamenten ihrer Religion und Glaubens. Muſik bewegt die Gemüther zur Mäßigkeit und Keuſchheit. Durch Geſang und Saitenſpiel wird der Menſch geſchlachter. Denn wenn auch die wilden Thiere durch die Muſik mitescirt und geſchlacht gemacht werden, ja, was noch wunderlicher, wenn jener Brunnen, deſſen Polyſthiſtor gedenkt, welcher ſonſt unbewegt geſtanden, wenn man mit einer Pfyffen darby uffgemacht, ſich erhebt und überloffen; warum ſollte nicht auch eines vernünftigen Menſchen Gemüth durch eine liebliche Muſik bewegt werden? Auch am Leib des Menſchen hat Muſik ihre beſondere Wirkung, desſelben Schwachheiten entweder hinzunehmen oder aber zu mildern. Beſchwerliche Arbeit macht der Geſang ringer. Iſt derowegen ein edler Segen Gottes, wo in einer Stadt Muſik und Geſang gehört wird. — Ja in dem Geſang eines Sterbenden befinden ſich gar artig die vier Stimmen. Der Baß iſt der Glaube, das Fundament der Religion, der gath gar tief. Aus der Tiefe ruf ich zu dir, o Herr! Pſ. 130, 1. Der Discant ſingt lieblich drein, und zwar gar hoch und hell, daß man's im Himmel hört. Ehre ſei Gott in den Höhen Luc. 2, 14. Altus gath in Altum, in die Höhe, ſucht, was droben iſt. Coloſſ. 3, 1. Alles gath nach dem Tenor und Inhalt der in h. Schrift gegründeten Lieder, da ſich ſelbſt zu einem ſeligen Sterbſtündlin luſtig machet durch troſtliche Pſalmen der Menſch, und voll

heiligen Geiſtes wirt. Muſik iſt alſo ein **Vorſchmack des ewigen Lebens**, da wir die himmliſche Muſik, die Cherubim und Seraphim, vor dem Thron Gottes ſtahn und ſingen hören werden: Heilig, heilig ꝛc. Eſaj. 6, 3. Wenn nun eine liebliche Muſik auf der Erde eine **Wolluſt der Menſchen** genannt wirt, was wirt erſt die himmliſche Muſik ſein?"

So durchdrungen von den höchſten und reinſten Gefühlen war das Gemüth, ſo gehoben und geſtärkt von der Muſik Zauberkraft fühlte ſich der Geiſt derer, welche Ao 1619 den **muſikaliſchen Ehrenkranz** und die **Liedertafel** zu Winterthur geſtiftet und dadurch einen unerſchöpflichen Schacht von Melodie geöffnet. Es war eine wirkliche Ehrengeſellſchaft, in welche der Muſik zu Ehren Ehrenmänner im vollſten Sinne zuſammengetreten, und in hohen Ehren von derſelben geſchieden. Ihre Namen zeigen, in welchen Kreiſen und Ständen die Muſik ihre erſten und größten Gönner gefunden. Die Stifter unſers Muſikcollegiums waren nämlich: Hans Heinrich Meyer, als hieſiger Prädicant im Jahr 1670 geſtorben; Hans Jacob Wynmann, † 1643 als Pfarrer zu Wülflingen; Simon Sulzberger, † 1658 als Pfarrer zu St. Georg am Feld und Ludimoderator; Georg Forrer, † 1672 als Schultheiß der Stadt; David Schellenberg, † 1641 als Stadtſchreiber; Jacob Küenzli, † 1658 des Kleinen Rathes; Heinrich Kaufmann, † 1665 des Kleinen Rathes; Jacob Steiner, † 1651 Stadtſchreiber; Joachim Hettlinger, † 1675 Schulmeiſter der 1ten Klaſſe, Vorſinger und Mitglied des Großen Rathes; Jeremias Forrer, † 1654, des Großen Rathes; Jacob Hegner, † 1682, Schultheiß der Stadt und Hs. Ulr. Hoffmann, † 1666 des Großen Rathes.

Zu Bindemitteln dieſes muſikaliſchen Ehrenkranzes wurden klugerweiſe jene Subſtanzen gewählt, welche allen Menſchenvereinen Dauer zu geben vermögen, nämlich **Geſetze**, **Ehre**, **Eintracht**, **Geld** und **Wein**.

Die Satzungen des Collegiums waren in ein Buch eingetragen, blätterreich genug, um die Abänderungen aufzunehmen, welche der Lauf von Jahrhunderten hervorrufen konnte. Es enthielt auch das Verzeichniß der vorhandenen Muſikbücher, Inſtrumente und anderer Zubehörden, mit der Angabe, woher ſie der Geſellſchaft zugekommen. Schön glänzen darin die Namen und Familienwappen der 234 Ehrenperſonen, welche

vom Jahr 1629—1842 aufgenommen worden, „die aber, entweder durch Beförderung zu Ehrenämtern und danahen obliegender vielfältiger Geſchäften, oder durch einen ſeligen Hintritt zu der engliſchen Muſik, die Geſellſchaft theils quitirt, theils ſo lang es Gott gefallen, derſelben einverleibt geblieben.“ Alle aber ſegnet der Wunſch, „der l. Gott wolle ihr Ehrengedächtniß in Gnaden erhalten, daß ſy der edlen Muſikkunſt rechtmäßigen und Gott wohlgefälligen Gebrauch durch einiger leichtfertiger Bachusgſpanen und Belialsbuben gottloſes Geſpött und Beſchimpfung ſich nit erlaiden, ſonder durch den freundlichen guten Geiſt Gottes je mehr und mehr belieben laſſind.“

Geſetze enthalten eine Sittentafel der Zeit, in der ſie geſchaffen worden. In dieſer Hinſicht wird uns auch durch die erſten „Geſätz und Ordnungen“ des lobl. Muſikcollegiums der Blick in das innere Leben unſerer alten Welt geöffnet. Denn die Muſikübung wurde jeden Mittwoch ſchon Nachmittags um 3 Uhr eröffnet. Zu dieſer Stunde ruheten alle Staatsgeſchäfte, die Kirche war beſtellt, die Schule geſchloſſen, Handel und Wandel abgethan, alle Perſonen diſponibel. Eine aufgeſtellte Sanduhr übte an den Saumſeligen grauſamen Verrath. Wer erſchien, da die Sanduhr halb durchhin geloffen, war der Geſellſchaft um 2 ß.; war ſie gar und mehrmal durchhin, um 1 Batzen zu Straf verfallen. Als Entſchuldigungsgründe galten nur Krankheit, Leid, Baden und andere Kuren. Erſt im Jahr 1776 wurde der Anfang der Muſik auf 4 Uhr verlegt, und die Spätlinge mit einem Batzen notirt. Aufnahme in die Liedertafel fand nur, wer in den Grundſätzen der muſikaliſchen Kunſt feſt gegründet. Dieſer muſikaliſche Rigorismus wurde wegen Ueberfluß an Talenten lange ohne Nachtheil der Geſellſchaft geübt. Erſt das Jahr 1751 fing an, die muſikaliſchen Forderungen zu mildern. Denn es wurde erkannt: „Der in §. 2 gebrauchte Ausdruck: principia Musices, ſei ſo zu verſtehen, daß der die Aufnahme begehrende Herr im Stand, einen muſikaliſchen Autor von mittelmäßiger Schwere tactmäßig und muſikaliſch zu tractirn, und in ſeiner Stimme, ohne Beiſtand, andere Herren zu accompagniren.“ — Im Jahr 1784 aber wurde nur im Allgemeinen feſtgeſetzt: „Wer verlangt ein Mitglied zu werden, muß der Muſik kundig ſein und mitmachen.“ War einer „ordentlicher und frommlicher Wyſe“ in das Colle-

Digitized by Google

gium aufgenommen, ſo wurden ihm die Satzungen vorgeleſen, und er hatte zu verſprechen, „denſelben undiſputirlich genug zu thun.“ Zum Einſtand und für den Genuß der vorhandenen Muſikbücher hatte er entweder einen Ducaten in natura oder was ein ſolcher jeder Zeit an Münz galt, baar zu erlegen — In jeder Verſammlung wurde ein zuvor „auserkieſener Autor“ aufgeſchlagen und daraus eine Stunde lang muſicirt, und ſo alle Mittwoch fortgefahren, bis derſelbe durchgemacht. Nach Verfluß der Stunde hing die Fortſetzung der Muſik aus andern Büchern von der Willkühr der Geſellſchaft ab. — Weil die wöchentliche Zuſammenkunft, neben dem Genuß muſicaliſcher Ergötzlichkeit, vornehmlich zu Ehr und Lob Gottes angeordnet, ſo waren alle ungeziemenden Reden, unnützen Geſchwätze, ſonderlich wüſte Zotten, Schwören, Fluchen und andere Ungebühren ganz abgeſtrickt. Wer aus menſchlicher Schwachheit dawider fehlte, wurde das erſte Mal um 1 ß., im Wiederholungsfall um mehr, und je „nach der Sachen Befindniß,“ geſtraft. — Um Fraternität zu pflanzen, war jedem Mitglied „ernſtlich auferlegt, Alles, was bei der Muſik wohlmeinend geredt und verhandelt worden, ſonderlich das, woraus allerlei Verweiß, Schaden und Ungelegenheit erwachſen möchte, gänzlich zu verſchweigen, und aus dieſem Collegio das wenigſte zu ſchwätzen, oder anderswo etwas davon anzubringen, es ſei ihm denn von den Herren Gliedern befohlen. Falls aber einer ſo ungeſchickt und unbehutſam, daß er ſeine Zunge nicht meiſtern und das Muhl halten thäte; der ſoll vor die Geſellſchaft geſtellt, entweder mit einer gebührenden Geldſtrafe, oder wo er gar zu viel an die Sach, und ſich ſolch unanſtändigen Schwatzens und Ungelegenheiten-Anrichtens nicht abthäte, als ein unwürdiges Glied bei der Geſellſchaft nicht mehr gelitten und ausgeſchloſſen werden.“ Dieſer Stummſinn, dieſe Schweigſamkeit iſt ein höchſt merkwürdiger Eindruck, den das holde Reich der Töne auf unſere Männerwelt gemacht. Noch merkwürdiger aber iſt, daß das Muſikcollegium ſeinen Chartäuſercharakter ſo lange behaupten konnte und ſich ſelbſt hinderte, eine Culturſchule für die Stadt zu werden. Denn am 19 Sept. **1753** wurden zum erſten Mal Frauenzimmer ins Conzert geführt, da jedes Glied des Collegiums die Erlaubniß erhalten, „ſeine Frau Liebſte oder ſonſt ein Frauenzimmer mitzunehmen.“ Und nachdem der lehrreiche Mund der Frauen

Digitized by Google

ſchon Jahre lang einen Uebungsplatz auf dem Muſikſaal gefunden, erhielt der Jungen Lauf durch harte Verordnung einen plötzlichen Unterbruch. Denn Ao 1771 wurde beſchloſſen, „die Muſik wechſelweiſe, in Actus von einer Stunde, und in Pauſen von einer Stunde, abzutheilen. Und wenn Jemand während der Muſik ſchwatze, ſolle ihm vom Curator ein Schilling in die Büchſe abgefordert werden.“ — Der Wein, der des Menſchen Herz erfreut, wurde als Hebel zur Fröhlichkeit in ſeiner vollſten Kraft erkannt. Daher erging zur Herbſtzeit der Spruch, wie viel jedes Geſellſchaftsglied für den gemeinſamen Gebrauch einzuliefern habe. Ein Eimer war der Beiträge kleinſter. Neben dem war noch ein monathlicher Zuſchuß von 5 ß. zu leiſten, um daraus für die gewöhnlichen Muſiktage die Gebühr an Brod und Kerzen zu beſtreiten. Und nachdem die üppige Welt einen Gaumenreiz durch Rauchtabak und Pfeifen erfunden, wurden auch dieſe ſchwelgeriſchen Vorrichtungen eingeführt, und erſt im Jahr 1836, während unſerer höchſten vaterländiſchen Dampfperiode, nicht mehr auf Koſten der Geſellſchaft anzuſchaffen beſchloſſen. Vor halb 5 Uhr durfte weder Wein noch Brod aufgeſtellt werden. Dieſe Zeit blieb einzig dem Muſiciren geweiht. Hernach aber wurde auf jede Perſon eine Maaß Wein und um 1 ß. Brod zu gebührender Recreation gereicht und in aller Freundlichkeit genoſſen. Dieſe weinreiche Harmonie durfte nur bis 6 oder 7 Uhr dauern. Wünſchten einige länger darin zu verharren, ſo ward es durch das Geſetz nicht verwehrt. Nur durfte jeder weitere Genuß nicht mehr aus der Geſellſchaft Wein oder Geld geſchehen. — Auch Fremden war der Zutritt erlaubt, und ſinnig wurde ihnen derſelbe unvergeßlich gemacht. Denn wer einen guten Freund in die Geſellſchaft brachte, der war verpflichtet, ihm zwei Maaß Wein vorzuſetzen. — Auf Wein und Geld blieb des Muſikcollegiums Augenmerk ſo feſt, wie auf die Muſik ſelbſt gerichtet. Alle freudigen Lebensereigniſſe wurden zu Herbeiſchaffung dieſer Ingredienzen benutzt. Wurde ein Muſikglied von Ehre oder Erb heimgeſucht, ſo hatte es ſich „nach Geſtaltſamen derſelben mit einer ehrlichen Discretion gegen die Geſellſchaft einzuſtellen.“ Dagegen wurde ſeit 1760 jedem Mitglied, das in Rath und Gericht oder ſonſt zu einem Amte kam, in ſeinem Hauſe von dem aus dem Muſikſaale heranziehenden Collegium die Gratulation in Maſſe abgelegt.

Digitized by Google

Wer liegende Güter kaufte, mußte von jedem Hundert des Kaufſchillings zwei Maaß Wein liefern, welche Ao 1788 ſich in 6 ß. umgeſtalteten. Wem eine fröhliche Jugend an dieſe Welt geboren wurde, der zahlte dieſe Lebenserfahrung mit 3 Maaß, und mit 2 Maaß die Ehre, ein Kind aus der h. Taufe zu heben. Und wer ſein Geburts= und Namensfeſt erlebte, der hatte für dieſen Schrecken bis Ao 1669 2 Maaß einzuwerfen. — Selbſt die Unbedachtſamkeiten der Muſikglieder wurden von der Geſellſchaft für den Erwerb von Wein und Geld benutzt. Dahin gehörte das großſprecheriſche und rechthaberiſche Eingehen von Wetten; deren Verluſt dem Collegium als Gewinn zufiel. So wurde Ao 1690 erkannt: „Weil Dr. Hegner und Proviſor Künzli ein Gwett mit einander gehabt, einen Eimer Wein betreffend, und aber bis dato die Sache noch nicht erörtert; ſo ſolle beiden zu wiſſen gethan werden, daß auf die Fronfaſten dieſer Wein ſolle verbraucht werden. Welcher nun von ihnen Beiden denſelben geben werde, wolle man ihn annehmen. Wo nicht, werde man ſo viel Wein kaufen, als das Gwett vermöge, und dann dem, ſo es verloren, zu bezahlen, oder ſich mit einander nach Belieben zu vergleichen, überlaſſen.“ Eben ſo war Ao 1728 Ulr. Steiner z. Drachen der Geſellſchaft wegen einer Wette um 2 Species Ducaten verfallen. Dafür mußte er dem Collegium 2 Violine anſchaffen. Im Fall ſie aber den Betrag der 2 Ducaten nicht ausmachen, blieb der völlige Erſatz ſeiner Generoſität überlaſſen. Höflichkeit iſt ein ſtilles Beförderungsmittel der Harmonie. Darum wurden die Mitglieder des Collegiums geſetzlich zur Höflichkeit angehalten. Wer aus gewiſſen Urſachen die Geſellſchaft verlaſſen wollte, der mußte freundlichen Abſchied nehmen, und zuvor ſeine Schulden bezahlen. Nach ſolchem Austritt war ihm, wenn er reuig wurde, die Rückkehr gegen Erlegung des beſtimmten Einzuggeldes wieder geſtattet. Wer aber ohne genommenes Valete und Bezahlung der ſchuldigen Reſtanzen die Geſellſchaft verächtlicher Weiſe verließ, und „wie eine Katze aus dem Taubenhaus ſchied,“ deſſen Wappen und Name wurde durchgeſtrichen, die Urſache davon aufgezeichnet, und ein ſolcher auf ewige Zeiten von der Ehrengeſellſchaft ausgeſchloſſen. — Alle Fronfaſten wurde über Einnahmen und Ausgaben, deßgleichen wegen verfallener Bußen und Reſtanzen, Abrechnung gehalten. Was

Digitized by Google

einer ſchuldig, mußte er in ſelbiger Stunde oder allerlängſt innert den nächſten 8 Tagen bezahlen, mit der heiteren Erläuterung: So viel 8 Tage verſcheinen, und einer nicht bezahlt, ſo vielmal ſoll er allwegen 4 ß. unnachläßlich Buß verfallen ſeyn. Dieſe fronfaſtlichen Abrechnungen waren mit einem Abendtrunk verbunden. „Sonſt aber ſolle aus dem gemeinen Geld über das beſtimmte Ordinäri, bei was Anlaß es immer ſey, weder wenig noch viel verbraucht werden; es wäre denn, daß ein fremder Herr oder Gaſt die Geſellſchaft beſuchte, und man Ehrenhalb etwas Extradiscretion zu obſerviren habe.“ Ein Abendtrunk kann Folgen für den folgenden Morgen, ja für die lange Zukunft haben. Dieſe Erfahrung war auch dem Muſikcollegium vorbehalten. Seine Abendtrünke verwandelten ſich in Schmauſereyen. Man begnügte ſich nicht mehr mit dem Trinken am Abend, man wollte auch noch gut zu Mittag, und noch beſſer zu Nacht gegeſſen haben. Zuletzt ſaß man in der Stadt nicht mehr weich und weit genug So wurde das dampfende Mahl etwa auf das Land getragen Im Jahr 1725 ward Fronfaſtenmahl in Mörsburg gehalten. Sulzer z. Wildenmann tracticte um 1 Gulden die Perſon, das trockne Mahl Das ſtärkende Naß ſchleppte man in Fäſſern nach. Denn Vater Bachus, der Sorgenbrecher und Juherufer, iſt der Schöpfer und Signalgeber wie alles enthuſiaſtiſchen, ſo auch des muſikaliſchen Spectakels, und ſomit, ohne alle Widerrede, der Patron der Muſikanten. So viel Freude weckte manche Disharmonie des Neides. Doch hatte ſich die Geſellſchaft von anderer Seite auch des Lobes zu erfreuen, weil ſie das Fronfaſtenmahl in eine Uebungsſchule der Beſcheidenheit verwandelte. Denn ſchon im Jahr 1710 ward erkannt: „Daß fürohin jeder, der ſich einverleibt, unten an ſitzen ſoll; es ſey denn eine geiſtliche, mit einer Pfrund verſehene Perſon, ein Herr des Kleinen Rathes oder ein Fremder.“ Allein es regte ſich der Wunſch, bei Tiſch auch noch faſhionabel zu ſitzen. Dieß führte eine Vermehrung der Tiſchgeräthe herbei, deren Laſt auf die Köpfe der Geſellſchaftsglieder fiel. So ward Ao 1720 erkannt: „Wann fürohin ein neues Glied angenommen werde, ſoll es über den im Geſetz beſtimmten Ducaten, wegen der neu angeſchafften Teller, noch 32 ß. bezahlen.“ Im Jahr 1739 wurde die Einſtandsgebühr für ein Serviet um 24 ß. ver-

mehrt. Erſt im Jahr 1764 war das complet verſammelte Collegium gelehrt genug, zwey Dutzend Meſſer und Gabeln von engliſcher Arbeit um fl. 8 ohne perſonal Beſchwehrung auszuwählen. Im Jahr 1766 aber ward eine außerordentliche Verſammlung zur Berathung wegen des faſt unbrauchbaren Tiſchzeuges, Löffel und Suppenteller einberufen. Man entſchloß ſich, neues Tiſchzeug anzuſchaffen, 30 dreilöthige ſilberne Löffel, auch 30 Suppenteller und 10 Suppenblatten, von engliſchem Zinn machen zu laſſen. Dafür ſolle jedes Ehrenglied 1 Kronthaler zu etwelcher Verſtärkung des Fonds ſchießen; von nun an aber jedes neue Mitglied für den gewöhnlichen Einſtand und übrige Präſtanda zwölf Gulden erlegen. Dieſer Luxus, der ſich allmählig entwickelte, weckte die Lüſternheit. Wer einen muſicaliſchen Freund zu haben glaubte, der hielt ihn feſt, um von ihm an das Fronfaſtenmahl gezogen zu werden. Im Jahr 1741 vernahm man Klage über den Mißbrauch, daß einige zwei, drei, ja oft 6 bis 8 fremde Gäſte mitbringen, wodurch der Platz auf dem Muſikſaal zu enge werde. Da brach nothgedrungen der Geiſt der ausſchließenden Strenge ein. Es ward beſchloſſen: „Ein Glied ſolle nicht mehr als Einen Ehrengaſt mitbringen dürfen; auch müſſe er dem Curator zu rechter Zeit Anzeige machen, damit man ſich im Einkauf darnach richten könne. Der Gaſt möge kommen oder nicht, ſo müſſe der Einlader für ihn 30 ß. bezahlen und eine Kante Wein auf den Tiſch ſtellen.“ Doch im Jahr 1766 erweiterten ſich die Gränzen des Wohllebens. Zwei Freunde durften jetzt eingeladen werden, und wenn einer mehrere zu laden wünſchte, war ihm die Anfrage vor dem Collegium geſtattet. Hatte das Jahr 1769 an den Fronfaſten die Mittagsmahlzeit abgeſchafft, die ordinäre Muſik auf 3 Uhr und das Auftragen eines ordentlichen Nachteſſens auf 7 Uhr geſetzt, ſo brachte das Hungerjahr 1771 eine außerordentliche Magenverkümmerung Die Zeit hatte ſich ſo vertheuert und verſchlechtert, daß jedes Glied an der erſten und dritten Fronfaſten 3 ℔ bezahlen, an der zweiten und vierten aber auf eigenen Conto zehren mußte, wobei ihn das Collegium einzig mit Brod und Wein unterſtützte. So blieben die Gäſte verſcheucht bis auf beſſere Zeiten. Dagegen erhielt ſich der Gaſtfreigebigkeit freundlicher Sinn ungeſchwächt Es blühete nämlich auch im Muſikcollegium jene Sitte, welche unſere ſelbſt-

ſüchtige, Alles in ſich verſchlingende Zeit nicht mehr zu üben vermag. Wenn daher die Diener der Muſik fronfaſtlich zuſammen ſaßen, ſo trieben ſie das unharmoniſche Löffel-, Gabel- und Meſſerſpiel nicht ſelbſtſüchtig bloß für ſich; ſie dachten auch an ihre abweſenden Collegen. Dieſen wünſchten ſie nicht nur einen Theil von dem, was ſie ſelbſt genoſſen, ſondern ſchickten ihnen denſelben wirklich zu. Man nannte dieſe Ehrenportion das Beſcheideſſen. Dieſes wurde Ao 1751 noch gar zum Geſetz erhoben, durch die Erkanntniß: „Es ſoll einem Glied, welches aus Urſachen, ſo ihn nach dem Geſetz der Abſenzen freiſprechen, an der fronfaſtlichen Muſikmahlzeit ausbleiben müßte, ein Beſcheideſſen zugeſandt werden, von jeder Art Fleiſchſpeiſen, ſo bei dem Nachteſſen aufgeſtellt werden. Item ein halbes Vogenzer Brod und eine Maaß Wein.“ Erſt im Jahr 1776 verknöcherte ſich die Bequemlichkeit mit der Liebe. Daher erfreute ſich der Abweſende nur dann ſeines Beſcheideſſens, wenn er unbeſcheiden genug war, es abholen zu laſſen.

Die Muſikgeſellſchaft hatte von Anfang an ſich ſtaatlich eingerichtet. Zur Begründung der Eintracht waltete über Allen das Geſetz. Wer der Uebertretung desſelben angeklagt wurde, „aber unſchuldig ſein wollte, ward ausgeſtellt, ſein Handlen gegen die Geſetze gehalten, recht und unpaſſionirt erwogen, und ein Spruch gefällt, bei welchem es unwiderſprechlich verbleiben ſoll, um dadurch beſorgenden Gezänken und Diſputiren zuvorzukommen.“ Und damit Alles die rechte Form erhalte, ward ein Obmann erbeten, unter deſſen Vorſitz jede Verhandlung ging. Dieſer ward als der Geſellſchaft Haupt reſpectirt. Und bemerkenswerth bleibt, daß jederzeit die wirklichen Häupter der Stadt, die ſorgenbeladenen Schultheißen, oder wer ſonſt in der Bürgerſchaft durch Kenntniß, Character und Ehre ſich auszeichnete, das Vorſteheramt des Muſikcollegiums bekleidet. — Dem Obmann ſtand zur Seite der Seckelmeiſter, der das dornige Finanzgeſchäft zu ordnen hatte. Doch erſt im Jahr 1785 fand man eine ſolche Summe in ſeiner Hand, daß er das Anvertraute entweder durch genugſame Bürgſchaft oder durch Hinterlage zu ſichern gezwungen werden mußte. Zuletzt bedurfte man noch eines Gefälligkeitsmenſchen, der Allen diente und an die Kleinigkeiten zu denken hatte, welche die andern vergaßen. Man nannte ihn Curator.

Digitized by Google

Sein Thun ward auf der Goldwage gewerthet. Im Jahr 1769 ſtieg ſeine Beſoldung auf 7½ ℔ für jedes Quartal, „und zwar zu dem End, daß er im mindeſten nicht unzufrieden ſein ſollte, wenn etwa an dem ordinäri Muſiktag an Wein und Brod nichts übrig bleiben möchte.“

Und damit dieſe Satzungen volle Kraft erhalten, mußte jedes Glied ſie eigenhändig unterſchreiben. Das Unterſchriebene aber wurde alljährlich durch öffentliche Verleſung ins Gedächtniß zurückgerufen.

Klein hatte das Muſikcollegium angefangen. Allmählig dehnte es ſich nach allen Richtungen aus. Es wuchs an geiſtigen Potenzen, an Kunſtmitteln, an materiellen Dingen, an öconomiſchen Kräften. Das Verzeichniß vom Jahr 1660 führt den Vorrath an muſicaliſchen Inſtrumenten und Mobilien alſo auf: „Eine Tenorgeige, koſtet 14 ℔; eine Altgeige, koſtet 10 ℔; fünf muſikaliſche Pfeifen von ſchönem braunem Holz, von Alters her der Schul Winterthur gehörig; eine Stimmpfeife, koſtet 16 ß; 1½ Dutzend zinnerne Teller; ein Regal, von Herr Stadtſchreiber Hegner und Herr Rittmeiſter Schellenberg verehrt; drey Discantgeigen, koſten 12 ℔; eine lange Tafel, ſammt 2 Anſtößen; ein Dutzend Sideli; ein Weinfeſter à 8 Maaß; 4 ganz eiſerne Kerzenſtöck ſammt 4 Abbrechen; 2 Tiſchlachen über eine lange Tafel; eine 2½ mäßige Kante; 2 Duzzend Gläſer, eine doppelte Sanduhr und ein Spüelbrett“

Größer zeigte ſich der Reichthum an Muſicalien. Denn ſchon waren 38 Werke in 165 Bänden vorhanden, theils vom Magiſtrate oder Fremden und bürgerlichen Muſikfreunden geſchenkt, theils vom Collegium gekauft. Manches Jahr wurde der Sänger Ohr und Herz durch den Zauber der Töne entzückt, welche dieſer Muſikreichthum entfaltete. Doch Alles iſt vergänglich. Die Jugend überbietet das Alter. Auch in der muſikaliſchen Welt brach endlich eine ſolche Vollkommenheit aus, daß ihr die Schätze der alten Zeit nicht mehr genügen konnten. Daher wurde am 12. Oct. 1785 der denkwürdige Beſchluß gefaßt, die alte unvollkommene Muſik, das Pfund à ein Schilling, zu verkaufen. So erlebte unſere Stadt den erſten Notenhandel, und ſah die geheimnißvollen Zeichen der Harmonie um ſchlechtes Geld auf offener Bank verſchleudert.

Digitized by Google

Den freundlichſten Zuwachs erhielt das Muſikcollegium durch die Liebe. Dieſe offenbarte ſich im Geben. So erblühete der Geſchenke und Legate holde Sitte Schultheiß und Rath gingen mit dem Beiſpiel voran. Im Jahr 1728 waren zwei Abgeordnete des Collegiums mit der Bitte vor Unſere Gnädigen Herren getreten, das im Muſickſaal ſtehende Orgelwerk repariren zu laſſen. Da ſchenkten ſie das unbrauchbare Werk zum Eigenthum, und 6 Thaler an die Reparatur, mit der Verpflichtung, dieſelbe künftig ſelbſt zu beſtreiten. Mit 138 ℔ 2 ß. wurde das mißſtimmte Werk in guten Ton gebracht. Im Jahr 1734 aber ſchenkte Ulr. Steiner zum Drachen dem Collegium 200 ℔. Ihm folgte Joh. Sulzer zur Sonnenuhr mit 50 ℔. Sofort wurde das Geld zur Anſchaffung einer neuen Orgel verwendet, die fl. 432 koſtete. Daran vermochte die Geſellſchaft nur fl. 150. Doch machte die Armuth nicht zahlungsunfähig. Denn es erhob ſich in Großmuth Ulr. Steiner und ſchenkte den Reſt. Dafür ward ihm ein Ehrengedächtniß „an der Orgel oder ſonſt aufzurichten" beſchloſſen. Auch die Orgel ſchien ſich dankbar zu erzeigen. Denn ſie behielt bis Ao 1752 die lobpreiſende Stimme ungeſchwächt. Da verſprach Herr Kühlwein ihr dieſelbe verſtärkt einzuhauchen, um fl. 12 und freie Koſt. In 38 Tagen war das heiſere Geſchäft vollbracht; mit 100 ℔ die Rechnung ausgeglichen. Dieß geſchah in den ſchnellen und wohlfeilen Tagen der Orgelzeit. Im Jahr 1763 übergab Herr Schultheiß Hegner zum Egli 200 ℔, mit dem Anſinnen, den Jahres-Zins zu Anſchaffung von Muſicalien zu verwenden.

Lange hatte unſer muſicaliſche Ehrenkranz nur als Freundesverein beſtanden. Er hielt ſeine Zuſammenkünfte, wo er Aufnahme fand. Endlich fing er an ſich zu fühlen und eines höhern Einfluſſes bewußt zu werden. Dadurch erwachte der Wunſch nach einer beſſern äußern Stellung. Er glaubte ſogar, Schultheiß und Rath ſollten es nicht verſchmähn, ihn öffentlich anzuerkennen und unter ihren Schutz zu nehmen. Die Aufnahme in ein Stadtgebäude könnte die ſicherſte Bürgſchaft leiſten. So entwickelte ſich das Begehren der Einräumung eines Muſikſaals. Im Jahr 1705 ward es in originaler und origineller Bittſchrift dem Rathe alſo vorgetragen:

„Es haben wohlbeſtellte Obrigkeiten ſich allezeit angelegen ſein laſſen, daß diejenigen Uebungen, wovon das gemeine

Weſen einichen Nutzen zu gewarten hat, unter ihren Angehörigen erhalten werden. Wann nun, HHerren, Ihnen der Nutz der Muſik theils bekannt, theils aber hier auszuführen zu weitläuftig fiele, und wir ſämmtliche Einverleibte des allhieſigen Collegii musici in der Hoffnung ſtehen, daß dieſe unſere Uebung von Ihnen mit keinen ungnädigen Augen angeſehen werde: Als nehmen wir die Freiheit, HHerren, Euch mit geziemendem Reſpect vorzuſtellen 1) daß unſer Collegium dermalen in ziemlicher Anzahl Gliedern beſtehe; 2) daß noch verſchiedene Perſonen ſich unſerm Collegio einzuverleiben Luſt bezeigen, welchen der Zugang nit wohl könnte verſagt und abgeſchlagen werden; 3) daß dieſes Collegium die Ehre habe, dann und wann von frembden und heimſchen Perſonen beſucht zu werden, welche demſelben nit einverleibt, und alſo der zu gewohnlicher Zuſammenkunft verordnete Ort zu klein und eng falle; 4) daß durch dieſe Zuſammenkunft, welche bis dahin mit Bewilligung in Herrn Rector Meyers Schul gehalten worden, ſelbiger ſeine Studien daſelbſt zu unterbrechen und ſich anderswohin zu begeben mehrmalen bemüſſiget worden, welches bei ſeinem ſo hohen Alter und allerhand Witterung ohne Beſchwerd nit zugehen könne. In Erwägung ſolcher Urſachen nun, erſuchen wir Sie in aller Unterthänigkeit um die gnädige Verwilligung, unſere Zuſammenkunft und Collegium in dem mittleren Gemach der unlängſt zu dem Rathhaus erkauften hinderen Behauſung anzuſtellen. Wir leben der getroſten Hoffnung, Sie unſere hochgeehrten und gnädigen Herren werden in dieß unſer bittlich Anſuchen um ſo viel eher verwilligen, weil 1) beſagtes Gemach ohnedem leer ſteht, und von Ihnen bis dahin noch zu keinem beſondern Gebrauch gewidmet iſt, und 2) in Unſerer gnädigen Herren und Obern Stadt mit großen Unkoſten aus obrigkeitlichem Seckel Häuſer, dergleichen Collegia darin zu halten, an verſchiedenen Orten erbauen und ausgerüſtet worden. Wir wünſchen ſodann Hochgeehrten und gnädigen lieben Herren, daß der Allerhöchſte Ihre Regierung, Unternehmen und Verrichtungen in allweg beglücken wolle und **in unſerm lieben Vaterland viel eher ein zu ſeinem Lob geſtimmtes muſicaliſches Inſtrument, als Mord und Verwüſtung drohender Trommen- und Trompetenſchall, viel eher ein ſeine Wunder und Gutthaten rühmender Lob-**

geſang, als aber über Noth und Elend klagende Jammerſtimme gehört werden. Empfehlen uns hiemit, der ferneren obrigkeitlichen Huld, Gnad, Gunſten verharrende

Sämmtlich Einverleibte der Collegii musici
zu Winterthur.“

Der obrigkeitlich bewilligte Muſikſaal war geräumig. Wer ihn betrat, bewegte ſich behaglich. Nur der durchſichtigſten Subſtanz dieſer Welt, dem Lichte, war der Eingang verkümmert. Obgleich der Saal frei gegen Mitternacht lag, ſo vermochte ihn doch weder des Nordlichtes nächtlicher Wunderglanz, noch die tägliche Sonne recht zu erhellen. Denn die Fenſter waren zu eng in Blei verklammert. Müde dieſer erzwungenen Dunkelheit traten Ao 1756 Abgeordnete vor Rath und hielten durch den Rathsprocurator um neue Fenſter an. Es geſchah klüglich in der erſten Periode der eingebrochenen neuen Fenſterbeleuchtung. Und Schultheiß und Rath ſtimmten einhällig den ſo genannten neumodigen viereckigten Scheibenfenſtern bei. Aber dieſes Licht erhielt durch des Zimmers innere Bekleidung einen verdunkelnden Niederſchlag. Daher ward Ao 1786 beſchloſſen, den Muſikſaal heiter zu meubliren; dafür 12 ſchön vergoldete Wandleuchter, auch Umhänge, anzuſchaffen und das Orcheſter ſammt den Stühlen dem Bruſtgetäfer gleich anzuſtreichen.

Die dem Collegium geleiſteten Dienſte blieben auch im Tode nicht vergeſſen. Daher trugen die Collegianten ſeit dem Jahr 1758 einander zu Grabe. Am 26. Februar 1809 wurde zum Andenken an die vortreffliche Sängerin und Beſchützerin der Muſik, Frau Magdalena Sulzer, geb. Ziegler, vor zahlreicher Verſammlung in Trauer gekleideter Zuhörer auf dem Muſikſaal eine Todtenfeier gehalten, und den Lieblingsſtücken der Entſchlafenen ein beſonderer Text unterlegt. Den 16. Januar 1844 aber wurde der Muſikmeiſter Hildenbrand, nach 40 treuen Dienſtjahren, von ſeinen Schülern und Freunden durch Lobgeſang zur Grabesruhe eingeweiht. — Doch auch ſchon im Leben konnte man ſich vom Muſicollegium Ehre erwerben. Vor allen die, welche 50 Dienſtjahre zählten. Dieſe erſtiegen der muſicaliſchen Verehrung höchſte Stuffe. Denn eine Jubelfeier ward ihr Theil; um ſo feierlicher, wenn das Haupt der Geſellſchaft ſie beging. Unter dieſen eröffnet Stadt-

Digitized by Google

ſchreiber Hegner die kurze Reihe. Das Wiedergedächtniß ſeines 50jährigen Beitritts zum Muſikcollegium wurde am 5. November 1722 alſo gefeiert: „Am Morgen verſammelten ſich alle 23 Ehrenglieder auf dem Muſikſaal und zogen feiertäglich gekleidet, Paar und Paar, nach ihrem Rang, durch die zuſammengeſtrömte Bürgerſchaft zur Stadtſchreiberey, wo der Jubelgreis ſie zuerſt unter der Hausthür, hernach wieder in der Stube beneventirte. Herr Diacon Sulzer gratulirte in zierlicher Rede. Von den Ehrengliedern wurde das Weimariſche Bibelwerk verehrt, welches in Albo fl. 15. 25 ß. gekoſtet. Dem Buchbinder für Alaun, Schnür, Faden und Seitenbretter fl. 2; für Gold auf den Schnitt und Bund fl. 4; für Saffian fl. 3. 13 ß.; für Regalpapier 5 ß.; für Binderlohn fl. 8; dem Maler für Einfaſſung der Verſe 36 ß.; den Goldſchmiden für 40 Loth Silber fl. 51. 38 ß. Summa der Bibel fl. 85. 37 ß. Nach erſtattetem Dank erfolgte Abſchied und Begleit bis zur Hausthür; Nachmittags honorable Gaſtirung der ganzen Geſellſchaft auf dem Muſikſaal, wo auch obrigkeitlich der Wein präſentirt wurde. Vor der Mahlzeit ſang man Pſalm 103 und aus dem Großen Hammerſchmid: Laudate servi Dominum!“ — Am 15. Juni 1729 war zweite Jubelfeier. Zu dieſem Freudenanlaß lud man die Kleinen Räthe in geſeſſenem Rathe durch Abgeordnete ein, was ſehr gnädig aufgenommen wurde. Auch an beide Pfarrherrn erging der Ruf. Vom Muſikſaal verfügten ſich Morgens um 9 Uhr die Geſellſchaftsglieder in die Stadtſchreiberei, um ihren Präſes abzuholen. Unter ſeiner Führung bewegte ſich der Zug in Herrn Amtſchultheiß Hegners Haus, von wo die verſammelten Kleinen Räthe auf den Muſikſaal begleitet wurden. Jeder der beiden Pfarrer wurde durch ein Ehrenglied, in eines Stadtdieners Begleit, abgeholt. Die Verſammlung eröffnete Herr Stadtſchreiber mit einer zierlichen Oration, welche von ſeinem wohlweiſen Herrn Vater, Amtſchultheiß, eben ſo zierlich beantwortet wurde. Mit dem angeſtimmten te Deum laudamus! begann die Muſik; um 1 Uhr ein gutes Mahl, bei welchem ſich die Geſellſchaft mit Muſiciren und Discuriren bis ziemlich in die Nacht vertiefte. Daß Unſere gnädigen Herren bei dieſem Anlaß ſich vergnügt befunden, davon leiſtete den ſilbernen Beweis der ganze Thaler, den ſie in die Küche, und der halbe, den ſie dem Mundſchenk in die Hand gelegt, ſo

wie die 6 Louis blancs, womit ſie das Collegium entſchädigt. Und im Jahr 1748 den 21. Februar beging Herr Schultheiß Sal. Hegner, als Vorſteher des Muſikcollegiums, das Gedächtnißfeſt ſeines 50jährigen Beitritts zur Geſellſchaft. Der feſtliche Zug wurde vor dem Hauſe von des Jubelgreiſen Sohn und Eidam, vor der Stubenthür von ihm ſelbſt empfangen. Rathsherr Steiner zum Drachen war die Beglückungsrede aufgetragen; weil ihn aber plötzlich eine lautloſe Heiſerkeit befallen, ſo trat Stadtſchreiber Sulzer vor den Riß, um die Geſellſchaft aus ihrer ceremoniellen Verlegenheit zu ziehen. Sodann nahete der Schaffner und bot dem Jubilierenden im Namen des Collegiums, als Zeichen der Ergebenheit, ſilbernes Caffe- und Milchgeſchirr, 50 Loth ſchwer und fl. 72 werth, mit einer tiefgegrabenen lateiniſchen Inſchrift. Dafür wurde die Geſellſchaft mit der damals ſeltenſten Seltenheit, mit Caffe und Thee, ſervirt, und ſogar durch Chocolade in Verlegenheit geſetzt, dieſen zweideutigen Körper, welchen noch jetzt die Einen eſſen und die Andern trinken, wobei unentſchieden, wer Recht hat. — Aus Mangel an Uebung hatte dieſer fremdartige Schmaus 1½ Stund gedauert. Da erhob ſich Herr Schultheiß, im Begleit des Collegiums, auf den Muſikſaal, wo ihm zu Ehren ein von Herrn Steiner zum Drachen für dieſen Anlaß aufgeſetztes Muſikſtück abgeſungen wurde. Dieſer erſten Ueberraſchung folgte eine zweite. Denn am Schluſſe des Lobgeſangs trat des Herrn Schultheißen Familie hervor, um durch Abſingung einer von ihm ſelbſt componirten Cantate den Gegendank zu erſtatten. Das A und O der geſellſchaftlichen Lebenstöne, eine Mahlzeit, machte den Schluß. Es gab ſchon damals ganze Familien, die man muſicaliſch durchbildet nennen konnte, und bei öffentlichen Feierlichkeiten viele Ueberraſchungen, die verabredet waren. — Als muſicaliſche Seltenheit iſt zu erwähnen, daß Schultheiß Sal. Hegner am 15. Februar 1758 Zuhörer war, als die Erinnerung an ſeinen 60jährigen Beitritt zur Muſikgeſellſchaft beſungen wurde; worauf er am 5. September 1763, der Harmonien und Disharmonien des Lebens ſatt, entſchlief, nachdem er 86 Jahre und 13 Tage in dieſer Zeitlichkeit verbracht. — Das 19te Jahrhundert mußte nahe an die Mitte ſteigen, bevor es ſeine erſte muſicaliſche Jubelfeier zeigen konnte. Endlich brachte ſie der 15. November 1843. Sie galt Herrn Jacob Ziegler-

Digitized by Google

Pellis, Präſident und 50jähriges Mitglied des Muſik-Collegiums. Das ſeltene Feſt ward mit der Eröffnung der Winterconcerte verbunden. In zahlreicher Verſammlung tönte dem Jubelgreis beim Eintritt in den ſinnig gezierten Saal das Feſtlied entgegen:

Das erſte Lied ſoll heut' dem Mann erſchallen,
Der fünfzig Jahr' in dieſen heitern Hallen
Der Polyhymnia ein Prieſter war.
Ihm gelten unſ're erſten Jubeltöne,
Der ſie, die ewig Reizende und Schöne,
So treu verehrt' an ihrem Feſtaltar. u. ſ. w.

Schon frühe wurden die Kräfte des Muſikcollegiums für das allgemeine Beßte benutzt. Vor allen trachtete die Kirche, ſie an ſich zu ziehen Die Collegianten waren der Nerv des Kirchengeſangs. In Anerkennung dieſes Verdienſtes hatten Schultheiß und Rath ſchon Ao 1680 das Diſpoſitionsrech über die Plätze zwiſchen beiden Bogen auf dem Aether det Kirche freiwillig aufzegeben, und ihre Vertheilung der Willr führ des Muſikcollegiums überlaſſen. Wer aber auf dieſer ragenden Höhe ſeinen Sitz erhalten, der mußte ihn behaupten- und durfte nicht aus ſchwindliger Laune ſich in die Tiefe ver, ſenken. Als man Ao 1738 bemerkt, „daß die Kirchenörte- auf dem Aether nicht fleißig beſucht, ſondern einige Herren r ſowohl am Sonntag als in der Woche, wann das Geſang, verrichtet wird, ihren Geſetzen zuwider, ſich unten im Geſletz anderer Örter bedienen, ward beſchloſſen: Wenn ein Herr ſich eines andern Ortes bediene, ihm das, welches er vom Collegio habe, wegzunehmen.“ Und noch im Jahr 1793 war der Eifer des Collegiums nicht erkaltet. Denn es ließ Schultheiß und Rath vortragen: „Es wolle, wie bisher, den Kirchengeſang nach ſeinen Kräften unterſtützen, und die Verbeſſerung des Choralgeſanges überhaupt ſich angelegen ſeyn laſſen.“

Aber auch die Bürgerfeſte, welche in der Kirche gehalten wurden, empfingen durch des Collegiums harmoniſche Kunſt eine höhere Weihe. Das Albanusfeſt, der Bürger ernſteſter Schwörtag, das Sublimat ihrer politiſchen Autorität, wurde ihnen regelmäßig durch die Muſikgeſellſchaft erheitert. Und ſie beſaß das beneidenswerthe Talent, mit Wenigem Vielen große Freude zu bereiten. Denn als Ao 1788 in die Frage kam: Ob nicht wieder einmal Vocalmuſik an der Albani ſolle

aufgeführt werden? ward erkannt: Es ſoll für dieſes Jahr, in ſo fern ſich Liebhaber zeigen, ein Choral aus Gellerts Liedern abgeſungen werden. — Aber auch in den Tagen politiſcher Mißſtimmung trat die Muſikgeſellſchaft mit ihrer Zauberkraft verſöhnend auf. So fragte ſie am 15. Juni 1803 ſich ſelbſt im Stillen: Ob nicht ſchicklich, auf künftigen Sonntag, als am Tag, da die Municipalität und Gemeind-Kammer ihre Stellen wieder in den Schooß der Bürgerſchaft legen und ein neuer Gemeindrath erwählt werden ſoll, nach Beendigung der Wahlen etwas Muſik aufzuführen? Worauf ſie erkannte: „Da die Zeit zu kurz, etwas Singmuſik einzuſtudiren, ſo wolle man im Chor zwei gute Symphonien aufſpielen." Was ſo gut gelang, daß mancher Schmerz getäuſchten Ehrgeizes gelindert wurde. — Ebenſo ward am 20. März 1804 am Huldigungstag die neue Landesobrigkeit in der Kirche mit einer Cantate begrüßt.

Noch ſtärker aber fühlte das Muſikcollegium ſich aufgefordert, mit der Macht ſeiner Töne die Herzen zu rühren und zum Mitleid gegen Unglückliche aufzuregen Bei ſolchen Gelegenheiten bearbeitete es einen ergiebigen Boden. Das Andenken an dieſen Theil ſeiner Wirkſamkeit bleibt reich geſegnet. Zuerſt im Hungerjahr 1817, in welchem die maaßloſe Theurung der Lebensmittel (der Mütt Korn war auf fl. 47, der Saum Wein auf fl. 100 geſtiegen) außerordentliche Unterſtützungsanſtalten erforderte, um die Armen vor dem Hungertod zu retten. Dieſe Trauerzeit fiel den Gliedern des Muſikcollegiums ſchwer aufs Herz Auch ſie dachten auf ein ungewohntes Hülfsmittel und veranſtalteten das erſte Armenconzert. Die Einnahme betrug fl. 445. 28 ß., welche, in Lebensmittel verwandelt, den Armen der Stadt und elf Nachbargemeinden zufloſſen. Die große Wohlthat, auf ſo freundlichem Wege erzielt, weckte den Gedanken, ein zweites Armenconzert in der Kirche zu geben. Und ſo allgemein war der Unterſtützungstrieb, daß durch die à 25 ß. ausgetheilten Eintrittskarten fl. 871. 11 ß. eingingen, und alſo von der Muſikgeſellſchaft für den edeln Zweck, Hungrige zu ſpeiſen, fl. 1316. 39 ß. eingebracht wurden. — Den 26 Mai 1826 wurde in der Kirche ein Griechenconzert gegeben, und der Triumph des Friedens von Kreuzer aufgeführt. Dadurch folgte das Muſikcollegium dem begeiſterten Aufſchwung, der ſich in ganz

Europa ſo denkwürdig kund gegeben, die von den Herrſchern der Erde verlaſſenen Griechen in dem Freiheitskampfe gegen ihre türkiſch=grauſamen Unterdrücker auf allerlei Wegen zu unterſtützen. — Im Oktober 1831 ertrug ein Conzert zum Beßten der Wetterbeſchädigten des Cantons fl. 125. 15 ß.

Doch ſchon frühe hatte das Collegium die Freuden der Muſik für ein Gemeingut erklärt. Auch Fremde konnten Mitglieder der Geſellſchaft werden. Im Jahr 1745 ſchenkte Melchior Müller von Frauenfeld bei ſeiner Aufnahme für die ſo genannte Heimführeten 4 Gulden. Für den Einſtand hatte er einen Ducaten, für den Teller 32 ß., für ein Serviet 24 ß. und alle Jahr bei letzter Rechnung für den Wein fl. 1. 32 ß. zu bezahlen; wegen Erbfällen, Ehrenſtellen ꝛc. eine Diskretion zu erlegen. Nur wenn er von hier abweſend, ſollte er keine Abſenzen ſchuldig ſein. — Fremde und Bürger fanden bei den Verſammlungen Zutritt. Doch in beſcheidener Zahl. Das Jahr 1751 machte die Beſtimmung: „Wenn ein Glied einen fremden Herren an einem ordinari Mittwochen dem Collegio zuführe, ſoll er für einen ſolchen Ehrengaſt die Kante Wein nicht geben; wegen eines Bürgers aber, es beim Alten bleiben Wegen Einladung der Fremden an das Albani= oder Herbſtmahl ſoll es wie an den Frohnfaſten=Mahlzeiten gehalten werden, und ein Glied nur Eine Perſon laden dörfen." Als mit dem Jahr 1753 jenes Geſchlecht, das „himmliſche Roſen ins irdiſche Leben flicht", eingeführt wurde und die Frauenzimmer ſogar zu ſingen anfiengen, würden die Conzerte ganz magnetiſch. Leider aber wurden die, welche ſich am meiſten angezogen fühlten, die Bürger, vom kalten Nordpol zuerſt abgeſtoßen. Denn Ao 1788 ward das Recht, welches bisher ein Glied gehabt, „gegen Erlag von 20 ß. einen Bürger in die Muſik zu bringen, als dem Intereſſe des Collegiums zuwider und der Subſcription ſehr nachtheilig, gänzlich abgeſchafft. Mit der einzigen Ausnahme, wenn etwa junge Bürger Luſt bezeigen, Mitglieder zu werden, vorher aber mit den Geſetzen und Einrichtungen ſich bekannt machen möchten; ſo ſolle in dieſem Fall einem Mitglied, auf gemachte Anzeige, erlaubt ſein, einen ſolchen ein oder zwei Mal gratis mitzubringen.

Die Frauenzimmerkonzerte, mit ihrem Ohrenſchmaus, ihrer Augenweide und Kleiderſchau, wurden nicht bloß im Winter gege-

Digitized by Google

ben. Auch im Sommer fand monathlich eines Statt. Erſt das Jahr 1786 ſah dieſe Sommerconzerte auf zwei beſchränkt; das erſte auf den Juni, das zweite auf den September verlegt. Dieſes letztere hatte einen höhern Zweck, und iſt als der Ausfluß durchbildeter Urbanität zu betrachten. Denn ſinnig hatte man dasſelbe dem feſtlichen Tag geſchenkt, an welchem der hohe Adel der Umgegend aus ſeinen Schlöſſern und Burgen zum Genuß des Hühnermahls in die Stadt zuſammen strömte. Doch das Fleiſch gewann die Oberhand über den Geiſt. Die Nerven verſagten ihren Dienſt dem Edlern Die disparaten Genüſſe ließen ſich nicht vereinen. Nach einer Erfahrung mehrerer Jahre, daß das Hühnermahlconzert ſehr ſchlecht beſucht werde, ward es im Jahr 1791 im Unmuth abgeſchafft. Glücklicherweiſe hatte es bereits reichen Erſatz gefunden. Denn Ao. 1793 wurde das erſte Charfreitagconzert durch Aufführung des Todes Jeſu gefeiert.

Bis zu dieſer Zeit waren unſere Conzerte nicht nur hörbar, ſondern auch augenfällig in ihrer Entwicklung fortgeſchritten. Die Aufnahme des ſchönen Geſchlechtes hatte ſie zum Mittelpunkte jeder Anmuth und alles Liebreizes gemacht. Der Anblick dieſer muſikgebenden und muſiknehmenden Verſammlung wirkte ſogar begeiſternd ein. Nur wenige haben zwar ihre überwältigten Gefühle laut werden laſſen. Es iſt ein Fehler, an dem unſere Männerwelt von Altersher gelitten, daß ſie in den ergreifendſten Augenblicken ſich zu ſchweigſam erzeigt. Nur Einer hat ſeine Conzertgefühle uns geoffenbart. Es iſt zwar ein Fremdling, das Urtheil aber deſto unbeſtochener. Sein Lob iſt klaſſiſch und ſittengeſchichtlich. Darum verdient es nicht ruhmſüchtige, ſondern dankbare Aufbewahrung. Was Baron Joſeph von Beroldingen, Domherr von Speier und Hildesheim, am 14. Mai 1781 nach dem Conzerte unſerer Mädchenwelt zugerufen, lautet alſo:

An die Töchter von Winterthur.

Wenn heut mit Euch ein Fremder ſpricht,
Geliebte Mädchen! zürnet nicht!
Die mit den beßten ihrer Gaben —
So wie ſie Huldgöttinnen haben,
Wenn ſie mit Gunſt ihr Gott beglückt —

Digitized by Google

Natur vor Tauſend andern ſchmückt:
Laßt meinen Wunſch und mein Empfinden
Zu dieſer Stunde Euch verkünden.

Ich ſah mit Freuden eure Jugend
In Blüthe reizend; doch der Tugend,
Der frommen Tugend, noch getreu;
Die Augen ſah ich laſterfrey.
Ich ſah die edle Sittſamkeit
Von Offenherzigkeit begleitet;
Die goldne Unverdorbenheit
Noch über eure Stirn verbreitet.
Ich ſah den Anſtand beßter Art
Mit ſimplem Anzug noch gepaart.
Ich ſah noch die Pariſerſitten
So mächtig nicht vorangeſchritten,
Daß Euch die göttliche Natur
Verirret ſäh' von ihrer Spur.

Geſtattet, daß das höchſte Glück der Erde —
Der Sittlichkeit getreu zu ſeyn
Und deß von Herzen Euch zu freun —
Der Wunſch von einem Manne werde,
Der eure liebe Vaterſtadt —
Da, wo er einſt in trüben Stunden
Der wahren Freundſchaft Werth empfunden —
Seit zwanzig Jahren gerne hat.

Bleibt immer, Mädchen! ſanft und fein,
Doch bürgerlich, an Sitten rein;
Vergnügt und glücklich nach Verlangen,
Von Unſchuld ſchweſterlich umfangen;
Genügſam, ruhig, ohne Grillen
Nur eitler Mode Luſt zu ſtillen.
Mit Einem Wort, frägt: Was von Pflicht
Vernunft, Geſetz und Tugend ſpricht?
Und folget — Ihr ſeid noch auf der Spur —
Der lieben göttlichen Natur!

Lange hatte das Muſickollegium in gutem Selbſtvertrauen, keines fremden Beiſtandes bedürftig, an ſeiner Fortbildung

Digitized by Google

gearbeitet. Endlich drang der Vervollkommnungstrieb, vom Bequemlichkeitsſinn heimlich unterſtützt, etwas tiefer, und ſetzte der Geſellſchaft einen gelehrten fremden muſikaliſchen Nerv ein. Dadurch wurde das bisher unbekannte Geſchlecht der Muſikmeiſter in unſere Stadt verpflanzt. Der 15. Februar 1758 berief den erſten. In außerordentlicher Verſammlung vernahm das Collegium, daß Herr Broggenhagen von Halberſtadt ſeine Dienſte anerboten, und zwar ſo, daß er jeden Mittwoch zu beſtimmter Zeit der Muſik beiwohnen, mit aller Möglichkeit und Gefliſſenheit dabei helfen, auch die ſogenannte Albanimuſik komponiren wolle, für ein Jahrgehalt von fünfzig Gulden. Einhällig ward erkannt, „die Offerte zu acceptiren, und zwar für 1 Jahr aus dem Sack zu bezahlen.“ Da den Muſikmeiſtern nie länger als für ein Jahr Lebensunterhalt zugeſichert wurde, ſo waren ſie ſehr beweglich und in ſteter Auf- und Ablöſung. Im Jahr 1764 anerbot Herwikh aus Nürnberg ſowohl „inſtrumentaliter als vokaliter“ beſtmögliche Hülfe, und ſich mit fl. 30 jährlich, ſo viel er bei dem montäglichen Muſikkollegio habe, beſtens zu begnügen. Er ward angenommen. Schon Ao. 1766 ſollte er von dem ſtarken Violiniſten Chaso, der fl. 150 forderte, vertrieben werden. Alle 25 Mitglieder fanden ihn zu theuer. Im Jahr 1773 wurde Kirchſchlager von Mannheim auf ein halbes Jahr um fl. 15 angenommen. Ihm folgte 1778 der Böhme Miller, um 4 Mard'or jährlich, und fl. 6 für in Ehrenhaltung des Claviers, welches erſt im Jahr 1803 ſich ſo unſtimmbar erzeigte, daß es mit 22 Ld'or durch ein neues erſetzt werden mußte, an welchem auf 10 Jahre, bis zur erderſchütternden Völkerſchlacht bei Leipzig, die Verpflichtung hing, für einige Hauptfehler, wie das Springen des Reſonanzbodens u. ſ. w. gut zu ſtehn. Das Jahr 1842 ſchenkte für 55 Ld'or das dritte Clavier, um darauf jene zarten Compoſitionen vorzutragen, die man Lieder ohne Worte nennen kann, und die, wie Geiſteshauche, wie Seelen ohne Körper, dem feinern Ohre doch eine ſo beſtimmte, eben ſo klare als tiefe Sprache reden. Im Jahr 1783 waren ſchon zwei Muſikmeiſter, jeder mit 13 Ld'or Gehalt, angeſtellt, mit der Verpflichtung, bei Mahlzeiten nach dem Eſſen ſo lange mitzumuſiziren, als es der Geſellſchaft gefällig. Der Frau Kirchenſchlager wurde für jedes Frauenzimmerkonzert, da ſie ſinge,

Digitized by Google

ein Neuer Thaler zugeſagt. Ihre wohlfeilen Zaubertöne regten auf. Denn bei der Polizei erwachte der Gedanke an eine obrigkeitliche Sanitätsmaaßregel gegen allzu ſchöne und allzu geniale Sängerinnen. Das folgende Jahr legte dem Gehalte noch eine Zulage von fl. 25 für eine Kleidung bei, damit auch ein Muſikmeiſter, der Nahrung und Decke habe, ſich genügen laſſe. Im Jahr 1789 ſtand die Zahl der Muſikmeiſter auf drei. Denn Herr Blumlacher, der den Sommer über in ſchwach harmoniſcher Hoffnung ſich in hier aufgehalten, wurde bis Oſtern engagirt. Für ſeine den Sommer über gehabte Mühe erhielt er 1 Ld'or; für ſeine Dienſte von Martini bis Oſtern 1790 wurden ihm noch zwei von vollem Gewichte zugeſagt. Doch dieſes ausländiſche muſikaliſche gelehrte Drey wurde ſchon im nächſten Jahr zernichtet. Herr Müller ſtarb. Dankbar trugen die 8 jüngſten Mitglieder des Collegiums ſeinen Leichnam zu Grabe. Bald war er wieder erſetzt. Und mit Recht wird noch in unſern Tagen an keine Vermehrung eifriger gedacht, als an die der Lehrer der Harmonie.

Auch über das Muſikcollegium iſt des Lebens Wechſel weggegangen. Es hat ſeine leichten und ſchweren Stunden gehabt, gute und böſe Tage geſehen, arme und reiche Zeiten erlebt. Vor allem blieb ihm der Druck der Geldnoth nicht unbekannt, obgleich ſein ganzes Streben auf Geld gegangen. Schon Ao 1774 war ein gezwungenes Anleihen nothwendig geworden. Jedes Mitglied wurde zu einem freiwilligen Zuſchuß von einem halben Thaler verpflichtet, um die bevorſtehenden Ausgaben leichter beſtreiten zu können. Im Jahr 1790 trat die Verarmung leibhaft vor die Thür. Der Sekretair zeigte an, daß er die ſich ſtets mehrenden Ausgaben unmöglich länger beſtreiten könne. Wenn keine Maaßregeln getroffen werden, ſo müße der Fond in kurzem bis auf den letzten rothen Heller zuſammenſchmelzen. Denn im laufenden Jahr ſei wieder ein Rückſchlag von 100 ℔ unvermeidlich. Zu Bekräftigung ſeiner Worte legte er den Status des Vermögens und eine Ueberſicht der Einnahmen und Ausgaben vor. Es ward klar, daß theils wegen Meublirung des Muſikſaales, theils wegen Gratifikationen an Muſikmeiſter, ſo wie wegen Anſchaffung koſtbarer Singſtücke u. ſ. w. der Geſellſchaftsfond von Ao 1785 — 1789 um 1269 ℔ 12 ß. zurückgekommen, obgleich er während dieſer Zeit 660 ℔ an beſondern Donationen ein=

Digitized by Google

genommen Als aufhelfende Mittel wurden empfohlen und ſogleich genehmigt: Ein vermehrter Zuſchuß jedes Gliedes von jährlich 4 ℔ Geld und 5 Maaß Wein; Ueberlaſſung der 4 ℔, welche bisher jedes Ehrenglied für Wein und Brod bezahlen müſſen; Aufhebung des Viaticums, das ſeit Ao 1755 durchreiſenden Muſicanten aus dem Fond gereicht worden und Abſchaffung von drei Mahlzeiten, die allein ſchon dem Collegium eine jährliche Erſparniß von 218 ℔ bringen. Noch trauriger zeigte ſich der Finanzznſtand im Jahr 1804. Es waren fl. 193 mehr ausgegeben als eingenommen worden. Jetzt mußte man ſich entſchließen: Den Beitrag der ordentlichen Mitglieder auf fl. 10 zu erhöhen, die Bußen im Alten gelten zu laſſen, auch die Honoranzen nach den Geſetzen wieder einzuziehen; den beiden Muſikmeiſtern die Salarien zu reduciren, und ſie durch eine neue Erfindung, durch ein Benefizconcert, zu entſchädigen; das alte Clavier durch eine Lotterie auszuſpielen und zur Abnahme der Looſe (à fl. 1. 10 ß.) ſo viele als möglich zu überreden. Im Jahr 1821 hingegen konnte der abtretende Secretair ſich rühmen, daß er während 11 Jahren fl 9745 ausgegeben und dennoch fl. 983 vorgeſchlagen. Nie aber fühlte ſich die Geſellſchaft reicher als Ao 1817, nachdem ſie durch Ausſtoßung des Säckler Meyer an Unehre ganz arm geworden.

Im Jahr 1795 aber ward das Elend des geſunkenen und verſchlechterten Zuſtandes der Muſik laut. Der Präſes, Schultheiß Hegner, eröffnete dem Collegium: „Es mache ihm Mühe, wegen des Zuſtandes unſerer Muſik in die Zukunft zu ſchauen, weil ſich ſeit längerer Zeit auffallend zeige, daß die Wärme und Lebhaftigkeit für die Muſik unter den Mitgliedern erkalte, der Geiſt der Harmonie ſich mehr und mehr zu verlieren ſcheine, daß faſt Niemand mehr Lectionen nehme, und beſonders keine jungen Liebhaber nachgezogen werden.“ Er fragte: Woher das wohl komme? Ob der Concertmeiſter großentheils daran Schuld? Alles ſchwieg. Denn auf ihm lag die Schuld nicht allein. Konnte doch das Collegium im folgenden Jahr die Anſchaffung von Paucken beſchließen, ohne einen Pauckeniſten zu haben.

Jetzt aber ſollte in dem muſikaliſchen Winterthur die Muſik noch ganz verſtummen. Dieß war nur durch einen gewaltſamen Ein- und Unterbruch möglich. Das Collegium hatte einen Gifttrank empfangen, durch den es in einen dreijähri-

gen lethargiſchen Schlummer verſank. Im Jahr 1798 war die alte Eidgenoſſenſchaft in die neue Form der ein und untheilbaren helvetiſchen Republik umgegoſſen worden. Aber bei dieſer gewagten Operation hatte die Eintracht der Bürger einen unheilbaren Riß bekommen. Das conſtitutionelle Saitenſpiel war höchſt unharmoniſch geſtimmt. Zudem ertönte überall Waffengeklirr, verſtärkt durch die Töne franzöſiſcher Janitſcharenmuſik. Das Abſingen hochbegeiſterter Freiheitslieder hatte die Kehlen heiſer, Ohren und Herz für Kunſtgeſänge unempfindlich gemacht. Bei ſo antimuſikaliſchem Stand der Dinge konnten auch zu Winterthur die Muſikübungen nicht fortbeſtehen. Dieß erkannte das Collegium, welches am 8 Oct. 1798 zum erſten Mal in muſikaliſcher Verwirrung und notenarm, aber reich an Noth, ganz verſtohlen zuſammen ſaß. Es ergab ſich die Unmöglichkeit, für dieſen Winter Frauenzimmerconcerte zu veranſtalten Weil keine Muſikmeiſter da, ſo konnte auch die ſeit 1783 eingeführte Subſcription auf Concerte nicht angeboten; ohne dieſe aber weder Meiſter beſoldet, noch Frauenzimmer zum Geſang aufgefordert werden, die ohnehin jetzt wenig Luſt zum Singen zeigten. Da es ſich aber vor allem um die Erhaltung der Geſellſchaft handelte, ſo wurde, zu Verhinderung einer gänzlichen Auflöſung verabredet, dieſelbe jeden Mittwoch im Stillen fortgehen zu laſſen, und auch die Frauenzimmer zur Geſangübung einzuladen. Doch auf die Erklärung mehrerer Mitglieder, daß der regelmäßige Beſuch der Geſellſchaft für ſie aus dem Reiche der Unmöglichkeit, und auf ihr Begehren, der Bußen entlaſſen zu ſein, fand man in der geldfreſſenden Zeit für gut, wegen des Geldes Nachſicht zu zeigen und bei dem dermaligen Zuſtande der Dinge alle Bußen aufzuheben. Damit war der Geſellſchaft geheimſter Zwang gelöst.

Ueber 3 Jahre hatte die Muſikgeſellſchaft verſchlummert, ohne ein Lebenszeichen von ſich zu geben. Endlich erſchien die Periode ihrer Wiederbelebung. Sie wurde durch den in der gewaltſamen Unterdrückung unerloſchenen Muſikſinn hervorgerufen. So bald das Geräuſch der Waffen und die Wirren im Lande ſich nur ein wenig gelegt, gab ſich der Wunſch nach den friedlichen Uebungen der Muſik wieder kund. Am 1. Febr. 1801 trat alt Stadtſchreiber Troll, ſchon ein Jahr zuvor zum Præses erwählt, zum erſten Mal in der Geſellſchaft

auf, und ermahnte in seiner Antrittsrede, die losen Bande neu und enge zu knüpfen. Die Anordnung eines schon so lange entbehrten öffentlichen Musikgenusses schien das kräftigste Mittel. Ein großes Concert wird beschlossen, und um es recht genußreich zu machen, die Eintrittskarten in großer Zahl gratis ausgetheilt. Weise benutzt die Vorsteherschaft die neue Begeisterung. In wenig Tagen arbeitet sie eine neue Organisation der Musikgesellschaft aus und sucht durch ein Manifest „an die Freunde der Tonkunst, die Beförderer des guten Geschmacks, die Unterstützer gemeinnütziger Anstalten in Winterthur" das Publikum für sich zu gewinnen. Dieser Schritt hat den glänzendsten Erfolg. Es zeigen sich Musikfreunde in noch nie gekannter Zahl. Mehr als siebenzig Personen wünschten als außerordentliche Mitglieder in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Damit war das Gebäude auf ein sicheres finanzielles Fundament gestellt, die Fortdauer der Anstalt gesichert.

Jetzt hatte die Musikgesellschaft eine Ausdehnung, deren sie sich noch nie erfreut. Es war eine Gesellschaft, die alle Classen und Gassen der Stadt durchzog. Natürlich mußte der Gedanke erwachen, derselben auch alle gesellschaftlichen Nebenfreuden zuzuwenden. Lüstern wurde der Blick zuerst auf den lustigen Sohn der Musik, auf den Tanz gerichtet. Im Nov. 1801 entschloß sich die Vorsteherschaft, in corpore zum Haupt der Municipaltät zu wallen, und um die Erlaubniß zu bitten, „den Winter hindurch nach den Concerten einigemal im Rathhaussaale tanzen zu dürfen." Die Municipalität sagte gesellschaftlich zu. So war nun mit der Musik auch noch der Tanz vermählt. Doch wie bald sind die Bande gelockert, welche Menschen geknüpft. Und wie schnell wird die Freude ihren Händen entwunden. Diesmal trat gar die väterliche Landesobrigkeit als Freudenstöhrerinn auf, dadurch daß sie das Tanzen an öffentlichen Orten verbot. Nur zu folgsam wurde dieses Verbot von dem Magistrate auch auf den Musiksaal ausgedehnt. Gegen diesen empfindlichen Eingriff setzte sich die Vorsteherschaft auf dem Papier zur Wehr, mit der memorialen Erklärung: „Da der Musiksaal seit der uralten Errichtung der Gesellschaft ihr völlig und ausschließend zum Privatgebrauch überlassen worden, sie auch denselben von allen Zeiten her unbeschränkt benutzt; so erwarte die Gesellschaft, daß der Ge-

Digitized by Google

meindrath ſie eben ſo nachdrücklich bei ihren alten Rechten in freier Benutzung des Saales ſchütze, wie es jede hieſige Regierung von jeher gethan, und lebe folglich der Hoffnung, daß der Gemeindrath die allgemeine Polizeiverordnung für öffentliche Häuſer eben ſo wenig auf dieſes Zimmer, als auf die Häuſer der Privatbürger, anwenden wolle." Dieſer Oppoſitionsgeiſt ward nicht vom Sturme des Geſetzeszorns zu Boden geſchlagen. Es trat vielmehr die Frühlingsmilde der Vermittlung ein. Denn der Gemeindrath, in Erwägung, daß er in Rückſicht der Muſikgeſellſchaft keine Ausnahme von dem allgemeinen Beſchluſſe über das Tanzen machen könne, gab im Oct. 1803 die Antwort: „Er habe ſeinen Präſidenten bevollmächtiget, die Erlaubniß dazu ſo oft zu ertheilen, als derſelbe es den Umſtänden angemeſſen glaube." So war der Tanz eine Umſtandsſache geworden, und die freieſte aller Künſte in das Reich der Gnade verſetzt, aus welchem erſt die geläuterten Begriffe einer ſpätern Zeit ſie zu befreien vermochten.

Im Jahr 1808 ſchloß das Muſikcollegium eine **Verbrüderung**. Es galt die Sicherung ſeiner Exiſtenz, welche aus der Eintracht die beſten Kräfte zieht. Es hatte nämlich zu dieſer Zeit die Tanzkunſt und Tanzluſt in unſerer Stadt den Culminationspunkt erreicht. Die Geſittung hatte ſich in etwas noch nie Geſehenem kund gegeben. Regelmäßige öffentliche Tanzübungen waren eingeführt, — eine **Aſſemblee** errichtet. Die Menſchen ſind nicht zu Allem gleich fähig; daher werden ſie von Lieblingsneigungen fortgeriſſen und zudem vom Glanz der Neuheit geblendet. So ſtand zu fürchten, daß die neue Tanzluſt der alten Muſikfreude den Vorrang abgewinne. Man mußte zu rechter Zeit auf Gegenmittel denken. Das beſte ſchien, Muſik und Tanz in den Wall der Freundſchaft einzuſchließen, damit ſie im abgeſteckten Kreiſe ſich friedlich neben einander fortbewegen. So entſtand zwiſchen unſern Tänzern und Sängern ein Verkommniß, welches auf einem moraliſchen Zwange beruhete, dem beide Theile mit großer Selbſtbeherrſchung ſich zu unterwerfen geloben mußten. Es geſchah durch eine Zuſchrift „an die Abonnenten und Mitglieder auf dem Muſikſaal und die Mitglieder der Aſſemblee," durch welche man die Gewähr einer muſikaliſchen Lebensverſicherungsanſtalt zu erſtreben ſuchte. Denn als Hauptgrundſätze wurden aufgeſtellt:

„1. Alle hier verbürgerte Mitglieder und Abonenten des Muſikſaals haben das Recht, bei der Aſſemblee zu ſubſcribiren. 2. Alle hieſigen Bürger, welche im letzten Jahr bei der Aſſemblee abonnirt waren, bleiben Mitglieder derſelben. 3. Für die Zukunſt aber wird keinem Bürger der Zutritt zur Aſſemblee geſtattet, wenn er nicht auf dem Muſikſaal abonnirt iſt. 4. Die hier angeſeßenen oder angeſtellten Fremden müßen die Direction der Aſſemblee für den Zutritt begrüßen, auf dem Muſikſaal abonnirt und von unbeſcholtenem Betragen ſein. — Nach dieſen Grundſätzen wird die eine Anſtalt die andere unterſtützen und ſichern, was für eine Stadt von dem Umfang der unſerigen zur Nothwendigkeit wird. So kann der wöchentliche Umgang unter unſerm Publicum geſichert bleiben, das edle und reine Vergnügen der Muſik mit Converſation und andern geſellſchaftlichen Freuden abwechſeln, und die gegenſeitige Achtung, gute Sitten und feinere Lebensart in unſerer Stadt befördert werden.“ Dieſer Friede war von beiden Theilen durch bereitwillige Opfer erkauft. Er hätte immer dauern müßen, wenn die Reue nie gekommen.

In dem Leben jedes Menſchen gibt es Tage und Stunden, an Freudengenuß, an Ehre und Glück ſo reich vor andern, daß ſie als höchſte Glanzpunkte erſcheinen und als Denkſteine daſtehen, deren Entſtehung mitgetheilt werden darf, ohne ruhmredig zu heißen, und deren man ſich rühmen kann, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen. Auch iſt es als eine vortrefliche Einrichtung in dieſer unvollkommenen Welt zu preiſen, daß Freude, Ehre und Glück nicht bloß den Hohen und Großen zugewieſen, ſondern daß die Niedern und Kleinen derſelben eben ſo empfänglich. Was von dem einzelnen Menſch gilt, das iſt auch auf die Collectiv-Perſonen, welche man Geſellſchaften nennt, anzuwenden. Dieß ſehen wir an unſerem Muſikcollegium in Erfüllung gehen. Denn nachdem es 211 Jahre in beſcheidener Zurückgezogenheit gelebt, finden wir daſſelbe plötzlich in der muſikaliſchen Welt auf den Vordergrund geſtellt. Es geſchah im Jahr 1830, durch die Feier des achtzehnten helvetiſchen Muſikfeſtes. Bisher waren nur Cantonal-Hauptſtädte für groß genug erkannt worden, um den zahlreichen Muſikchor der Eidgenoſſenſchaft in ſich aufzunehmen. Es erforderte eine ganz beſondere Verkettung verneinender und

Digitized by Google

ausſchlagender Umſtände in Aarau und Schafhauſen, um dem anſpruchloſen und in mancher Beziehung beſchränkten Winterthur plötzlich die Ehre zuzuwenden, die ſchweizeriſchen Freunde zu empfangen und mit ihnen den hohen Genuß vereinter muſicaliſcher Leiſtungen in einfachem, aber deſto herzlicherem Sinne zu feiern. Und das Drängen der Zeit, der Vorbereitungen Laſt, der geheime Zweifel an eigener Kraft entmuthigte nicht. Dieſes Alles ſtachelte nur noch mehr den Eifer der Central-Commiſſion, an deren Spitze Cantonsrath Jac. Ziegler-Steiner ſtand. Sinnig und klug hatten die Leiter des Ganzen es ſich zur Aufgabe gemacht, jene Maſſe, oder vielmehr jenes Uebermaaß von Hülfsmitteln, welche der kleinen Stadt zur äußern Verſchönerung des Feſtes abgingen, durch den innern Werth, durch die Anſchaffung neuer, noch unbekannter Meiſterwerke zu erſetzen. Am 23. Auguſt wurde den Kommenden der Bundesgruß alſo entgegengerufen:

Schüchtern empfangen wir Euch, ihr Eidgenöſſiſchen Brüder!
Hier in der kleinern Stadt faſt zu beengetem Raum.
Doch je beſchränkter der Raum, deſto weiter öffnet das Herz ſich,
Um beim harmoniſchen Feſt froh mit den Frohen zu ſein.
Wie ſo lieblich vereint die Muſe der heiteren Tonkunſt
Alle Gauen der Schweiz heut' zum geſelligen Bund!
Freundlich miſcht ſich die menſchliche Stimme zum Klange der Saiten,
Und der tiefere Laut rauſcht mit dem hohen dahin.
Unſer feſtliche Sang lobpreist die Triumphe des Volkes,
Welches mit göttlicher Macht ſchimpfliche Feſſeln zerbrach.
Herrliches hat der Künſtler in ſeinem Werke geleiſtet,
Unſere Darſtellung feire denn würdig ſein Werk!
Daß ſie gelinge, war unſer ernſtes, redliches Streben;
Schließet Euch traulich uns an; helft, daß ſie freudig gelingt.
Und wenn verklungen die Lieder, verklungen die mächtigen Saiten;
Auf dann zum fröhlichen Mahl, auf zum Genuß der Natur!
Alles, was Freundſchaft und Liebe und vaterländiſche Sitte
Schönes und Reizendes beut, ſtärke dann Geiſt und Gemüth.
Seid uns von Herzen willkommen, ihr lieben, biederen Gäſte!
Nehmet mit Liebe dahin, was Euch die Liebe geweiht.
Möge der Sonne Strahl die feſtlichen Tage beleuchten,
Und ein lachendes Bild reiner Freude uns ſeyn!

Digitized by Google

Dieſer Gruß wurde von eidgenöſſiſchen Sängern vernommen, die aus 12 verſchiedenen Cantonen gekommen. Feſtlich war ihr Empfang. Nach dem Rathhauſe wurden Alle geleitet, wo ein Centralbureau errichtet war, das die gaſtliche Wohnung bezeichnete, welche des Gekommenen harrte. Und weil es ein Feſt des Friedens, ſo waren nur des Kriegsgottes ſchuldloſe Diener, die Cadetten der Stadt, in Parade aufgeſtellt, und ihre blitzenden Reihen von jeder Schaar der muſicaliſchen Bundesbrüder mit freudigem Beben zu durchſchreiten. Die Fahnen aber, welche hoch auf den Wagen der Gekommenen geflattert, wurden noch höher auf den Balcon des Stadthauſes aufgepflanzt, um ihn mit einem bunten Kranz ſchweizeriſcher Bundesfarben zu zieren. Es hatten ſich 150 Mitglieder der helvetiſchen Muſikgeſellſchaft eingefunden. An dieſe ſchloſſen 28 Sänger und Inſtrumentaliſten ſich an, und ein grundgelehrter, tactfeſter Kern von 9 Muſikmeiſtern. Und nun noch der Töne Anmuth, des Feſtes Zierde, der Geſellſchaft höchſter Reiz, die Sängerinnen, 55 an der Zahl, welche durch ihre Gegenwart den beneidenswerthen Vorzug bethätigten, welchen die helvetiſche Muſikgeſellſchaft vor allen andern öffentlichen Vereinen dadurch genießt, daß das ſchöne Geſchlecht aus Herzenstrieb in ihrer Mitte alles verſchönernd und erheiternd weilt. So beſtand das ganze Perſonal aus 242 Perſonen.

Dieſe muſicaliſche Phalanx, die größte und geübteſte, welche Winterthur je innert ſeinen Mauern geſehen, bewegte ſich am 25. Auguſt mit Siegesvertrauen nach der Kirche, um mit Beethovens Symphonie, die heroiſche genannt, das erſte Concert zu eröffnen, an welchem das große Oratorium, Pharao, von Capellmeiſter Friedrich Schneider aus Deſſau, zum erſten Mal von ſchweizeriſchen Künſtlern und Muſikfreunden aufgeführt wurde. Das zweite öffentliche Concert verbreitete ſich in elf verſchiedenen Stücken über alle Arten und Grade aus dem Reiche der Töne. Den Zudrang des Publikums verräth der Erlös von fl. 1276. 10 ß., welche durch den Verkauf der Eintrittskarten eingegangen.

Die muſicaliſchen Wettkämpfe wurden vorbereitet, unterbrochen und geſchloſſen durch den allgemeinen Wetteifer, den eidgenöſſiſchen Gäſten den Aufenthalt in der kleinen Stadt zu verſüßen. Sinnreich hatte der Erfindungsgeiſt jeder Erholungs-

ſtunde eine angenehme Ermüdung bereitet. Sie war zu finden bei dem Bewillkommungsgruß, wie auf dem Abſchiedsball, beim Luſtwandeln durch die freie Natur und beim Harren auf die betäubenden Kunſtblitze eines Feuerwerks, wie beim unabweislichen Sitzen an einem bald obligatoriſchen bald nicht obligatoriſchen Eſſen. Doch Frohſinn und Freude würzten jedes Mahl. Sie wurden genährt und gehoben durch reiche Gaben köſtlichen vaterländiſchen Weines, beſonders durch jenen Cometennektar des 1811ten Jahrs, welchen der Magiſtrat als Ehrentrunk geſpendet. Und wenn dieſer auch tückiſch Manchen in den Lethe ſtürzte, ſo ließ er ihn doch bald wieder mit ungeſchwächtem Gedächtniß hervortauchen, um lebenslang nicht zu vergeſſen, was er Freudiges und Freundliches am helvetiſchen Muſikfeſt zu Winterthur genoſſen.

So hatte die Stadt dem Muſikcollegium das Erlebniß der höchſten muſicaliſchen Glanzperiode, einer wahren Muſikwoche, zu verdanken, während welcher alle Muſikkenner und Nichtkenner nur von Muſik dachten und ſprachen, nur Muſik aßen und tranken, nur Muſik ſchliefen und träumten. Das Feſt, an welchem ein Geiſt eigenthümlicher Herzlichkeit und Gemüthlichkeit ſichtbar durch Alt und Jung gezogen, wurde in allen Gauen der Schweiz, und über ihre Grenzen hinaus, als eines der freudigſten und gelungenſten verkündet. Aber es hatte 2760 Franken gekoſtet und einen Verluſt von 476 Frkn. gebracht. Dieß war Gewinn. Denn dadurch wurde das Denkmahl der angenehmſten Erinnerung auf unſerm muſicaliſchen Gebiethe geſtiftet.

Durch die Leiſtungen am helvetiſchen Muſikfeſt hatte das Muſikcollegium ſich zu der Zenithhöhe ſeines Strebens und Wirkens erhoben, und wie an Ruhm und Ehre, ſo an Anſehen und Einfluß groß gewonnen. Es war eine moraliſche Macht geworden. Daher fing man an, ſeine Einwirkung für die Erreichung öffentlicher Zwecke zu benutzen. Und da bei der allgemein auflebenden Liebe für die Gottesgabe der Kunſt des Geſanges ſich ein Sängerverein gebildet, der erhebend und bildend durch alle Stände drang und klang; ſo wurde auch dieſer in Mitleidenſchaft gezogen. Denn ſo ausgedehnt war bereits das Reich der Töne geworden, daß Muſikcollegium und Sängerverein, wenn nicht die Mehrzahl, doch die Quinteſſenz der Bürger- und Einwohnerſchaft in ſich ſchloſſen. Sollte

auf dem muſicaliſchen Gebiete irgend eine neue Eroberung gemacht werden, ſo konnte es mit Hülfe dieſer beiden Geſellſchaften am ſicherſten und ſchnellſten geſchehen. Dieß erkannte auch der Magiſtrat im Jahr 1836. Daher wandte er ſich zunächſt an dieſe, um durch ſie die Kirchgenoſſenſchaft für das thätige Mitwirken zur Reparatur der Kirchenorgel zu gewinnen; wie er auch für die erſte Anſchaffung derſelben im Jahr 1808 die Beihülfe des Muſikcollegiums auf ſo wirkſame Weiſe benutzt. Die Kirchenorgel bedrohete nämlich das zu viel benutzte Gemeingut mit einer ſo ſchweren Erneuerungslaſt, daß der Magiſtrat ſich vor den finanziellen Mißtönen fürchtete, welche dieſer muſicaliſche Bau erregen würde. Daher überließ er gerne den Männern der Harmonie das einleitende Wort. Sie führten es gut. Denn in dem Text zum Vorſpiel war unter Anderm zu leſen: „Um von Herrn Moſer, dem erſten der jetzt lebenden Orgelbauer, ein ſeiner herrlichſten Schöpfung, der St. Niklausorgel zu Freiburg nicht unähnliches Werk zu erhalten, bedarf es, nebſt der Errichtung der nöthigen Emporkirche, einer Summe von 20,000 Franken, die, im Vergleich mit dem äußerſt geringen Ankaufspreiſe, (fl. 8000,) ſehr bedeutend erſcheint; aber wahrlich nicht zu groß iſt, wenn man bedenkt, welche unendliche Kunſtgenüſſe wir durch eine ſolche Ausgabe uns, unſern Kindern und Enkeln verſchaffen werden. — Doch reden wir lieber von den religioſen Genüſſen. Denn was weckt kräftiger das religiöſe Gefühl, was erhöht mehr die Andacht des Betenden, was befeſtigt mehr den Eindruck der religioſen Rede, was gibt der Feier der heiligen Sacramente und jeder kirchlichen Handlung eine ergreifendere Weihe, was hebt, mit Einem Worte, die verſammelte Chriſtenſchaar mehr zu Gott empor, als deine himmliſchen Töne, erhabene Orgel? Deine ſeelenvolle Sprache gleicht dem Lobe, das verklärte Geiſter einer höhern Welt dem Ewigen bringen; ſie erheitert die trübe, erwärmt die kalte, erſchüttert die ſchuldbewußte, tröſtet die trauernde, erhebt die gebeugte Seele. Du biſt des Gottes Hauſes ſchönſte Zierde, die erhabene Verkünderin der Majeſtät Gottes, du rufſt die

Ahnungen einer höhern und beſſern Welt aus den innerſten Tiefen unſers Gemüthes hervor!"

Dieſe Anſprache drang in Vieler Herz. Das Gefühl ward zur That. In wenig Tagen hatten 149 Perſonen 8755 Franken gezeichnet, um dem Gemeinweſen den Wiederbau der Kirchenorgel zu erleichtern. An dem Tage, an welchem das deutſche Volk die vierte Secularfeier der Buchdruckerkunſt beging, am 24. Brachmonat 1840, verſammelte ſich die Kirchgemeinde mit feſtlicher Ungeduld, um ihre Orgel in Empfang zu nehmen, noch ehe die Wahrheit ihrer Vollendung ausgeſprochen.

So viel zur Geſchichte des Muſikcollegiums. Ihm verdankt Winterthur ſeinen tief gewurzelten Sinn für Muſik mit ihren Genüſſen und Freuden; ihm jenen Reichthum von muſikaliſchen Kenntniſſen, welche über die Geſammtheit der Bewohner verbreitet; ihm den durchbildeten Geſchmack, der nur im Geben und Empfangen von Ausgezeichnetem Befriedigung findet; einen Kranz von muſikaliſchen Eigenſchaften, wie er im ganzen Vaterland nirgends blühender zu ſchauen.

Die Obrigkeit ſoll des Landes potenzirtes Auge ſeyn. Ihr Element iſt das Licht. Licht muß ſie ertragen und verbreiten. Weder der Sonne Glanz noch des Mondes Schimmer darf ſie blenden, und ſelbſt in das Dunkel der Nacht muß ſie Lichtſtrahlen zu werfen verſtehn. Und wenn ſie auch nicht allſehend ſein kann, ſo muß ſie doch überall ſehend ſein wollen, und nach dem Ruhme ſtreben, für vielſehend und hellſehend zu gelten. Durch das Streben nach dieſer Eigenſchaft tritt die Obrigkeit im Verhältniß zu ihren Untergebenen in den Stand einer Aufſichtsbehörde, welche die Bürger moraliſch überwacht, Anſtand und Sittlichkeit, Ruhe und Sicherheit in der bürgerlichen Geſellſchaft zu handhaben ſucht, und jeden Ueberſchritt oder Uebergriff durch die Gewalt der Geſetze hemmt. Dieſen ſo wichtigen und nothwendigen Theil obrigkeitlicher Pflichterfüllung nennen wir Polizei, welcher Name, ſammt allem, was er in ſich begreift, unverdienter Weiſe bei Vielen ſo verhaßt geworden.

Unſern Alten war das Wort „Polizei" unbekannt. Si[e] hatten eine für polizeiliche Ordnung unpolizirte Sprache. Si[e] redeten nur von ihrer Gnädigen Herren Befehl und Zucht. Doch beim Mangel des Worts hatten ſie gleichwol die Sache.

Digitized by Google

nur in anderer Form. Denn Zeiten, Sitten und Menſchen waren ganz verſchieden. Von der geheimen und hochſtudirten Polizei wußte man nichts. Man ging mit den Leuten ganz offen und einfach um. Auch ſchaffte das Ueberwachen der Stadt wenig Mühe und ſchlafloſe Augen. Denn der öffentliche Lebensgeiſt bewegte ſich in und außer geſchloſſenen Vereinen in jenen engen Grenzen der Solidität, welche wir, nicht ohne Spott und Verachtung, Philiſterthum zu nennen pflegen. Lautes nächtliches Straßenleben war faſt unerhört. Jung und Alt zog ſich mit einbrechender Nacht an den Hausaltar zurück, „an des Lichtes geſellige Flamme“, und nach 8 Uhr Abends ſtockten alle Pulſe des öffentlichen Lebens. Ward eine Wallung erhitzten Blutes bemerkt, ſo traten Schultheiß und Rath ſofort abkühlend entgegen. Daher ſchon Ao 1470 die Polizeiverordnung, „daß niemand nach der Weinglocke ohne Licht auf der Gaſſe gehe, weder Jung noch Alt, weder Mann noch Frauenbild. Auch ſolle alle Unzucht, die man reden kann, es ſei Tag oder Nacht, in Häuſern und auf der Gaſſe, mit Geſchrei und Singen und andern Unzuchten, bei hoher Strafe verboten ſein.“ Mit einem viel ſchärfern Polizeigeſetz begann das Jahr 1482 ſeinen Lauf. Denn bei 10 ß. Buße „ward nicht nur alles Tanzen an Feier=, Sonn= und Werktagen, offene Hochzeiten ausgenommen, verboten, ſondern die Knaben und Mannenbilder dürften Nachts auch nicht mehr in die Liechtſtuben gehn. Alles Hausvolk, ſowohl Frau als Mann, mußte bei ſeinen Eiden rügen, ſagen und angeben, wer die ſeien, die alſo Nachts zu ihnen in die Liechtſtuben kommen. Nach der Weinglocke durfte niemand, weder mit noch ohne Licht, auf der Gaſſe gehen, ſchreien, jauchzen und huſten, und alle Feuer mußten trochen liegen. Nach dieſer Glocke durfte niemand weder Wein holen noch geben und keinerlei Spiel mit Würfeln, Karten noch ſonſt machen, als um einen ſchlechten Pfennig, und nicht weiter noch höher, und niemand keine Schwüre mehr thun, die Gott oder ſeine lieben Heiligen anrühren.“ Im Jahr 1650 wurde die Polizeiſtunde auf 8 Uhr geſetzt Es leiſteten 6 Tafferen= und 13 Zapfenwirthe den Eid, daß ſie nicht länger als bis 8 Uhr ſitzen laſſen, weder geiſtlichen noch weltlichen Geſang ſingen, weder johlen noch ſchreien, keine Spielleute, Geigen, Sackpfeifen u. ſ. w. in ihren Herbergen dulden, auch niemand tanzen und

Digitized by Google

ſpielen, weder karten und würfeln laſſen wollen. Damals wurde unſer öffentliches Leben in eine Todtenſtille eingezwängt, und zwar aus Grundſatz. Der Magiſtrat lebte des Glaubens, die große Maſſe der Bürger gehöre zu den Stillen im Lande, die am liebſten zu Hauſe ſich aufhalten, und die Ordnung und Ruhe über Alles ſchätzen. Dieſen ſei keine polizeiliche Verordnung zu ſtreng. Eine ordnungsliebende Obrigkeit habe es überall nur mit einzelnen Leichtſinnigen, Schwärmern und Lärmern zu thun. Dieſe könne die Polizei am leichteſten auf dem Boden der Verſuchung, in den Trinkſtuben, bekämpfen, wenn ſie ihnen Licht und Wein entziehe. Denn wirklich treten die Schwärmer nie leiſer auf, als wenn ſie im Finſtern tappen müſſen; die Lärmer verſtummen bald ohne Wein, und die Unruhigen gehen durch das Beth am ſchnellſten zur Ruhe ein. Es ligt alſo in obiger Polizeiverordnung, ſo ſonderbar ſie ſcheinen mag, eine Maſſe von Menſchenkenntniß und Staatsklugheit verborgen. Die neuen Regenten, welche aus dem Jahr 1830 hervorgegangen, haben die Polizeiſtunde bis auf 11 Uhr Nachts verlängert. So etwas konnte nur geſchehen, wo entweder keine Grundſätze ächter Polizei oder nur in verkehrter Ordnung herrſchten. Auch iſt das Ehrendenkmal, welches dieſen Beförderern der nächtlichen Freiheit errichtet worden, bereits in Stücke zerfallen. Der ſtille Geiſt, welchen das Jahr 1650 gepflanzt, vermochte ſich über 100 Jahre zu erhalten. Erſt von da an wurden wieder polizeiliche Entartungen laut. Im Jahr 1776 ſchreckte Schultheiß und Rath die Anzeige, daß ſeit einiger Zeit große Unfugen bei angehender Nacht auf den Gaſſen verübt, und ſonderheitlich hin und wieder Steine in die Fenſter geſchmiſſen werden. Da wurde zu Entdeckung der Thäter aus dem gemeinen Gut eine Recompenz von 50 ℔ geſchöpft. Der Wachtmeiſter, der 8 Wochen lang patrulirt, und welchem ſelbſt während dieſer Zeit 2 Fenſterläufe eingeworfen worden, erhielt 10 fl. Belohnung. Von da an reichte die ſteigende Cultur zeitweiſe der Polizei etwas beſſeren Verdienſt.

Gegen die Fremden wurde wenig Polizei geübt. Die Durchreiſenden erregten ein freudiges Erſtaunen. Man warf ihnen freundliche, nicht argwöhniſche Blicke zu, und ließ ſie ungefragt und ungeplagt ihre Straße ziehen. Man ehrte in jedem Fremden den Menſchen, und hielt ihn für redlich, bis

er ſich als das Gegentheil erwies. Erſt wenn ein Läufer in der Standesfarbe und mit einem Gewaltbrief vor Schultheiß und Rath erſchien, wurde die Polizei zum Fang eines verdächtigten Fremdlings aufgeboten. Konnte er entfliehen, ſo würde ein polizeiliches Bild von ihm entworfen, das nicht immer in allen Zügen ſprechend war. Denn die Kunſt der Steckbriefſignalements lag im Rohen. Im Jahr 1618 hatten Schultheiß und Rath folgende „Beſchreibung zweier böſer Geſellen“ in die weite Welt geſchickt: „Hans Frye, eine ſchwarze, lange Perſon, ohne Bart, hat lange ſchwarze Läck; tragt ſchwarz barchetne verſtochen Hoſen und Wambis, einen ſchwarzen Hut mit einem kugleten Ring, wyß wulli Strümpf, einen ſchwarzen Mantel; hat ein Rapier an; am rechten Baggen ein Löchli. — Stoffel Frye, eine junge kurze Perſon, tragt ſchwarz zwilche Hoſen, ein ſchwarz barchetins Wambis, einen ſchwarzen Hut mit einer kugleten Binden, hat keinen Bart, iſt bleich von Angſicht und tragt ein Bluten an.“ — Das europäiſche Paßweſen in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit hat zu Winterthur erſt im Jahr 1749 ſeinen Anfang genommen, durch den Rathsbeſchluß, „die fremden Durchreiſenden zum Schmidthor zu führen, ihre Päſſe zu unterſchreiben und von da weiter an ihre Behörde zu befördern.“ — Die polizeiliche Plage der Aufenthaltskarten blieb lange unentdeckt. Wollte ein Fremder ſein Hierſein nicht anzeigen, ſo konnte er es auch unterlaſſen. Man hatte noch nicht Zeit, den Leuten immer auf den Ferſen zu ſein. Die Bürger waren nicht verpflichtet, die Fremden anzuzeigen, noch ehe ſie dieſelben bei ſich aufgenommen. Der Bürgerſinn genoß gutes Vertrauen. Sah ſich die Polizei dadurch etwa getäuſcht, ſo wußte ſie ſich ſelbſt zu helfen und veranſtaltete eine Fremdenjagd. Als im Jahr 1764 bekannt geworden, daß viele Fremde ohne Wiſſen MGHerren beherbergt werden, wurde erkannt: „Es ſolle der Wachtmeiſter nebſt dem Großwaibel von Haus zu Haus, und alle Fremden, die nicht an hieſiger Koſt und Lohn, ſorgfältig aufzeichnen, um ihnen den Weg zu zeigen.“ — Hatte man früher eine zahlloſe Menge Fremder namenlos durch die Stadt ziehen laſſen, ſo wurde man ſpäter aus höhern Gründen etwas neugieriger. Dieß führte auf die Einführung der aller Welt die ganze Welt verrathenden Fremdenbücher in den Gaſthöfen. Dieſe Menſchennaſchende Sitte iſt von neuerem Datum Denn

Digitized by Google

erſt den 10. Februar 1794 „haben MGHerren aus verſchiedenen Gründen, und in Rückſicht mehrerer ſeitharo getroffener und neu verordneter Polizeianſtalten, zu Erhaltung guter Ordnung in den Wirthshäuſern, ebenfalls nöthig befunden und wollen, daß ſämmtliche Wirthe, nicht wie bisdahin, dem Wachtmeiſter nur generaliter die Anzahl ihrer über Nacht logirten Gäſte angeben, ſondern von dato an den Namen, Geſchlecht, Wohnort und Charakter eines jedes einzeln, anbei den Monat und Tag ſeiner Anherokunft, treu und genau in das eigens zu dieſem Gebrauch ihnen zugeſtellte Buch einſchreiben und aufzeichnen; auch dieſes Verzeichniß jedesmal dem Wachtmeiſter, wenn er es abholen wird, zu Handen des HHerrn Amt-Schultheißen übergeben ſollen Geben vor Rath den 10. Febr. 1794. Canzlei der Stadt Winterthur." Hierdurch war auf unſerm polizeilichen Gebiethe das Höchſte erreicht und der Weg zur Allwiſſenheit gebahnt.

Für die Handhabung der nächtlichen Polizei hatten Schultheiß und Rath ſchon in frühen Zeiten dienſtbare Geiſter beſtellt, ohne deßhalb ſich ſelbſt dieſem dunkeln, aber wichtigen Staatsdienſte zu entziehen Hierin zeigt ſich eine bemerkenswerthe Sittenveränderung im Regentenleben. Denn unſere hohen und niedern Magiſtraten ſammt und ſonders laſſen ſich mehr bewachen, als daß ſie ſelbſt wachen. — Die höchſte, obrigkeitliche Polizeiperſon war der Stadtwachtmeiſter. Dieſes Ehrenamt wurde von den Bürgern nicht ſehr geſucht. Es ſcheint ihrem kriegeriſchen Sinne nicht entſprochen zu haben, zu jener Zeit, als ſie lieber am hellen Tag dem Feinde entgegenzogen, als bei Nacht den Dieben nachſchlichen. Daher ſehen wir im Jahr 1479 einen Fremden in Dienſt genommen. Der Tractat lautete: „MGHerren haben den frömden Schloſſer von Rapperſchwyl ufgenommen zu eim Wachmeiſter, 2 Jar ihn zu verſuchen, und ſoll frig (ohne Steuer) ſitzen; ſollen ihm die 2 Jar Behuſung geben und die 2 Jar 2 Gulden für Gewand Darnach mögen MHHerren mit ihm, und er mit ihnen, witer überkommen. Iſt das nit, ſo mag er von hinnen ziehen on Abzug, den Schulden on Schaden." Aber es mußte doch endlich die Erkenntniß durchdringen, daß der Stadt treueſte Wächter die — Bürger. Daher Ao 1652 der Beſchluß, „daß jeder Bürger ſelbſt wache, oder, ſo es ihm Leibs oder Geſchäften halb nicht möglich, 4 ß. dem Wacht-

Digitized by Google

meiſter ſchicke, der dann von den 4 beſtellten Wächtern einen wählen, und es unter ihnen umgehen ſoll." Damit waren die Nachtwächter eingeführt, welche, wie überall, lieber ſchlafen als wachen und auf nichts wachſamer ſind, als auf das Abholen des Lohnes. Dieſe Lohndienerei gewährte wenig Sicherheit. Davon überzeugten ſich Schultheiß und Rath ſchon im Jahr 1656 durch die Anzeige: „wegen der Nachtwachen gehe es gar fahrläßig, und verrichten die 4 beſtellten Wächter ihr Amt ganz ſchlechtlich." Da brach auf unſerm Polizeigebiethe ein reformirender Sturm aus. Es wurden nun zwei Wachtmeiſter beſtellt, und ſogar die Herren des Großen Rathes zu Nachtwächtern gemacht. Das zur Vollkommenheit geſteigerte Wachtreglement beſtimmte, daß die Wachtmeiſter eine Woche um die andere wachen, um einen Gulden Lohn für die Wachtwoche. Zu rechter Zeit hatten ſie den Leuten des Wachtrodels auf die Wacht zu bieten und jedem mit Ernſt anzuzeigen, daß er, wenn es Leibs halben möglich, die Wacht ſelbſt verſehe oder einen mannlichen und tugendlichen Wächter ſelbſt beſtelle. Wurde ein junger oder ſonſt untugendlicher Mann geſchickt, ſo hatte der Wachtmeiſter die Pflicht, ihn auszuſtoßen. Kein Wächter durfte länger als eine halbe Nacht wachen; dafür mußte er ſich anheiſchig machen, auf ſeiner finſtern Wanderung auch das damals noch ganz unbekannte Quartier der Stadt, die Neuſtadt zu beſuchen. Das Wortzeichen wurde mit kriegeriſchem Ernſt behandelt. Der Wachtmeiſter hatte dasſelbe bei dem Herren des Großen Rathes, an dem die Aufſicht über die Wacht war, abzuholen, den Wächtern förmlich zu geben, um Mitternacht wieder abzunehmen, den ablöſenden Wächtern anzuvertrauen und am Morgen bei dem Herren des Großen Rathes abzulegen. Und weil die rufenden und umgehenden Wächter, wie von Alters her ſo jetzt noch, ſchuldig ſein ſollten, jede Stunde alle Thore der Stadt zu beſichtigen, ob ſie ordentlich verſchloſſen, ward dieß dem Wachtmeiſter als Hauptaugenmerk auferlegt. Damit aber hohe und niedere Wächter für Amt und Pflicht deſto eifriger werden, ſo ward noch eine geheime höchſte Ueberwache beſtellt. Die Herren des Großen Rathes waren ſchuldig, wenn die Aufſicht an einen kam, vor und nach Mitternacht, zu ungewiſſen Stunden, ſpähend umherzugehen, und was ſie Ungebührliches fanden, dem Schultheiß zu laiden. — Durch dieſes

Digitized by Google

Alles ſteigerte ſich die Nachtwache zu einer ehrenvollen Bürgerpflicht, welche nur ein Makelloſer für einen andern erfüllen durfte. Daher beſtätigte der Rath Ao 1663 wegen der Bürger, welche ſich in Ehebruch vergangen und ihre Bußen noch nicht bezahlt, die alte Ordnung, „daß ſie die Geſellſchaften meiden und die Wachten, wenn es an ihnen, wohl ſelbſt, aber für andere nicht verſehen dürfen.“ Darum wurde auch allmählig in den Ehrendienſt der Nachtwache aus beiden Geſchlechtern Alles gezogen, was bisher aus beſonderer Ehrfurcht davon befreit geweſen. So brachte das Jahr 1703 die Erkanntniß: „Daß fürohin den Exſpectanten, Doctoren, Geiſtlichen- und Doctors-Witweibern, auch Schultheißen-Witweibern auf die Wacht geſagt werden ſoll.“ Und als bei der Einladung Herr Andr. Sulzer, VDM. dem Wachtmeiſter verdeutet, „die Exſpectanten haben einen Bund gemacht, wann ſie predigen müſſen, nicht zu wachen; auch ſeyen ſie Gott mehr ſchuldig zu gehorſamen als den Menſchen;“ ſo ward er vor Rath geſtellt, um ſeiner Worte Ausleger zu ſein. Da gab er die Erklärung: Er habe im Verſtande gehabt, weil Predigen ein göttlicher Beruf, ſo ſei er ſchuldig, denſelben vor Allem zu verrichten. Er bitte alſo, daß, wenn die Exſpectanten ſtudiren müſſen, man ſie des Wachtens entlaſſe. Zu anderen Zeiten ſeyen ſie urbietig zu wachen. Und der Rath ließ den gewiſſenhaften Renitenten Gnade für Recht angedeihn durch die Eröffnung: „MGNHerren ſeien nicht geſinnt, ſie in ihrem Beruf zu hindern. Wenn daher einem auf die Wacht geſagt werde, während er Gedanken zu einer Predigt ſammle, ſo könne er um den Lohn einen andern Wächter ſtellen“. — Denkwürdig iſt die Wachſamkeit, welche der Rath der Nachtwache ſchenkte; noch denkwürdiger ſind die perſönlichen Opfer, welche er derſelben brachte und die Strapazen, denen er ſich freiwillig unterzog. Es belebte unſere ehemaligen Stadtmagiſtraten eine Willenskraft und eine Hingabe für das gemeine Beßte, welche uns noch jetzt hohe Achtung abgewinnt. So wurde im Jahr 1724 wegen einiger nächtlicher Unfugen die Verordnung gemacht: Ein Herr des Kleinen und einer des Großen Rathes ſollen eine Woche lang ein oder 2 Mal die Runde machen. Und damit die Reihenfolge ungeſtört fortlaufe, ward eine Tafel auf dem Rathhaus errichtet, auf welcher der Große und Kleine Rath ſammt dem Stadtgericht verzeichnet ſtanden.

Digitized by Google

Die Herren des Kleinen Rathes wurden auf der Tafel von oben ab und die andern unten auf genommen und mit einem Nägelchen bezeichnet. Nach dieſer Reihenfolge zogen ſie in das Dunkel der Nacht bei Sturm und Wetter, und ſchafften ſich für ſolche Beſchwerde keine andere Erleichterung, als die Enthebung von der übrigen Bürgerwacht. Und die dieß thaten, waren die wenigſten von beſtandenem Alter, ſondern meiſt hochbejahrte Männer Wenn unſere jetzige Jugend der Anſtrengung fähig, ſo war es ehemals auch das Alter. — Bei ſolcher Wachtgeſinnung des Rathes konnten die wachtſcheuen Bürger keine Nachſicht erwarten Als daher im Jahr 1736 der Wachtmeiſter MGNHerrn ein Verzeichniß aller der Bürger eingegeben, welche ſich dem Wachen zu entziehen wünſchen, und in der Reihe ſtanden: „Die Geiſtlichen, welche Pfründen haben; die Holzförſter; die Gaumer, wenn ſie gaumen; der Feldförſter, zur Zeit ſeines Dienſtes; die Zehentmänner; der Kuhhirt, wenn er ausfahre; die Lehrgotten; die alten Bürger und die, welche eine Badcur gebrauchen;“ ſo lautete der Entſcheid ſchonungslos und kurz: „Es ſollen alle ohne Ausnahme wachen!“ Dieſem Spruch iſt nie mehr widerſprochen worden. Indeſſen fingen die Bürger an, die Pflicht der Nachtwache mehr von der paſſiven, als von der activen Seite zu betrachten. So vervollkommnete ſich die Nachtwache zu einem Geſchäfte, das ſogar im Schlaf abgethan werden konnte. Und unzählige ſind als treue Bürger zu Grabe gegangen, ohne in ihrem Leben je den Wachtdienſt verſehen zu haben.

Als indirecte Beförderer der Nachtpolizei galten von jeher die wandernden und ſchreienden Nachtuhren, die rufenden Wächter. Ihre Erfindung fällt in die früheſte Zeit. Sie war ein Gebot der Noth und die erſte freundliche Gabe der nach Vervollkommnung der Finſterniß ſtrebenden Polizei. So lange die Stadt einer Thurmuhr ermangelte, — ſo lange die Zeit lautlos (bis zum Jahr 1529) in Sanduhren zerrann, — ſo lange die Stockuhren noch nicht in allen Wohn- und Schlafzimmern die Stunden verwirbelten, — ſo lange noch keine Doppelfenſter die Töne der Außenwelt unverſtändlich machten; war der Wächterruf im Sommer und Winter für die Schlafloſen eine willkommene und belehrende Stimme. Das Ticktack der Taſchenuhren, wegen ihrer erdkreisartigen Form, ehemals „Nürenbergereier“ genannt, hat die Schritte und Tritte

Digitized by Google

unſerer Bürger ſehr ſpät geregelt. Erſt mit dem 19ten Jahrhundert ſind ſie ein Bedürfniß unſerer Männer, bald auch ein unentbehrlicher Luxusartikel der Frauen geworden. Daher finden wir bei Erneuerung des Stadterbrechtes im Jahr 1738 dem Erbtheil der Frau zum erſten Mal die Mannskleider ſammt einer Uhr beigegeben. Unſere veränderten Verhältniſſe haben das Verdienſt der rufenden Wächter ſehr heruntergeſteigert, und ihr Auftreten iſt, bei der Argliſt dieſer Welt, für die Erreichung polizeilicher Zwecke mehr hindernd als förderud So leben ſie gleichſam nur noch als eine unveräußerliche Sitte der alten Welt fort. Auch ſtellte die Vorzeit größere Forderungen an die rufenden Wächter. Damals, als noch wenige ſingen konnten, mußten ſie in melodiſchen Tönen die Stunden verkünden. Und ſelbſt in ihrem Rufe lag ein tieferer Sinn. Denn des Nachtwächters frommes Lied hat ehemals alſo gelautet: „Hört ihr Herr'n und laßt euch ſagen, Die Glocke hat acht geſchlagen! Menſchen wachen wird nicht nützen, Gott wird wachen, Gott wird ſchützen. Herr! durch deine große Güt' und Macht Schenk' uns eine gute Nacht!“ Jetzt, da Alle ſingen können, ſind die Nachtwächter zu betäubenden Schreiern geworden. Es iſt uns möglich gemacht, in dem ſtehenden Artikel der Nachtſänger noch einen Schritt weiter zu kommen. — Bis zum Jahr 1784 mußte der Wächterruf ſchon um 8 Uhr beginnen. Da wurden Schultheiß und Rath durch die auftauchenden Erſcheinungen einer neuen Welt auf die Ueberzeugung gebracht, „daß bei der heutigen Lebensart ganz überflüſſig und unnöthig, die Achte zu rufen,“ und erkannt, ſolches künftig zu unterlaſſen, und die Wächter erſt auf 9 Uhr in die Wachtſtube einzuberufen. Dieſe Milde ſetzte die höhere und höchſte Art von Nachtwächtern in neidiſche Bewegung. Die Hochwächter, welche ſchon ſeit Jahrhunderten berufen waren, alle meteorologiſch und polizeilich verdächtigen Erſcheinungen in der obern Luft zu erſpähn, trugen dem Rathe vor, daß es ihnen allzubeſchwerlich, nach dem vorgeleſenen Eide, im Winter ſchon um 7 Uhr auf den Thurm zu gehen. Sie baten demüthig um eine Erleichterung, da die Achte nicht mehr gerufen werden, und um Befreiung von dem Zwang, des Morgens bis zur Betglockenzeit auf dem Thurm bleiben zu müſſen Da wurde in Betracht der Umſtände erkannt: „Die Hohwächter ſollen, ſo lange die Neun gerufen

Digitized by Google

werde, preciſe um halb 9 Uhr auf dem Thurm ſich einfinden und da bleiben, bis am Morgen von den Schaarwächtern der letzte Ruf gethan.“ So fing man an, in neumodiſcher Sorgloſigkeit die nächtliche Wachſamkeit am Himmel und auf der Erde geſetzlich zu verſchwächen.

Die kräftigſte Hülfe aber zur Handhabung der Polizei wurde jederzeit nicht bei den Lebendigen, ſondern bei den Todten gefunden. Auf dem polizeilichen Gebiete haben unſere Stadthore ſich ein unvergeßliches Verdienſt erworben. Der hermetiſche Verſchluß, den ſie der Stadt gaben, erſchwerte das Eindringen der Nachtfrevler, wie das Entweichen derſelben. Den Wächtern wurde ihr Geſchäft erleichtert. Denn für Fuß, Aug und Ohr war der Uebungsplatz verengt und feſt abgegränzt. Etliche Unzen Wachtverſtand reichten hin, jede Bosheit zu überliſten. Mit Recht wurde daher das feſteſte Augenmerk auf die Thore gerichtet. Waren ſie doch das eigentliche Sicherheitsventil der Stadt. Darum durften ſie in frühern Zeiten ohne Wiſſen und Erlaubniß des Amtsſchultheißen nicht geöffnet werden. Darum war es der Nachtwache erſte Pflicht, ſtündlich nachzuſehen, wie feſt ſie verſchloſſen ſeien. Darum wurde das Schließen der Thore Abends, wie das Oeffnen derſelben Morgens, von Schultheiß und Rath nach aſtronomiſchen Berechnungen und induſtriellen Winken beſtimmt. Am 19. Oct. 1831 aber hat unſer Magiſtrat ſich zum letzten Mal mit der Zeitrechnung der Thore beſchäftigt. Es geſchah durch die letargiſche Erkanntniß: „Von heute an ſollen die Thore geöffnet und geſchloſſen werden, wie folgt:

Oeffnung.

Vom	1. März	—	1. Juni	um	4	Uhr	Morgen,
„	1. Juni	—	1. Sept.	„	3	„	„
„	1. Sept.	—	1. Dec.	„	4	„	„
„	1. Dec.	—	1. März	„	5	„	„

Schluß.

Um	9	Uhr	Abends.
„	10	„	„
„	9	„	„
„	$8^1/_2$	„	„

Da durch den ſo beträchtlich zurückgeſchobenen Thorſchluß dem Publikum ein großer Vortheil eingeräumt iſt, ſo wird

dagegen für billig und angemeſſen befunden, das Thorgeld um etwas zu erhöhen, und deßnahen erkennt: Das Thorgeld für Fußgänger iſt auf 1 ß. für die Perſon feſtgeſetzt; für Wagen und Kutſchen bleibt es bei der bisherigen Tax." Doch dieſe Thormilde war eine eitle Verſchwendung an die eben losgewordene Welt, die in jedem vorgeſchobenen Riegel eine Beeinträchtigung der Freiheit und Gleichheit und der allgemeinen Menſchenrechte erkannte. Darum erhob die hohe Landesregierung ihre Rachekeule auch gegen unſere Stadtthore und ſchlug ſie den 1. Mai 1833 aus den Angeln. Dadurch hat unſere nächtliche Polizei viel an Heiterkeit gewonnen.

Seit den älteſten Zeiten aber drang die Polizei mit ihrem Argusblick nicht blos in das Dunkel der Nacht, ſondern übte denſelben auch am Sonnenlicht. Darum finden wir jederzeit auch Tagwächter im Dienſte der Stadt. Um die einſeitige Richtung ihrer Wirkſamkeit zu verrathen, trugen ſie den Namen Bettelvögte, und waren zunächſt beſtimmt, jene Geſchöpfe zu vertreiben, welche täglich verjagt, täglich wiederkehren, weil wir ſie immer bei uns haben müſſen. Denn die wirklichen Armen, wie die eingebildeten, ſind eine nothwendige Zugabe für unſere reiche Welt. Dieſe Tagwächter hießen auch Profoſen. Denn ſie trieben Büttelwerk. So oft Schultheiß und Rath einem Bürger oder Fremden eine Prügelſuppe angerichtet, erſchien der Profos, um die ſtärkenden Brocken einzuſchneiden. Bei beſondern Anläßen wurde er auch in die Schule berufen; der Zuchtmutter aber, welche im Spital die Erziehung unſerer Waiſen leitete, ſtand er ſtets hülfreich nahe. Der Ehrgeiz der Bürger fühlte ſich nur ſchwach zu dieſem Tagwächteramte hingezogen. Halb abgelebte oder für Beſſeres ganz Untaugliche traten gewöhnlich in dieſen Dienſt, mit welchem, außer dem ſchlechteſten Tiſche im Hoſpital, wenig mehr als ein Schatten von Silberglanz verbunden war. Daher führt die Stadtrechnung vom Jahr 1471 nur eine Ausgabe von 32 ß. für vier Halbſtiefel auf, welche der Profos im Laufe des Jahres ausgetreten. Im Jahr 1522 war die Tagpolizei ſchon zu beſſerer Ausbildung gekommen. Von jetzt an erſcheint ſie im Büdjet der Stadt als ſtehender Artikel. Zwei Wächter ſind aufgezählt, mit 16 ℔ Jahrlohn jeder, ſammt einem dicken Pfennig zum guten Jahr, 1 ℔ 5 ß. für Stiefel und 10 Ellen Nördlinger für Rock und Hoſen. Mit

13*

dem Jahr 1711 aber wurden ihnen vom Rathe die Schuhe aberkannt und ſie angewieſen, für die Fußbedeckung endlich einmal ſelbſt zu ſorgen. Dieſer Beſchluß hatte eine modiſche Ausſchweifung zur Folge, die von den Füßen aufſtieg und ſich über der Bettelvögte ganzen Leib verbreitete. Im Jahr 1783 ſah man dieſelben wie Prachtmenſchen herumſtolzieren. Dagegen erhoben ſich Schultheiß und Rath mit dem Beſchluß: „Die Bettelvögte ſollen nicht mehr in einem weiß und rothen Rock in der Stadt herumgehen, ſondern mit einer andern anſtändigen Kleidung (alle 2 Jahre eine neue) verſehen werden, nebſt angemeſſener Beſoldung; in Hoffnung, daß dieſes etwa einen ehrlichen braven Bürger engagire, ſich um dieſen Poſten zu bewerben. Der zweite Bettelvogt ſolle ſogleich den Rock mit der Stadtfarb ablegen und in einem andern ordinäri Rock herumgehen, weil die erſtere Kleidung die Bettelvögte allzu kenntlich mache, und das Bettelgeſinde ſie deſto leichter ausweichen könne.“ Durch die 4 erſten Dezennien des 19. Jahrhunderts, dieſer Zeit rieſenhafter allgemeiner Entwicklung, iſt auch in unſere Tagwache ein Keim gelegt, welcher der Nachwelt die möglichſte Sicherheit verſpricht.

Zu allen Zeiten richtete der Magiſtrat ſeine Wachſamkeit auf jene feurigheißen Stellen des Hauſes, wo des Hausvaters Auge zunächſt wachen kann und ſoll. So wurde die Verhütung von Feuersgefahr ſchon frühe in den Pflichtkreis der Obrigkeit gezogen, woraus eine Menge polizeilicher Verordnungen floſſen. Doch mußte ſie ſich, wie in allen Theilen des öffentlichen Lebens, aus der beengendſten Einfachheit hinaufarbeiten. Daher gingen Schultheiß und Rath ſelbſt dem Feuer nach. So entſtanden die Feuergeſchauer, die wir noch jetzt nicht entbehren können. Dieſe bildeten das beruhigendſte Rathscollegium. Waren doch die Feueranſtalten ſchlecht, und noch ſchlechter die Löſchanſtalten, die Häuſer meiſt von Holz, mit Stroh und Heu gefüllt. So ſetzte jeder Sturm in großen Schrecken. Darum wurden auch noch die Windwächter ins Leben gerufen. Im Jahr 1497 nämlich „haben MGHerren angeſehen von des Nachtfüers wegen und geordnet vor dem Oberthor und all Gaſſen; alſo wann Nachts Wind gand, das die Wächter die Geordneten by iren Eiden aufwecken ſond. Die ſond darnach ufſtan by iren Eiden und uf die Gaſſen gan, und darab nit kommen, bis der Wind ge-

ſtellt wirt. Und diß Ordnung iſt von beiden Räthen zehalten angeſehen.“

Den Umfang der Anſtalten, welche unſere Vorfahren gegen Feuersgefahr getroffen, ſo wie die Armuth und Unzulänglichkeit der Hülfsmittel; ſtellt die erſte Feuerordnung am deutlichſten vor Augen. Dieſelbe iſt vom Jahr 1501 und lautet alſo:

„Dis iſt die Ordnung, ſo von beeden Räthen des Fürs halb, ſo das in unſer Statt (darvor Gott ſige) ufgienge, zehalten angeſehen iſt.

„Des Erſten iſt geordnet, wann in der Statt Für ufgat, (ſo mit der großen alten Glocken oder Geſchrey gemeldet wirt), ſo ſoll jeder Thorbeſchließer zu ſinem Thor by geſchwornem Eyd laufen und die Thor verſächen und ſich mit ſammt denen, ſo ihnen zugeordnet werden, von Thoren nit enderen, dann mit Verlob eines Schultheiß. Ob aber mit der Winglocken geſtürmt wirt, dieſelbig zu den Vigenden (Feinden) geordnet iſt; ſo ſollen alle Burger mit ihren Gwehren und Harniſch für das Rathauß laufen, ußgenommen die, ſo uf den Werinen und zu den Thoren verordnet, ſollen ſich allda enthalten, und ſich davon nit üßeren.

„Zum Anderen ſollen 100 wolvergnüglicher Manen ußzogen werden, die für ander Lüt, by iren Eyden, on Verzug ſollen dem Für zulaufen und nach irem Vermögen ſich Leiteren oder ſunſt ſteigende ſich uf die Tächer füegen und das Für, ſo vill inen zethund vermüglich iſt, abwenden ſollen. Demnach was von alten oder jungen Lüten, es ſigen Frauwen oder Mann, ſollen auch zulaufen mit Gelten oder Geſchir, undenglich ir Hülf thun mit allem dem, ſo zu Ablöſchung des Fürs dienet.

„Zum Dritten ſollen an jeckliche Gaſſen zween Mann geordnet werden, wan Für ußgat, daß die an ir verordnete Gaſſen uff und abgan und flißlich Uffſächen haben ſollen, an wölichs End das ufgangen Für durch Wind oder Luft ſich neigen wölle.

„Zum Vierten ſind 50 Manen ußzogen; dieſelbigen, ſobald man zum Für ſtürmt oder an die Glocken ſchlagt, ſollen by iren Eyden mit irem Harniſch und Gweren für das Rathauß laufen und allda warten, ob man ir bedörfen wurd,

Digitized by Google

und was ſy von irem Haubtman geheißen, ſoll von inen volſtreckt werden.

„Es ſollen auch allwegen Hoptleute zum Für erwehlt werden, ſo uf Anweiſung des Volks Fleiß haben ſollen, damit ſich niemand in Arbeit ſpare, und was von denſelben Hoptleuten griffen und zu thun angeſchlagen wirdt, das ſoll vom Volk mit Ghorſamy erſtellt werden.

„Item es ſollen auch 2 Man verordnet werden, die allwegen, ſo oft Brunſt ufgat, zum Rettenbach Acht haben, damit das Waſſer in die Statt geferget werde; deßglichen ſollen alle Müller ze thun ſchuldig ſyn, by iren Eyden.

„Item es ſollen auch 12 ſtarke Man verordnet werden, ſo bald Für ufgienge, daß ſy von Stund mit iren Geſchiren ußerthalb dem Rettenbach uſſer dem Wiger (Weiher) Waſſer in Kennell ſchöpfen, damit kein Mangel an Waſſer werde.

„Item es ſollen auch in jeglich Gaſſen inſonder Gelten gemacht und einer Perſohn in ir Keller geleit werden, wann Für ufgat, daß ſolich Gelten herfür getan, und ſonſt in kein ander weg gebrucht werden ſollen, by iren Eyden. Und wann das Für geſtellt wirt, ſollen dieſelben allwegen ſolich Gelten widrum zu irem Behalt verſorgen.

„Deßglichen ſollen auch inſonder zum Für Leiteren und Fürhaggen gemacht und dieſelben an jecklich Gaſſen mit einer ſunder Behaltnuß verſorgt und darzu ſonder etlich Perſohnen verordnet werden, ſo bald Für ufgat, daß dieſelben ſolich Leitern und Haggen eilends zum Für tragen, by iren Eyden, und demnach ſo das Für vergienge, widrum an ir geordnet Statt tragen und verſorgen ſollen.

„Item es ſoll auch ein jeklicher by ſim Eyd ſchuldig ſyn, mit ſinem Hausgſind zu verſchaffen, ire Kamyn allwegen zu allen Frauwfaſten von unten uff bis an das Tach, und unter dem Tach, den Ruß ſuber von Trämen zu wüſchen. Von wem das überſehen wurd, gibt zu Buß 15 ß on Gnad, ſo dick das beſchicht.

„Item ſoll auch by der hohen Buß niemands von ſinem Hauß, das von Stein gemacht iſt, nützet flöchnen, wo das Für am dritten Hauß von demſelben Hauß ufgienge und nit nächer, ſonder jederman zum ufgangnen Für eilends zu laufen ſchuldig ſyn. Doch der hölzin Hüſer halb ſoll ſolich Flöchnen ungevarlich geachtet werden.

Digitized by Google

„Item es ſoll auch von Sechtens wegen in den Hüſeren allenthalben von beiden Räthen geordnet werden, die ſolich Gewarſamy der Herdſtetten in Kuchin von den Kamin und aller Gelegenheit ordentlich beſächen ſollen, mit ſamt gemeiner Statt Werchlüten, und was, zu Fürſechung des Fürſchadens ze fürkommen, ſy nützlich und notürftig ſyn ze machen bedenken, oder in wellichen Hüſern und an wellichen Enden ſy ze ſechten und ze füren verbieten, das ſoll geſtrars gehalten werden, by der Buß, ſo ſy darüber ze ſetzen hand.

„Deßglichen von Beſichtigung und Büwen der Hofſtatten zu ſonderen Sechthüslein, vor den Thoren und in der Statt an etlichen Enden ze machen, ſoll mit Ordnung allwegen verſechen werden.

„Item wenn auch Nachts der Wind weigt (weht), ſo ſollen die Scharwächter by iren Eyden ſchuldig ſyn, an etlichen Gaſſen 2 Man ufzewecken; dieſelben zween alsdann auch ſchuldig ſyn ſollen, by iren Eyden, an derſelben ir Gaſſen in jecklichem Huß die Menſchen ze wecken und inen ernſtlich bevelchen, jeglichs in ſim Huß zum Für ze lugen; und ſollen auch dieſelben 2 Man von denſelben iren Gaſſen nit abgan, bis der Wind geſtillet wirt.

„Item es ſollen auch in allen Gaſſen an den Orthüſern die Liechtpfanen von denen, ſo in denſelben Hüßern wohnend, gleich on Verzug mit dem Züge, ſo inen von der Statt ingeantwurtet wirdt, ſolich Liechter by iren Eyden anzünden, damit der Schin des Liechts uf den Gaſſen wohl ſchine.

„Es ſoll auch an dem Sontag und ander gepanen (von der Obrigkeit beſonders angeordneten) Firtagen, ſo das Volk in die Kilchen gat, in jecklichem Huß an dem Morgen ein erwachſen Menſch ſyn und darinnen bliben, bis ein ander Menſch von der Kilchen darinkompt.“

Dieſe Feuerordnung lehrt, wie unſere Vorfahren bei Feuersnoth auf ſich ſelbſt beſchränkt waren. Sie beſaßen noch keine künſtlichen Vorrichtungen, um die Wuth des entfeſſelten Elementes aus der Ferne zu bekämpfen. Die Mechanik, welche uns täglich neue Wunder ſchafft, lag noch im Winterſchlaf. Das Unentbehrlichſte bei einer Feuersbrunſt, die Feuerſpritzen, waren unbekannt. In den Beſitz der erſten iſt unſere Stadt erſt im Jahr 1650 gekommen. Dieſes unſer

Löſchanſtalten vervollkommende Ereigniß wird alſo gemeldet: „Unſere GNHerren hand, den großen Fürsbrünſten zu begegnen, eine große Feürſprützen machen laſſen, welche man auf Rädern hin und wieder führen kann. Sie wurde von dem Brunnenmeiſter um fl. 230 ohne den Maler u. ſ. w. verdingt.“ Das mechaniſche Wunderwerk erregte zu Stadt und Land gerechtes Erſtaunen. Man eilte herbei, um es wie in fremdes Erdengeſchöpf zu beſchauen. Eine Feuersbrunſt war Vieler geheimer Wunſch, um ſich von der wundervollen Beihülfe mit eigenen Augen zu überzeugen. Aber noch fehlte für die damals ſo unmechaniſche Welt eine Anweiſung zum Gebrauche des ſeltenen Inſtrumentes. Sie ſollte von ihm ſelbſt ertheilt werden. Darum ließ man in der kindlichen Einfalt jener Zeit die Feuerſpritze ſelbſt reden. Der Stadtpoet ward in Requiſition geſetzt. Dieſer öffnete ſich die Ader und ließ folgende Lehren ſchön gemalt auf den Kaſten der Spritze fließen:

Wann du wilt ſein ein kluger Mann,
So greiff das Feür von unten an.
Denn oben in die Flammen ſprützen,
Das thut wahrhaftig gar nichts nützen.
Verfolg die Flamm von hinten nach,
So jagſt ſie endlich aus dem Dach.
Hat man hernach den Sieg erhalten,
Soll, der die Spritze will verwalten,
Nur Alles ſauber trocken machen,
Das, was von Leder, ſchmutzig machen.
Dieweil die Feüchte allzeit ſchädlich,
Und was gefriert, wird unbeweglich.
Wann du All dieß nimmſt wohl in Acht,
So kannſt du löſchen Tag und Nacht.
Wann nun gnug Waſſer eingegoſſen,
Und die Schrauben all beſchloſſen,
So arbeit man dann fort und fort;
Das Waſſer kommt ſchon an ſein Ort.
So lang die Schleüche offen ſtehen,
So wirt das Waſſer alls durchgehen.
Bringt Waſſer Laub und Gras in Kaſten,
So kann das Volk ein wenig raſten. u. ſ. w.

Die Feuerſpritzen blieben lange ein Vorzug der Städte. Wenige Dörfer, ſelbſt die volkreichſten, fühlten ſich reich genug,

Digitized by Google

dieſes köſtliche Schutzmittel ſich zu verſchaffen. Und die Obdigkeit wagte es noch nicht, jemand zu zwingen, für ſeine Sicherheit zu ſorgen. Da Winterthur ſich freiwillig auf die Bahn der Brandvervollkommnung geſtellt, ſo ſchritt es auch auf derſelben fort. Schon im Jahr 1670 ſchloß der Rath mit Meiſter Ulr. Lichti, dem Uhrenmacher, ein Verkommniß wegen einer zweiten metallenen Feuerſpritze, etwa $2^1/_2$ Ctr. am Gewicht, um fl. 400. Aber der Meiſter arbeitete ſo lehrknabenartig, daß das Werk ihn ſelbſt auf fl. 800 zu ſtehen kam. Solcher Koſtbarkeit fühlten ſich Schultheiß und Rath nicht gewachſen Daher faßten ſie den verzweifelten Entſchluß, das gegebene Metall fahren zu laſſen und was an den Wagen, die Räder u. ſ. w. ſchon bezahlt, ſelbſt zu tragen. Zwei Jahre ſpäter verfolgte der ruinirte Künſtler mit ſeiner Spritze Schultheiß und Rath bis vor die Thüre des Verſammlungsſaales. Nun begann auf der ſonſt ſo väterlichen Rathlaube eine unbürgerliche Herabſteigerungsoperation. Beim letzten Ruf ließ der Rath fl. 650 bieten, mit dem Beiſatz, „wenn er ein Mehreres zu löſen wüſſe, mögends ihnen MGNHerrn wohl gunnen.“ Dennoch übte ſich das mechaniſche Talent unſerer Bürger mit Vorliebe an dieſem Kunſtartikel. Ao 1692 bot Kupferſchmid Rieter ſeine von Kupfer gemachte Feuerſpritze den Vätern der Stadt um fl. 260 feil, mit dem Verſprechen, „ſein Lebenlang dafür gut zuſtehn, und was daran mangeln werde, in ſeinen Koſten zu verbeſſern, auch alle Jahre zu derſelben zu ſchauen.“ Wegen dieſer Lebensverſicherung erhielt er endlich fl. 225 und 2 Thlr. Trinkgeld. Im Jahr 1760 beſaß das gemeine Weſen ſchon 4 Feuerſpritzen. Die ganze Stadt hatte ein löſchartiges Ausſehen gewonnen. Denn 30 Feuerleitern, 21 Feuerhacken und 167 Feuerkübel prangten, an verſchiedenen Orten aufgehängt. Dieſe Kunſtaufſtellung hatte eine electriſche Wirkung. Sie entflammte die Löſchluſt der Bürger vor dem Ausbruch des Feuers. Es entſtand ein Feuerſpritzencorps der edelſten Art; denn es bildete ſich nicht durch Geſetzeszwang, ſondern aus freiem Willen. In dasſelbe trat aus allen Ständen die Blüthe des Jünglingmuthes und der Männerkraft und ſelbſt die Würze des Greiſenverſtandes. Dieſe Geſellſchaft der Feuermänner hat durch ihr tactfeſtes Auftreten, durch die Gewandtheit der Bewegungen und das raſche, kräftige Eingreifen bei vielen Brandfällen nah und fern viel Unglück vermindert.

Sie gewann ſogar der Stadt einen neuen Ruhm. Denn lange Jahre galten die von Winterthur für die beſten Löſcher. Und dankbar wurde es über den Grenzen des Cantons anerkannt, unſere Bürger haben das meiſte dazu beigetragen, daß in den ſchrecklichen Brandjahren 1771 und 1788 jedesmal die eine Hälfte der Stadt Frauenfeld erhalten worden. Seit dem Jahr 1804 hat der Feuerlauf aus einer Bürgerſache in eine Gemeindsangelegenheit umgeſchlagen. Daher werden alle Einwohner conſcriptionsartig dieſem Dienſt eingereiht. Dadurch hat der Löſchenthuſiasmus nur ſubjectiv, nicht objectiv gelitten. Denn Ao 1837 iſt die Stadt für fl. 1615 durch die Gebrüder Sulzer mit der zehnten Feuerſpritze bereichert worden.

So iſt in unſerer Stadt jederzeit das Möglichſte geſchehen, um das ſchrecklich ſchöne Schauſpiel einer Feuersbrunſt zu verhüten. Gleichwohl ſind wir jetzt weniger als je geborgen. Denn die chemiſchen Zündhölzchen, obgleich durch ſie allein jeden Tag durchſchnittlich ſo viele Minuten am Feuererzeugen erſpart werden, als ein Menſchenleben deren enthält, bergen in ſich einen Keim, den wir bei unvorſichtiger Pflege nur zu oft ſchon lichterloh ausſchlagen geſehn. Ebenſo ſind das Rauchen von Cigarren, Gasbeleuchtung und Dampfmaſchinen gefährliche Inzidenzien. Welches alles unſere Nachkommen zu einer durchgreifenden Reviſion der Verordnungen über Bauweſen und Löſchanſtalten zwingen wird.

Doch wir wenden den Blick einem freundlicheren Lichte zu. Es ging uns nämlich ein neues Licht auf, zwar nur ein Lampenlicht. Wir nehmen es aber für eine gute Vorbedeutung hin. So kommen wir auf die Stadtbeleuchtung. Eine außerordentliche Laternenwiderſpenſtigkeit iſt ein hervorſtechendes Merkmahl der alten Welt. Ewiger Mondſchein wäre ein willkommener Mitſtreiter geweſen. Der Bürger wurde in rabenſchwarzer Nacht ſich ſelbſt überlaſſen. Nichts geſchah von Seite der Stadt, um ſeine Pfade zu beleuchten. Der väterliche Magiſtrat hielt an dem Grundſatz feſt, Alt und Jung gehören bei Nacht in das Haus, und nicht auf die Gaſſe. Und wenn etwa auf Koſten der Stadt ein Lichtglanz in der Nacht aufging, ſo war es ein höchſt gefährlicher. Er kam von den Pechflammen, welche auf den Feuerpfannen aufſtiegen. Dieſe waren an Eckhäuſern der Gaſſen angebracht und wurden angezündet, wenn in dunkler Nacht Feuer- oder Kriegs-

Digitized by Google

lärm ausgebrochen. Dieſe leuchtenden Vorrichtungen gewährten eine ſo zweideutige Sicherheit, daß etlichen Bürgern die Pflicht auferlegt war, in der Nähe der Feuerpfannen Wache zu halten, um die von ihnen zuerſt drohende Gefahr abzuwenden. Nur allzulange dauerte dieſe antidiluvianiſche Nachtbeleuchtung. Erſt im Jahr 1710 wurde ihr Irrthum erkannt, und in geſeſſenem Rath über die von den Feuerpfannen zu beſorgende Feuersgefahr ein Anzug gemacht. Dieß brachte den Beſchluß, „daß etliche Laternen zu einer Probe gemacht werden ſollen.“ Es war das erſte Mal, daß die Laternen diplomatiſch verhandelt wurden. Hier finden wir alſo in unſerer Stadtgeſchichte den Anfang der Laternenzeit. Doch Finſterniß blieb ihr Theil. Es erforderte den Ausbruch jenes fürchterlichen Vulkans, der ganz Europa in Feuergluth verſetzte, bis ein ſpärlicher Schimmer unſere Straßen bei nächtlichem Dunkel an einigen Stellen zu erheitern begann. Dieſen wohlthätigen Einfluß auf die Finſterniß der Nacht haben wir dem Lichtgeiſt der franzöſiſchen Revolution und der Alles überwindenden Ankunft der fränkiſchen Heere zu verdanken. Anfangs diente die blendende Laternenbeleuchtung eigentlich mehr dazu, daß die Leute gegen einander rannten, als ſich ausweichen konnten. Dennoch war man vergnügt, in Hoffnung auf bequemere Zeiten. Der die Nacht erheiternde Patriotismus ſtieg von unten auf. Nicht von des Magiſtrates Weisheit, ſondern von der Bürger ſchlichtem Verſtande kam der erſte Anſtoß zu unſerer Stadtbeleuchtung. Am 23. September 1796 ließ die Nachbarſchaft im goldenen Winkel Schultheiß und Rath vortragen, ſie ſey entſchloſſen, „zur Sicherheit und mehrerer Bequemlichkeit des Publikums der dortigen engen Paßage wegen (die ſeitdem zu allen goldenen Winkeln noch enger geworden) eine Laterne in eigenen Koſten anzuſchaffen, zu unterhalten und in dunkeln Nächten in gehöriger Höhe in der Nähe des Spitals aufhängen zu laſſen; mit dem Wunſche, daß dieſe gemeinnützige Anſtalt MGNHerren Wohlgefallen und Bewilligung erhalten möge.“ Der goldene Winkel erndete für dieſen goldenen Nachtgedanken den Dank der Obrigkeit. Dadurch geblendet, beſchloß ſchon am 25. November 1796 die untere Nachbarſchaft am Markt, auch eine Laterne auszuhängen, fl. 50. 35 ß. am Werth. Zu Beſtreitung der Unkoſten wurde das heilige Geld des durch freiwillige Beiträge

Digitized by Google

verſtärkten Aſchenmittwochfonds beſtimmt, und dieſem auch alle von Leichenbegängniſſen und Ehrenbeförderungen fließenden Gefälle und Honoranzen zugewieſen. An den Rath aber wurde die Bitte geſtellt, nicht bloß das Aushängen der Laterne zu billigen, ſondern wegen des in der Nachbarſchaft liegenden Pfarrhauſes auch dem Fond einen Zuſchuß zu gewähren. Und die Stadt ſteuerte an dieſes ewige Nachtlicht fl 10. Im Januar 1797 ließ die Nachbarſchaft bei der Oberſtube MGNHerren vorſtellen, daß ſie geſinnet, in Verbindung mit 2 Nachbarſchaften am Markt, 2 Laternen anzuſchaffen und dieſe am Obſtmarkt und bei der Kirchgaſſe aufzuhängen; aber wegen der hier ſtehenden obrigkeitlichen Gebäude einen Beitag erwarte. Da ward der dritte Theil an die jährlichen Koſten zugeſagt. So war die Stadt noch vor Anbruch des 19ten Jahrhunderts in den Beſitz von 4 Laternen gekommen. Allein ſie hatten von den rheümatiſchen Beſchwerden der untern Athmosphäre, den Wolken und Nebeln, wie auch von den regelmäßigen Launen des ſonſt ſo ſanften Mondes, viel zu leiden, ſo daß ſie oft zu Sternen der Milchſtraße erblaßten. Dennoch war ihr Lichtglanz nicht überall erträglich Daher wurde im März 1800 der Magiſtrat um Uebernahme der Laterne erſucht, welche am untern Markt ſo patriotiſch aufgehängt worden. Allein die nichts als Kriegsbeſchwerden athmende Municipalität konnte ſich „für Einmal und bis auf beſſere Zeiten“ nur zu Lieferung des Oels entſchließen. Bei dieſem Anlaß trat in unſerer Stadtbeleuchtung ein dunkler Fleck ans Licht. Man entdeckte, daß die Laterne am Obſtmarkt ſelten angezündet werde, und wenn es geſchehe, von den Kerzen nur wenig Licht erhältlich. Da ward beſchloſſen, die Stadtbeleuchtung aus dem Stand der Kindheit in das beſtandene Alter überzuführen, und ſtatt Kerzen Oel zu brennen. Im Jahr 1808 fing der nächtliche Luxus an, ſich Bahn zu machen. Denn der Gemeindrath ließ zwei der ärmlichſten Leuchtapparate wegnehmen, und durch Laternen mit Reverbères erſetzen. Das Jahr 1810 brachte die Aufforderung an den Magiſtrat, die übrigen Nachbarſchaften vom Unter- bis zum Oberthor zu erforſchen, ob ſie geneigt, zu Anſchaffung von 3 großen Laternen ſich jährlichen Beiträgen zu unterziehen, damit die Hauptſtraße in nützlicher und angenehmer Nachtbeleuchtung erhalten werden könne. Von jetzt an trat dieſe Angelegenheit für mehrere Jahre in den Vor-

Digitized by Google

dergrund der Bürgergedanken. Manche hielten ihre ſchnelle Erledigung für unerläßlich. Sie fürchteten, ein längeres Zögern mit dieſer Lichtverbreitung könnte der Bürgerſchaft im Urtheil der übrigen Welt ſchaden, und den gerechten Vorwurf des Zurückbleibens in Nachahmung der Bequemlichkeiten einer neuern Zeit zuziehen. Dieſe ſuchten die Sache in Bewegung zu erhalten; während andere ihre Erledigung keiner großen Opfer aus der Stadt- oder Privatkaſſe werth, und eine Straßenbeleuchtung, weder in polizeilicher Rückſicht, noch um perſönlicher Sicherheit willen, für gebietheriſche Nothwendigkeit hielten. Die Bürger trennten ſich in Beförderer des nächtlichen Lichtes und in Gönner des althergebrachten Dunkels der Nacht. Mit dem Schluſſe des Jahres 1815 hatten ſich die Begriffe ſchon ſo geläutert, daß der Magiſtrat die Einladung wagen durfte, Plane für die beſte Art der Stadtbeleuchtung einzugeben. Nach 4 Jahren waren die Behörden über die bequemſte Beleuchtungsweiſe einig. Allein ſie litt an dem Gebrechen einer Beſteurung der Bürger, zu welcher von dieſen die Zuſtimmung einzuholen. So wurde am 30. November 1819 die erſte Laternen-Gemeindsverſammlung einberufen. Von 450 anweſenden Bürgern erſchienen 136. Von dieſen huldigten 84 dem Licht, und 52 der Finſterniß. So wurde die Stadtbeleuchtung auf 10 Jahr beſchloſſen, und die Beſtimmung des einfachſten und billigſten Koſtenbezuges dem Magiſtrate überlaſſen. Wegen verſchiedenen Dunkelheiten und feurigen Diſcuſſionen im Stadtrath und Wahlcollegium konnte die Executivcommiſſion der Stadtbeleuchtung erſt im November 1820 geboren werden. So wie ſie aber das Licht der Welt erblickt, begann ſie raſch den Kamdf gegen die Finſterniß. Da es ihr an dem beſten Lichtnerv, an Geld, gebrach, ſammelte ſie Beiträge, und brachte durch 460 Unterſchriften fl. 1305 zuſammen Am Oſtermontag 1811 ſah man zum erſten Mal die Straßen der ganzen Stadt durch 19 Laternen nach Argand'ſcher Erfindung überraſchend ſchön beleuchtet, durch einen Apparat, der fl. 2012 gekoſtet. Dieſe neue Bequemlichkeit beſchwerte mit einer neuen Steuer. Jeder Bürger zahlte 10 ß. und überdieß noch von ſeiner Vermögensſteuer (à 1 ß. von fl. 100) den vierten Theil, unter dem hinter das Licht führenden Namen Laternengeld. Auch den Anſäßen wurde der Genuß der Stadtbeleuchtung zu Theil,

ſo wie das Laternengeld. Jede Perſon oder Haushaltung ſteuerte 10 ß. Dann zahlte noch, wer bis 5 Frkn. Anſäßgeld angelegt war, 10 ß.; bis 12 Frkn. $^{1}/_{6}$, bis 18 Frkn. $^{1}/_{5}$ und bis 24 Frkn $^{1}/_{4}$ ſeiner Anſäßanlage. So war für 10 Jahre bis December 1830 eine Einnahme von fl. 8,936, und bei einer Ausgabe von fl. 5207 ein noch nie geſammelter Schatz, ein Laternenfond von fl. 4525, geſichert. Doch im Jahr 1830 verbreitete ſich neben der Stadtbeleuchtung noch eine Kopferheiterung. Da ward des Lichtes ſo viel, daß es ſeinen Werth verlor. Die Bürger hielten es unter ihrer Würde, nachdem es politiſch Tag geworden, eine Nachtbeleuchtung ſelbſt zu zahlen, und legten dieſe Pflicht dem gemeinen Weſen auf. So ging die freundliche Gewohnheit der Laternenſteuer plötzlich verloren. Aber des Menſchen Herz iſt wankelmüthig, die Zeit veränderlich und nach der Abſchaffung wird oft das Nämliche wieder angeſchafft. So zeigte auch die Bürgerſchaft im Jahr 1843 den Muth, ſich die Laternenſteuer wieder aufzulegen. Dieſes ſtille Ereigniß wirft ein Licht auf die Ebbe und Fluth des politiſchen Lebens.

Noch iſt ein Licht, das bald mit freundlichem Schimmer, bald mit verſengenden Strahlen aufgegangen, und ſich wie ein goldener Faden oder wie ein eiſener Draht durch unſere Sittengeſchichte zieht. Es iſt noch von unſerer geiſtigen Stadtbeleuchtung zu ſprechen, von der Bürger Auszeichnung in That und Schrift und von der belohnenden Anerkennung, welche ihnen dafür geworden.

Die Dankbarkeit erſcheint in unſerer Stadtgeſchichte nicht als eine niedrige, ſondern als eine hohe Tugend. Denn ſie wurde auch von unſeren Höchſten, vom Magiſtrat, geübt. Zu jeder Zeit war, wer dem gemeinen Beßten außergewöhnlich und mit Aufopferung gedient, nicht bloß belobender Worte, ſondern auch thätlichen Dankes gewiß. Schultheiß und Rath gaben, was ſie jedesmal hatten. Die Reihe der Ehrenbelohnungen eröffnet Hans Köm. Dieſem wurde Ao 1431 wegen ſeiner, gemeiner Stadt bewieſenen, Dienſte, mit Zuſtimmung der ganzen Gemeinde ein Leibding anerboten, beſtehend in 8 ℔ Haller alljährlich aus der Stadt Säckel, 4 Mütt Kernen und $1^{1}/_{2}$ Vrtl. Schmalſaat, „oder aber die müſſig Pfrund im Spital, wenn er lieber will.“ Der alte Geilinger ragt unter unſern verdienſtvollen Bürgern beſonders hervor. Denn er hat

für unſere Stadt die ſteilſten Pfade betreten, und iſt auf ſeinen diplomatiſchen Reiſen müde und grau geworden. Wo bei Fürſten, Höfen und Städten etwas zu zahlen, zu fordern oder zu unterhandeln, war nur Er der geſchickte Geſandte. Es iſt noch ein Brief vom Jahr 1460 unter der Adreſſe „Unſern lieben, getreuen, dem Burgermeiſter? und Rathe zu Winterthur“ vorhanden, worin Herzog Albrecht Aufſchub wegen Entrichtung der jährlich verſprochenen Summe verlangt, um welche die Stadt durch den Geilinger und den Stadtſchreiber Anwerbung gethan. Daher konnten Schultheiß und Rath den treuen Bürger nicht ungetröſtet laſſen. Im Jahr 1481 wurden dem Ergraueten jährlich 2 Mütt Kernen auf den Gartenzins zu Leibding angewieſen, und ihm noch dazu ſeine Steuer erlaſſen. „Das Alles iſt geſchehen (ſo ward ins Protokoll verzeichnet) durch ſinen Dienſt willen, ſo er in vergangenen Zyten unſerer gemeinen Statt gen Wien, gen Oeſtrich und anderswo gethan.“ Auch die aufopfernde Menſchenliebe fand öffentliche Anerkennung. Als im Jahr 1541 die orientaliſche Peſt ausgebrochen und bei dieſem ihrem ſechszehnten Auftreten in unſerer Stadt gegen 500 Bürger hingerafft, herrſchte bei dem damaligen Mangel an Aerzten und Apotheken große Verwaiſung. Die Liebe mußte erſetzen, was die Kunſt verſagte. Verwandte und Nachbarn eilten einander zu Hülfe, pflegten und heilten die Kranken mit dem, was ſie hatten, mit Hausmitteln und Seelentroſt. Es gab rührende Beiſpiele hingebender Liebe. Der Magiſtrat ließ dieſelben nicht unbeachtet. Er that ſein Wohlgefallen auf dem Wege kund, der damals für den ehrenvollſten galt. Er ſchenkte den Betreffenden die Bürgerſteuer. Dieſer Ehre wurden 10 Perſonen beiderlei Geſchlechtes gewürdigt. Davon macht die Seckelamtsrechnung jenes Jahres den ſchönen Verrath. Denn am Fuße derſelben ſteht geſchrieben: „Es gand mir ab dieſe hienach geſchribne Stüren, ſo MGNHerren denen, die zu den Kranknen ſind gangen, hand nachglan.“ Selbſt das 19te Jahrhundert liefert noch Beiſpiele von ſolchen Ehrenbelohnungen. Im Jahr 1803 wurde Joh. Rudolf Sulzer zum Adler wegen übernommener Miſſion nach Paris und Vertheidigung der Rechte der Stadt gegen den erſten Conſul Bonaparte für einen Bürger erklärt, der ſich um ſeine Vaterſtadt aufs beſte verdient gemacht, und dieſe ſchriftliche Zuſicherung mit einem Geſchenk an Grundbeſitz

Digitized by Google

und mit lebenslänglicher Ueberlaſſung eines einträglichen Amtes verſtärkt. Die Reihe ſchließt im Jahr 1829 Herr Ingenieur Joh. Jac. Sulzer, gegen welchen die Dankbarkeit noch nach dem Tode erwachte. Denn es wurde beſchloſſen, für die vielſeitigen verdienſtlichen Arbeiten, die er ausgeführt, ſeinen Erben eine Gratification von fl. 200 nebſt Begleitſchreiben zu überſenden.

Aber nicht bloß die That, auch das geſchriebene oder gedruckte Wort wurde von Schultheiß und Rath hoch angeſchlagen. Es gab eine Zeit, und ſie iſt noch nicht ſo lange her, wo Bücher zu den Seltenheiten unſerer Stadt gehörten. Die Schriftſteller galten für Wundermenſchen. Auch hatten ſie keine äußerlichen Antriebe, wenn ſie ſchrieben, ſie wollten weder Geld noch Ruhm. Ihre meiſten Arbeiten lieferten ſie, weil ſie eine Befriedigung für ſie ſelbſt waren, weil ſie ihrer Neigung, ihrer Liebhaberei folgten. Daher ſchrieben ſie ſelten. Und wenn ein Geiſtesproduct unter die Preſſe kam, ſo wurde nur eine kleine Zahl von Abdrücken genommen, und dieſe weniger wie eine Waare, als wie ein Ehrengut behandelt. Deßhalb ſuchten die Schriftſteller von ihren Werken Ehre und Gewinn durch das Verſchenken an Bekannte und Freunde. Unter die beſten Freunde aber wurden die Obrigkeiten gezählt. So kamen dieſe ungeſucht zu allerlei Schriften. Auch Schultheiß und Rath zu Winterthur wurden oft mit ſolchen gelehrten Gaben beehrt, ſeitdem ſie Ao 1660 die Errichtung unſerer Bürgerbibliothek unterſtützt und dadurch als Beförderer der Wiſſenſchaft bekannt geworden. Schon am 5. Januar 1666 wurde vor Rath ein Schreiben von Joh. Rüdlinger, Pfarrer in Stammheim, verleſen, worin derſelbe MGHerren Bullingers Chronik zum guten Jahr präſentirt. „Und darüber erkannt: daß dieß köſtlich und ſauber geſchrieben Werk zu ſonderm Dank angenommen, ihm dagegen 30 Ducaten, der Frau eine doppelte Dupplone und dem Boten ein Reichsthaler verehrt werden ſoll. Deßgleichen: Daß dieß ſchöne Werk aus obrigkeitlichen Gnaden auf die Bibliothek gethan, dabei aber den Herren Bibliothekariis ſchriftlich anbefohlen werde, daß ſie dieſe Bücher niemand als MGHerren ausleihen ſollen; ſonder wer darin zu leſen begehre, der möge es auf der Bibliothek thun. Die Bücher ſollen von Goldſchmid Hofmann ſauber mit glatten ſilbernen Schloſſen beſchla-

gen werden.“ Hierdurch ermuthigt, dedicirte im folgenden Jahr aus Bürgerſinn Herr Cammerer Meyer ſeine gelehrte „Auslegung des hohen Liedes Salomon“, und ſie wurde ohne goldgeprägte Vergeltung mit beſonderm Dank auf- und angenommen. Der Rath hatte Launen. — Im Jahr 1683 übermachte Herr Rector Meyer 16 Exemplare von dem „Schauplatz der Fürſehung Gottes“, den er hatte im Druck erſcheinen laſſen. Der Rath erkannte ſie für goldene Aepfel in ſilbernen Schaalen, und ließ ihm zur Vergeltung ein Paar ſilberne Schaalen verfertigen, 30 Thaler am Werth. — Auch von Zürich lief Tiefgelehrtes ein. Antiſtes Klingler dedicirte Ao 1691 unſerm Kleinen und Großen Rathe die Schrift, der „Selbſtmord“ betittelt und überſandte 54 Exemplare. Da erhielt die Magd 2 Thaler Tragerlohn. Dem Verfaſſer wurde „eine oder zwei vergoldete Schaalen von wenigſtens fl. 100 Werth“ zuerkannt, durch den Stadtſchreiber eigenhändig zu überbringen. Buchdrucker Simmler hingegen, der Ao 1697 Unſern Gnädigen Herren 13 Zürcherkalender verehrt, erhielt ein Gegengeſchenk von 4 Thalern. — Vor der Erfindung der geiſtigen Speiſewirthe, „der Buchhändler“, übernahmen die Buchbinder den Verlag der Bücher und trieben den Buchhandel. Dieſe ſuchten den Waarenabſatz auf dem edelſten Weg und legten ſich auf das Verſchenken. So überſandte Buchbinder Meyer Ao 1700 Schultheiß und Rath 54 Exemplare von Rector Meyers „Feſtpredigten“ und erhielt eine Gegenverehrung von 100 Thalern. Strumpfweber Steiner, der ein franzöſiſches Tractätlein, „der König des Schreckens“ betitelt, durch eine Ueberſetzung der ganzen Bürgerſchaft verſtändlich gemacht, erhielt Ao 1711 für ſeine gemeinnützige Anſtrengung 20 franzöſiſche Thaler. Als aber im Jahr 1743 Chriſt. Strauß, Stud. Theol. von Stuttgart, abermal einen „Neujahrswunſch“ geweiht, ward ihm ein Thaler überſandt, mit dem Verdeuten, „daß er künftig MGHerren mit Dedicirung und Ueberſendung ſolcher Schriften verſchone, weil man auch von hieſigen Bürgern dergleichen nicht annehme.“ Dieſe obrigkeitliche Unwillenserklärung hat die freundliche Sitte der literariſchen Ehrengeſchenke aus unſerm öffentlichen Leben verwiſcht, bis zum Jahr 1842, wo ein erneuerter Verſuch ohne Tadel blieb.

Der Gegenſatz der frühern und jetzigen Verhältniſſe tritt uns nirgends ſchroffer entgegen, als in der Bücherwelt. Ehe-

Digitized by Google

mals herrſchte in derſelben anhaltende Dürre und Mangel, jetzt bis zu ſtrömender Ueberſchwemmung geſteigerter Ueberfluß. Das Schriftſtellerweſen und das Bücherleſen ſind beide zu einem Unweſen geworden. Ein grenzenloſer Wuſt ungewaſchenen literariſchen Zeugs geht Jahr für Jahr aus den Preſſen hervor, worüber geiſtreich geſagt worden: „Die Länder werden nicht mehr mißhandelt durch die Schwerter, ſondern durch die Federn der Barbaren, welche dieſelben heimſuchen.“ Die Feder iſt das Scepter geworden, womit der Geiſt die Zeit beherrſcht. Die Feder iſt uns zugleich Wehr und Waffe, Schwert und Schild, Lanze und Rüſtung, Zunge und Hand, Wort und Sprachrohr, Zügel und Sporn. Wie es früher irrende Ritter gab, welche nichts beſaßen als ein Pferd, eine Rüſtung und eine Lanze; ſo gibt es irrende Ritter, welche nichts beſitzen als eine Feder. Ja es gibt dieſer letztern noch mehr als es jemals jener gegeben. Und nicht allein Don Quixote, der edle Ritter, hat zur Feder gegriffen, ſondern auch die Sancho Panſas haben es. Leider ſind wir durch die dreißiger Jahre ſo verbittert und verwildert worden, daß wir mit der Feder zunächſt nur den Begriff einer Waffe verbinden, um unſere politiſchen Zwiſte und Parteizänkereien durchzukämpfen. Und doch gewährt ſie uns weit edleren Dienſt. Die Schreibfeder iſt ja das Sprachrohr, durch welches die Töne unſerer Empfindungen übergetragen werden an die Herzen, die uns in der Entfernung ſchlagen. Wenn der Kummer über die Trennung von den Lieben ſich der Seele bemächtigen will; wenn die Freude ſich nach Theilnahme ſehnt, und Niemand iſt, der ſich mit uns freuen will; wenn das Schickſal den Geiſt in Labyrinthe führt, wo nur Freundes Rath einen Ausgang weiß; dann fließen durch die Feder, — dieſes gefühlloſe Glied des dümmſten Thieres — Beruhigung, Troſt und der Mittheilung ſüße Gefühle. Mächtiger Kiel! Denn nur Ein Zug von dir — und es ſtröhmet Blut am Hochgericht, — und es fallen Tauſende an des Ruhmes Hochaltar. — Zauberkiel! Die eine Hand ruft durch dich Begeiſterung vom Himmel hernieder, eine andere erfüllt durch dich das Herz mit Wohlwollen und Menſchenliebe, eine dritte macht durch dich des Kriegers Muth erglühen, eine vierte träufelt durch dich ſüße Gifte in der Jugend Geiſtesnahrung. Wunderkiel!

Durch den maaßloſen Gebrauch der Feder iſt uns ein

Digitized by Google

neuer Himmel geöffnet worden. Eine bisher unbekannte Seligkeit, die Schreibſeligkeit, hat ſich über die Welt verbreitet, und iſt auch in unſere Thäler und bald in alle Häuſer eingedrungen. In dieſem Hochgefühl ſind wir indeſſen ein wenig ſchlaffer geworden. Wir thun nicht mehr viel, aber wir ſchreiben deſto mehr. Wenn dereinſt ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt unſerer Geſchichte zurückblickt, ſo werden ihm mehr Bücher als Menſchen vorkommen. Er wird ſagen (um mit Menzel zu ſprechen), wir haben geſchlafen und in Büchern geträumt. Wir ſeien in dem Schreibervolk eine ſchreibſelige Stadt geworden, und können ſtatt des Doppellöwen eine Gans oder eine Feder in unſer Wappen ſetzen.

Mit der Schreibſeligkeit hängt das Leſeglück zuſammen, das zweifelhafte. Da ſelbſt das, was beſſer ungedacht geblieben, gedruckt wird. Könnten Bücher die Menſchen klug, gut und glücklich machen, ſo wäre großer Troſt in unſerer Zeit zu ſchöpfen. Denn die Bücher ſind ſo zahlreich, wie die Blätter der Bäume, und erneuern ſich jährlich, wie dieſelben. Wir haben nicht mehr nöthig die Bücher aufzuſuchen, ſie werden uns entgegen getragen und ſchön gebunden auf den Tiſch gelegt. Die einzige Unvollkommenheit, die noch an ihnen haftet, iſt, daß wir ſie bezahlen müſſen. Doch iſt Hoffnung, daß in nächſter Zeit irgend eine Erfindung dieſe letzte Unbequemlichkeit beſeitigen wird. Die Bücher haben bereits den Verſtand, ſich nach der Laune und dem Geſchmack der Leſer einzurichten. Man muß nicht mehr ein gewiſſes Alter erreichen, bis man dem Bücherleſen gewachſen iſt. Es herrſcht in der Leſewelt keine Ariſtokratie, ſondern die reinſte Demokratie. Vom Kinde bis zum Greiſen werden die Anſprüche und Bedürfniſſe aller gleich befriediget. Nicht bloß jedes Menſchenalter, ſondern jedes Decennium hat ſeine beſonderere Literatur. Unſer Leben in geiſtiger Beziehung gleicht einer Reiſe, auf welcher wir bei jeder Station von hochcultivirten Gaſtwirthen in Empfang genommen werden, die uns literariſch-diätetiſch tractiren, und je nach dem Alter mit Milch, Brühen, Backwerk oder Fleiſchſpeiſen ſerviren. Wir empfangen bis zum 8ten Jahr: Bilderfibel, Bilderbuch, Anfangsgründe; — bis zum 14ten Jahre: Robinſonaden, Noth- und Hüfsbüchlein, Fabeln, Rittergeſchichten; — bis zum 20ſten Jahre: Lafontaine, Laun,

Langbein, La Motte Fouqué; bis zum 30ſten Jahre: Morgen=, Abend=, Mittag= und Mitternacht=Blätter, Spindler, Tutti=Frutti, Hahn=Hahn und Hanke; — bis zum 40ſten Jahre: Europa, Ausland, neueſte Weltkunde, Politik; — bis an unſer Ende: politiſche und literariſche Kannengießereien, mitunter ein ernſtes Gedicht, ein ſolides Geſchichtswerk oder eine philoſophiſche Abhandlung über Dampfbote und Eiſenbahnen. Es iſt auch gegründete Hoffnung vorhanden, daß unſere Nachkommen in ihrer Leſewelt nicht ſchlechter leben werden. Denn ſeit die Verſtandeskraft eine dictatoriſche Macht, und das Geld das lockende Ziel geworden, dem Alles mit wie vom Dampf getriebenen Eifer zuſtrebt, ſind auf dem fruchtbaren Boden unſerer Hochgeſittung unzählige Halbgelehrte und literariſche Diletanten gleich Pilzen emporgeſchoſſen, ſchriftſtellerende Naturen, welche in durchwäſſerter Dinte, auf bleichem Papier ihren durchſichtigen Geiſt aushauchen. Dieſe ſind berufen, mit den Erzeugniſſen ihrer Viertels=Erfahrung, ihres Fünftel=Talentes, ihres Sechstel=Geſchmackes und ihres Siebentel=Takts die Buchhandlungen oder literariſchen Comptoirs, wie ſie ſich verſchämterweiſe zu nennen anfangen, zu bereichern und namentlich die Romane zu liefern, welche die Leſekabinette oder Leihbibliotheken, das Badeleben, die Theecirkel und jene hohen und niedern Zimmer alle, in welchen die Langeweile hauſet, ſo dringend bedürfen.

Von ſolchem Bücherüberfluß hatten unſere Altvordern weder Begriff noch Genuß. Sie ſahen literariſch nur die Tage der a. b. c. Zeit. Um ſo viel mehr läßt ſich mit Verwunderung fragen: Woher ſie ihren practiſchen Verſtand bezogen. Denn die Leute waren nicht ſo dumm, als ſie ausſahen. Sie fanden ſogleich, auf welcher Seite ihr Brod gebuttert ſey; was uns bei unſerer Hochbildung nicht immer gelingen will. Wir haben durch allerlei künſtliche Mittel die Tragweite des Blickes ſo geſteigert, daß wir oft überſehen, was uns am nächſten liegt. — Die literariſche Nahrung der Vorzeit beſchränkte ſich auf wenige Gerichte. Allererſt auf das Hauptgericht, auf jenes Buch, welches 3,566,480 Buchſtaben enthält, wie ein Holländer nach 30 Jahren der mühſeligſten Arbeit herausgefunden. Die Bibel war das allgemeine Leib= und Hausbuch, und wurde eben ſo häufig geleſen, als jetzt, nachdem ſie durch die Bibelgeſellſchaften in 200 neuen Sprachen über

Digitized by Google

alle fünf Erdtheile verbreitet worden. Neben der Bibel circulirten noch einige kleinere Schriften in deutſcher Sprache, meiſt theologiſchen Inhalts, Tractätchen genannt, in welchen der Geiſt der Bibel nur verwäſſert zu finden. Dieſes Tractätchen-Gewäſſer erregte die Sehnſucht nach kräftigerer Nahrung. Es traten die denkenderen Köpfe zuſammen und ließen am 28. November 1660 den Ruf ertönen: „Die Stadt ſei voll Tractätlein, man ſolle nützliche Bücher anſchaffen, eine Bücherei errichten, die als eine gemeine Bürde, vielen leichter, als einem allein zu tragen, allen Ständen der Stadt zu großem Nutz, Freud und Ergötzlichkeit, ja der rechte Nerv guter Schulen ſei." Dieſen Wunſch unterſtützte die That. In 10 Tagen hatten 18 Bürger 600 baare Gulden zuſammengelegt und für fl. 200 ſchöne Bücher eingeſchickt. Nachdem man „ſolche Inclination und guten Nachwind geſpürt," wurde das angefangene Werk ſofort Schultheiß und Rath in den Schooß geworfen, mit der Bitte, dasſelbe mit obrigkeitlichem Rath und Hilfe zu unterſtützen. Es geſchah. Dieß iſt die Geſchichte der Stiftung unſerer Bürgerbibliothek, welche als eine dauernde Folge der erſten Revolution zu betrachten, die auf unſerem geiſtigen Gebiete ausgebrochen.

Vierzig Jahre ſpäter wurde dem Calender vergönnt, in der literariſchen Welt ſeine Rolle zu beginnen. Mit dem Jahr 1701 trat derſelbe ſofort in den Höhepunkt ſeiner Wirkſamkeit, dadurch, daß er allgemeinen Schrecken und große Verwirrung verbreitete. Es geſchah durch die endliche Abſtellung der ſogenannten alten Zeit, d. h. durch Abſchaffung des heidniſch Julianiſchen und Annahme des päpſtlich Gregorianiſchen Calenders. Dieſe Calenderverbeſſerung fing mit einem zu Winterthur noch nie geſehenen Erlebniß an. Der 12. Janur 1701 wurde nämlich für den Neujahrstag erklärt. So ſah ſich die Menſchheit und ihre Geſchichte durch eine einzige Nacht um 12 ganze Tage dem Ende näher gerückt. Blaß wurde die Frauenwelt, die das Altern ſcheute, noch bläſſer die Männerwelt, die vor dem Grabe zitterte. Die Obrigkeit erſchrack ob den Unrichtigkeiten allen, welche durch dieſe Zeitvertilgung in den bürgerlichen Verhältniſſen entſtanden. Mehr Papier, als auf den neuen Calender verwendet worden, war erforderlich, um die Mißtöne zu heben, welche in Appenzell, St. Gallen und Glaris wegen dieſer Schlimmverbeſſerung der

Digitized by Google

Zeit ausgebrochen. Gleichwohl hatte der erſte neue Calender einen Anflug von beſſern Kräften gezeigt, und zwar aus der höhern Welt, durch die aſtronomiſchen Berechnungen, welche er in ſich aufgenommen. Dadurch erwarb ſich Joh. Jac. Fäſi in Zürich das obrigkeitliche Wohlgefallen und eine irdiſche Palme. Denn es wurden ihm 4 Mütt Korn, 4 Eimer Wein, 20 ℔ Geld und 2 Klafter Buchenholz geordnet, unter der Bedingung, daß er den Calender fortſetze, und 2 Stunden wöchentlich auf die Unterrichtung der die mathematiſchen Wiſſenſchaften liebenden Jugend verwende. Doch das Volk konnte ſich in die neue Calenderzeit nicht ſchicken; es wünſchte zur Vergleichung die alte vor Augen geſtellt. Sogleich machte ſich die ſpeculative Volksfreundſchaft auf den Weg, doch gegen dieſe Ao 1702 auch die Obrigkeit, mit dem Mandat. „Buchdrucker, Buchbinder zu Stadt und Land ſollen keine Calender, in denen die alte und neue Zeit neben einander ſtehen, bei Confiscation weder kaufen noch verkaufen, ſondern nur ſolche, in denen der neue Styl, bei 5 ℔ Buß.“ Die Bürger von Winterthur betrachteten ſich über dem Calendergeſetz und trieben Handel mit der verbotenen alten und neuen Zeit. Daher Ao 1703 die Zuſchrift von Zürich an Schultheiß und Rath: „Weil wir berichtet ſind, daß zu Baſel getruckte, neue und alte Zeit nebeneinander enthaltende Calender in euwerer Stadt verkauft werdind, zumalen, daß Joh. Wymann, ein Schneider, einige gleiche, zu Chur gedruckte, Calender verhandeln thüge, als werdet Ihr fürderlich obgelegen halten, daß ſolches unterlaſſen, und künftig keine andere, als mit neuverbeſſertem Stylo feil gehalten werdind.“ Das Jahr 1708 brachte eine Calenderverſöhnung. Denn es erlaubte, „die neue Zeit auf die rechte, die alte auf die linke Seite zu trucken.“ Das nämliche Jahr erzeugte aber auch den erſten Calenderunfug. Buchdrucker Lindinner in Zürich hatte, ohne Vorwiſſen der Cenſur, einen Calender drucken laſſen, der viele aſtronomiſche Fehler und „ſonſt ungereimte Poſſen“ enthielt. Dafür ward ihm Bezeugung des obrigkeitlichen Mißfallens zu Theil. Die Calender aber wurden confiscirt, und er angehalten, den Buchbindern und Krämern für die ihnen confiscirte Calenderwaare Erſatz zu geben. Hier ſtoßen wir auf das erſte Opfer des Calenderpreßzwanges. — Erſt im Jahr 1753 wurde die Landesobrigkeit des Calenders müde und zog Hand und Aug von ihm ab.

Digitized by Google

Sie erklärte, „ſie wolle ſich in Zukunft der Calenderverfertigung nicht mehr beladen, ſondern ihre Beſorgung den Verlegern überlaſſen; jedoch daß dieſelben einerſeits die Geſtirnsberechnungen genau einrichten laſſen, anderſeits die Hiſtorica und Anmerkungen der Cenſur einliefern ſollen." So durchlief der Calender verwaist das Land. Und darum hat ſogar die proteſtantiſche Schweiz vor 1798, ſo ſehr ihre literariſchen Beſtrebungen auf Popularität gerichtet waren, im Fach der Calenderliteratur nichts hervorgebracht, das Erwähnung verdiente. Die Sache wird nur durch das Gegenüberſtehen der ſtädtiſchen und der ländlichen Bevölkerung erklärlich. Jene, die gebildetere und daher geiſtig productive, war gewöhnt, den Bauer als eine Art ſtädtiſchen Eigenthums zu betrachten, und indirecte Zwangsmittel wirkten kräftiger als Preßzwang. Man durfte nicht wagen, den Landmann geiſtig dem Stadtbürger nahe zu bringen. Denn die Calenderliteratur iſt ein höchſt wichtiger Zweig der Volkserziehung. Seit das Volk leſen gelernt hat, waren die Calender nächſt den Erbauungsbüchern beinahe das Einzige, was auch der Aermſte las, und noch jetzt haben ſie das größte, das gläubigſte, das dankbarſte Publikum zu Stadt und Land. Schon in dieſer Hinſicht verdienen ſie beſondere Beachtung; man mag ſie aus dem Standpunkt der Gelehrſamkeit, der Statiſtik und Politik, oder aus dem der allgemeinen Menſchenliebe betrachten. Seit uralten Zeiten haben ſie ſich, aus unbemerkten Anfängen, organiſch mit dem Volke ausgebildet und an die unverwüſtlichen Volksbücher angeſchloſſen. Als Buchdruckerſpeculation gaben ſie Anfangs nur, was das Volk begehrte, abergläubiſche Aderlaßtafeln, Wetter- und Kriegsprophezeiungen und derbe Scherze, dann vornehme Belehrungen und ſüßliche Moral. Seit neulich das Volk begonnen, ſich mit Bewußtſein zuſammenzunehmen, wollten auch die Calender nicht hinter ihrer Zeit zurückbleiben und zierten ſich mit manchem tüchtigen und aufklärenden Gedanken. Unſere Tage ſind in die eigentliche Calenderzeit gefallen. Wir haben die wahre Calenderverbeſſerung erlebt. Unſere Augen ſehen meiſt den Calender gereiniget von den albernen, oft unfläthigen Anekdoten, welche ihn früher angefüllt, und die Nahrung für Aberglauben aus demſelben weggeſchafft. Es bleibt uns nur noch übrig, ihn nicht bloß unſchädlich zu machen, ſondern auch ſo zu benutzen, wie es

Digitized by Google

in der Natur der Sache liegt. Denn der Calender, die einzige periodiſche Schrift, welche in die Hände des ganzen Volkes kommt und von jedem ohne Ausnahme geleſen wird, iſt ein unſchätzbares Mittel, gemeinnützige Kenntniſſe zu verbreiten. Es wird kein Buch geſchrieben, bei dem es wichtiger iſt, jede Linie Raum zu benutzen, als bei ihm. Daher ſehen wir, daß in unſern Tagen ſogar Königsſöhne und Kronprinzen ſich an die Spitze von Calenderfabriken geſtellt. Denn die Calendermacher ſind wichtigere und nützlichere Leute, als ſelbſt die Zeitungsfabrikanten. Und ſo bildet es in unſerer Sittengeſchichte eine bedauerliche und gähnende Lücke, daß die Stadt Winterthur auf ihrem literariſchen Felde erſt einen Calenderverleger, aber noch keinen Calenderſchreiber großgezogen.

Die Bürgerbibliothek und der Calender genügten dem Leſeappetit der Bürger nicht in die Länge. Es entſtand ein Gelüſte nach anderer und neuerer Speiſe. Schultheiß und Rath ſchafften das fremde gelehrte Korn nicht herbei; die Altgelehrten der Stadt zeigten Eckel. Da übernahm ein gemeiner Bürger auf ſeine Fauſt das Amt eines literariſchen Traiteurs und errichtete, was man noch nie geſehen, ein privat Leſekabinett. Damit war ein großer Schritt vorwärts in die moderne Welt gethan. Von dieſem Ereigniſſe berichtete am 8. Februar 1754 der Amtſchultheiß den Rath alſo: „Beide Pfarrherren haben ihm, im Namen des Conventes der Kirchen- und Schuldiener, angezeigt, der hieſige Buchbinder Felix Meyer habe ſeit einiger Zeit eine ziemliche Anzahl Bücher angeſchafft, die er um einen gewiſſen Preis zum Leſen leihe; worunter aber nicht wenige ſich befinden, welche bei ſo verſchiedenen Leſern mehr Schaden als Nutzen ſchaffen, mithin der Jugend und guten Sitten nachtheilig ſein möchten. Deßwegen ſollten MGHHerren in Ueberlegung nehmen, wie den zu befürchtenden ſchlimmen Folgen zeitlich vorgebogen werden könnte.“ Einmüthig ward erkannt, durch den Stadtſchreiber dem Convent für die beſcheinte Vigilanz mundlichen Dank zu bezeugen, und dasſelbe zu Fortſetzung ſolch loblichen Eifers aufzumuntern. Anbei aber demſelben von Obrigkeitswegen aufgetragen, dem Meyer die nöthige Anweiſung zu geben, daß die Austheilung der ſchädlich erfundenen Bücher gehemmt und von nun an gänzlich unterlaſſen werde. Somit ſah man eine neue Behörde in unſere Stadt gepflanzt. Das Cenſoramt

Digitized by Google

war aufgeſtellt. Schon 2 Tage ſpäter traten vier catoniſche Herren, die beiden Pfarrer Fries und Ehrhart, Diacon Waſer und Proviſor Küenzli, in der Cenſorwürde auf. Vor dieſe wurde Felix Meyer geſtellt und ihm auferlegt, „daß er gehalten ſei, jedesmal, wenn er neue Bücher anſchaffe, ehe er ſie zu leſen gebe, das Verzeichniß, und auf Begehren die Bücher ſelbſt zur Einſicht einzuſchicken, damit man ihm erlauben oder verbieten könne, ſie auszugeben oder nicht, welchem er ſtricte nachzukommen habe.“ Bisher hatten Schultheiß und Rath die literariſche Polizei ſelbſt geübt. Bei ihren Bücherverboten hatten ſie es nur mit den Buchbindern zu thun. So wurden noch das Jahr zuvor auf zwei Zuſchriften von Zürich alle Buchbinder vor Rath geſtellt, und ihnen der Verkauf der „Himmelsleiter,“ eines nachgedruckten Gebetbuches, ſo wie der Bücher, welche von fremden Hauſirern gebunden und zuſammengeſtochen in die Stadt gebracht werden, unterſagt. Im Allgemeinen war die Cenſur milde. Die Bürger durften leſen, was ihnen nicht verboten war Sie ſelbſt lieferten zum Verbieten keinen Stoff. So oft ein Sturm gegen die Bücherleſer ausbrach, wurde er von außenher angeregt. Im Jahr 1781 mußten auf Zürichs Befehl alle Exemplare einer Schrift, welche die politiſchen Wirren des Cantons Fryburg erzählte, in der Steineriſchen Buchhandlung aufgeſucht, auch den Händen und Augen der Bürger wieder entzogen und an höchſten Ort ausgeliefert werden. Das letzte Bücherverbot hat den 12. Januar 1791 unſere Bürger erſchreckt und an ihrer geiſtigen Nahrung verkürzt. Es geſchah durch folgende Worte: „Endsunterzeichnete hat von Unſern GNHerren den hohen Auftrag, der wohlbeſtellten Canzlei lobl. Stadt Winterthur zu höhern Handen die Anzeige zu thun, daß in der Reichsſtadt Kempten ein ſehr anſtößiges Werk, betitelt: „Wahre und gründliche Darſtellung der Staatsverfaſſungen und verſchiedener Regierungsformen in der Schweiz,“ unter der Preſſe ſei Sowohl die gedruckte boshafte Ankündigung des Werkes, als andere wichtige Gründe, vermögen Hochdieſelben, den Verkauf und Ausbreitung derſelben in Ihrem Gebiet zum Voraus zu hindern. Eben deßwegen, und damit gedachtem Verkauf nicht nur in Abſicht auf Buchhändler, ſonder auch in Bezug auf Buchführer und Buchbinder nachdrücklich vorgebogen werde, erwarten MGNHerren, daß der löbl. Magiſtrat in Winterthur

Digitized by Google

die nöthigen Vorkehrungen ungeſäumt mit beſitzender Klugheit treffe, womit u. ſ. w.

Canzlei der Stadt Zürich.“

Die Tagesneuigkeiten aus der nächſten Nähe entbehrten unbegreiflich lange eines Hebels, um ſie in geregelten Gang oder in ſchellern Flug zu bringen. Die Neugierigen mußten Aug und Ohr auf ſteter Spähe, die Zunge in ermüdender Bewegung erhalten. Die Bürger waren genöthigt, einander ſelbſt zu überbringen, was ſie zu ſagen hatten, oder abzufragen, was ſie wiſſen wollten. Dadurch wurden die, welche im Verborgenen lebten, oder an Schwäche der Füße und des Gehöres litten, ſehr verkürzt. Endlich anerbot ſich ein Bürger, das Wort für Alle zu führen, und der Generalberichterſtatter der Stadt zu werden. Die Idee eines Wochenblattes war aufgetaucht. Im Jahr 1764 kam ſeine Urform auf folgende Weiſe zu der Bürger Kunde: „Da jeder Menſch, von was Stand er immer ſei, ex officio verbunden, alles zu thun und zu unternehmen, wovon er mit Grund vermuthen kann, daß es zu Nutz und Bequemlichkeit ſeiner Mitbürger gereichen könne; ſo habe auch ich Endsbemeldter, vermöge dieſes angeführten Prinzips mich entſchloſſen, ein Wochenblatt zu errichten. Da ich nun bei dieſem meinem Vorhaben eines ganzen lobl. Publikums Conſens und Beifall nöthig habe, ſo bitte dasſelbe geziemend ehrerbiethig um geneigte Aufnahme.

„Es gibt, wie bekannt, Zeiten und Anläße, wo man Wohnungen, Kirchenörter, Hausgeräth, Meubles u. ſ. w. gerne leihen oder ausleihen, kaufen oder verkaufen möchte, ſolches aber aus Mangel an Gelegenheit, bisweilen zu großem Nachtheil nicht thun kann. Das Wochenblatt macht eines jeden Anligenheit mit geringer Mühe, wenigen Koſten, und ſtillſchweigend, allen denen bekannt, welchen es zu wiſſen nöthig und die öfters juſt das ſuchen, was andere entübrigen können oder wollen. Der Reiche erlangt Gelegenheit, einiger ihm oft überflüſſiger Sachen los zu werden, welche von dem Armen begierigſt geſucht werden, und dadurch leiſtet er ſich und ſeinem Nächſten einen ſchätzbaren Dienſt. — Der Kaufmann hat oft Waaren und Güter, dem Publico unbewußt, im Verlag, ſo daß der Bürger bisweilen aus der Frömde beſchickt, was er hier in der Nähe haben könnte. — Der Hauspatron verleirt bisweilen einen Dienſt durch einen unvermutheten Zufall,

Digitized by Google

und die dienſtloſen Knechte und Mägde befinden ſich öfters in großer Verlegenheit, eine Herrſchaft zu bekommen. — Alle dieſe verſchiedenen Parteien können in ihren verſchiedenen Begehren mit Hülfe des Wochenblattes ſehr wahrſcheinliche Hoffnung faſſen, ihren Zweck zu erlangen. Der Nutzen iſt alſo allgemein, welcher aus ſolcher Publication herfließt. Denn die genaue Verbindung, welche unter der menſchlichen Geſellſchaft herrſcht, leiſtet Armen und Reichen gleich nützliche Dienſte. — Eine Propoſition von dieſer Art iſt eben nicht gar neu. Sie iſt ſchon ehemalen einem lobl. Publico von Herrn Küenzli geſchehen; vermuthlich hat deſſen bald darauf erfolgter Tod ſeinem Unternehmen ein Ende gemacht. Ich hoffe indeſſen, daß ich das meinige, bei dieſer wichtigen Veränderung der Zeit, der Sitten und des Wohlſtandes dieſer Stadt, mit gutem Fortgang werde continuiren können. Enfin. Ich anerbiete alſo von heute an meine Dienſte allen denjenigen, welche vermöge meines Vorſatzes dienlich finden, ſie anzunehmen, mit Verſicherung, über alle und jede Sachen, welche ſie in dieſem Blatt zu publiciren geſinnet, eine ordentliche Verzeichniß zu führen, damit ich bei Alienation aller und jeder Sachen, unter dem Siegel der getreuen Verſchwiegenheit mit den Namen der Eigenthümer oder der Eigenſchaften der Sachen, sub dato temporis den fragenden Perſonen gebührenden Beſcheid und Antwort zu geben, mich in Stand befinde. Sobald ich alſo mit genugſamen Berichten verſehen bin, werde ich dieſelben zum Druck zu beförderen befliſſen ſein, um, wo immer möglich, einen erwünſchten Succeß des Blattes zu beförderen. Womit ſich in eines lobl. Publici ſchätzbaren Gunſt und Wohlgewogenheit unterthänigſt empfehlt deſſelben ergebener Diener

Stattbot Aberli."

Doch es bedurfte damals weder eines Stadt- noch Landboten, um die höhern und niedern Bedürfniſſe unſerer Bürgerſchaft wöchentlich einzuholen und zu verbreiten. Die Welt lag noch im Blei. Und wo ſie ſich etwa ſenken wollte, da waren die Leute geſchickt genug, in der Stille die rechte Richtung zu conſtruiren. Inzwiſchen wurde im Jahr 1772 eine Buchhandlung errichtet. Dieſes außerordeutliche literariſche Unternehmen erzeugte nicht ſo viel geiſtige Aufregung, als man hätte erwarten ſollen. Denn ſein Streben war mehr in die

Digitized by Google

Ferne gerichtet. Dort fand es ſeinen Gewinn, und ſtreifte darum weniger hart an ſeine nächſte Umgebung an. Gleichwohl wurden einige magnetiſche Funken entzündet, welche eine Art Verſtandesexploſion zur Folge hatten Denn zu dieſer Zeit ſah man in unſerer Stadt die erſten Exemplare jener unſchuldigſten und erträglichſten aller Thoren, ſo unſchön Büchernarren genannt, welche über den Büchern den Verſtand verloren. — Nun erſchien die franzöſiſch-helvetiſche Revolution. Dieſe gebar eine Gedankengährung, eine Worttraufe und Buchſtabenflut. Damit waren die Elemente zu einer neuen geiſtigen Compoſitionsmaſchine gegeben. Sie ward eingerichtet. Im Jahr 1798 kam die erſte Buchdruckerei in Gang. Sofort wandte ſie ihre jungen Kräfte auf den Hausverbrauch. Ein Wochenblatt ward geſchaffen. Dieſes erzeigte ſich als der Stadt wirkliche Bedürfnißſchrift, und auch als ein ſittliches Blatt, das dieUnfugen der Preßfrey- und Frechheit nicht kannte, außer wennin politiſchen Stürmen der aufgeworfene Koth ſeine Spalten befleckte. Daher es im Jahr 1801 unter obrigkeitlichem Geſetzeszwang zu ſeufzen hatte, welchen etliche gallartige Aufſätze hervorgerufen. Doch milderte ſich derſelbe bald in eine Aufſicht, welche nur den Ein- und Auslauf des Polizeiwidrigen verhüten ſollte. In einer ſchwierigen Zeit, in welcher Könige geſtürzt wurden und Völker ihre Nationalehre verloren, behauptete unſer Wochenblatt nicht bloß ſeine Würde, ſondern gewann ſogar einen amtlichen Character, und ſchwang ſein papirenes Scepter ſo dictatoriſch über die Stadt, daß ſeinen Ankündigungen, Geboten und Verboten, Jung und Alt gehorchen mußte. Doch war das Herrſchen nicht ſeine Leidenſchaft. Es fühlte den beſſern Trieb, durch Belehrung nützlich zu werden. Ermuthigt durch ſein Kraftgefühl, gehoben durch das Bewußtſein ſeiner höhern Beſtimmung, machte es daher am 25. September 1829 dem Publicum folgende Eröffnung: „Unſer Wochenblatt, welches in wenig Tagen ſein 31. Lebensjahr antreten wird, ſteht wohl auf einer Altersſtufe, daß ſeine Leſer es ihm nicht verargen dürfen, wenn es endlich etwas ſelbſtſtändiger zu werden und männlicher vor ihnen aufzutreten wünſcht; ja viele ſich wundern mögen, warum es nicht ſchon längſt ſich ſo bezeigt. — Wirklich ſind ihm, wie uns allen, die verlebten Jahre auf den Schwingen der Zeit, unter guten und böſen Tagen, ſo lehrreich, ſo erfahrung- und

Digitized by Google

übungsvoll über dem Haupte weggeeilt, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn es jetzt anfängt, von Zeit zu Zeit ſelbſt zu reden, ſtatt entlehnter, erkaufter und mit Gewalt aufgedrückter Nachrichten und Anzeigen, eigene Gedanken zu Tage zu fördern, und aus dem bisher verſchloſſenen Schatze ſeiner vielſeitigen Erfahrungen und Beobachtungen Proben zu geben, wie es die Vergangenheit erfaßt, die Gegenwart zu beurtheilen und auf die Zukunft zu ſchließen gelernt. Dabei ſollen wir aber, wegen der ihm anerbornen und anerzogenen ſanften und beſcheidenen Gemüthsart, keineswegs erwarten, daß, wenn es jetzt ſich der Hand ſeines bisherigen Erziehers ein wenig zu entziehen anfängt, es wie ein junger Herr, der aus der Fremde heimgekehrt, plötzlich in ganz veränderter Geſtalt, mit fremder Sprache und Sitten, unter uns auftreten werde. Nein, ganz einfach und ungekünſtelt, ſchlecht und recht, wird es für uns denken, zu uns ſprechen, unter uns wandeln und handeln. Es wird fortfahren, zur Freude der Armen und Hungrigen die Wohlfeilheit des Brodes und anderer Lebensmittel zu verkünden; fortfahren, die Trauerbotſchaft des Verlorenen und die Freudennachricht des Gefundenen zu übernehmen, ſowie auch am Ende jedes Monates die Zahl der in die freundliche Gewohnheit unſeres irdiſchen Seyns Neueingetretenen, mit ihren ſinnvollen oder hochtönenden Namen, in langer Reihe zu verkünden; fortfahren, den aus ihrer theuren Herberge Verſtoßenen, wo möglich, eine wohlfeilere zu zeigen; fortfahren, vorräthige Geldſummen auszubieten, welche um kleiner, unſicherer Nebengründe willen leider oft gerade die am wenigſten erhalten, die ihrer am meiſten bedürfen; fortfahren, Reich und Arm mit dem obrigkeitlichen, letzten Nothruf: „Alle Diejenigen!“ zu erſchrecken; fortfahren, die Erſindungen der Mode zur Verſchönernng oder Verunſtaltung des Leibes, zur Freude oder Sorge des Herzens dem Tulpenflor unſerer Jungen und Schönen pfeilſchnell zu berichten; fortfahren, dienſtbare und dienſtſuchende Hände und Füße für die zu benennen, welche zu ſchwach oder zu bequem, um ſich ſelbſt zu bedienen; fortfahren endlich, noch 100 andere Vorfallenheiten des täglichen Lebens zu erzählen, welche zu wiſſen und nicht zu wiſſen gleich lehrreich iſt. — Wenn aber, wie aus der Erfahrung leicht zu ſchließen, in dem engbewegten Kreiſe unſers Alltaglebens etwa eine Stockung entſtehen ſollte, ſo daß unſer Wochenblatt in ſeiner wöchentlichen Ge-

dankenmittheilung mit Oede und Leere erſcheinen müßte, ſo wird es in dieſem Falle ſeine Geſtalt und ſein bisheriges Thun einzig darin ändern, daß es ſolche Lücken nicht mehr mit Erzählungen aus dem Dunkel der verfloſſenen Jahrhunderte, nicht mehr mit Beſchreibungen aus fremden Erdtheilen, nicht mehr mit Mährchen und Schwänken oder Calendergeſchichten, im Drang der Noth haſtig zuſammengerafft, ſondern mit ſelbſt eigenen Gedanken ausfüllt. Dieſe Gedanken wird es nur aus ſeiner nächſten Nähe ſchöpfen, und einzig für das Bedürfniß und die Belehrung ſeiner nächſten Leſer berechnen. Unſere Stadtangelegenheiten und bürgerlichen Verhältniſſe zunächſt alſo wird es zur Hand nehmen; was in denſelben Wichtigeres, die Geſammtheit der Bürger Betreffendes vorkommt, wird es vor- und mit berathen oder nachbeurtheilen; unſere Sitten und Unſitten, Gebräuche und Mißbräuche wird es belehrend oder warnend darſtellen; über die Erziehung der Jungen und über das Leben der Alten Rath ertheilen; jedes Mittel, das ihm zu Hebung und Verbeſſerung des Haus- und Handwerkſtandes, der Gewerbe und Künſte dienlich ſcheint, ſchnell angeben; ſo manche Einrichtungen und Anſtalten unſerer Stadt, welche wir aus bloßer Gewohnheit und Verwöhnung zu wenig würdigen, oder von denen wir nicht wiſſen, oft kaum ahnen, wie ſehr ſie ſich im Lauf der Zeit verſchlechtert oder verbeſſert, wird es nach ihrem wahren Werthe ſchätzend, denen, die ſie nicht kennen, vor Aug und Herz ſtellen, und ſo einen freudigern und dankbarern Bürgerſinn unter uns zu wecken ſuchen; mit den vielbeliebten, die niedern Seelenkräfte aufregenden Räthſeln und Charaden wird es fortfahren, und nebenbei ſeine Leſer noch mit reimloſen Gedanken aus dem Gebiete der Erzählung erfreuen.

„Alſo will ſich unſer gutartiges Wochenblatt in eine Stadtzeitung, in ein Tummelblatt der Parteien und Leidenſchaften, oder gar in einen boshaften Beobachter verwandeln? — Ganz und gar nicht. — Was es uns in ſeiner alten Geſtalt Neues anerbietet, wird es nicht mit der Regelmäßigkeit einer Zeitung, ſondern nur ſo ganz gelegentlich, ohne Drang und Zwang, geben und den bisher feſtgeſetzten Tag ſeines Erſcheinens für ſeine geiſtigern Producte ſtets als einen wahren Freitag betrachten. Was es aber bietet, das wird es, nach Sinn und Vorſchrift unſers neueſten Preßgeſe-

Digitized by Google

tzes, in beſcheidenem und unverfänglichem, in Wahrheit liebendem und Wahrheit ehrendem, in Belehrung ſuchendem und Belehrung gebendem, in aufrichtigem, ernſtgemeintem und dabei ganz freimüthigem Tone bieten. Alle gallſüchtigen Zänker, alle böswilligen Tadler, alle namenloſen Inſecten, alle unzeitigen Eiferer und eckelhaften Geiferer bleiben alſo ſammt ihren Gedanken von unſerem Wochenblatt ausgeſchloſſen, und werden von demſelben zum Voraus angewieſen, falls ſie dennoch ihre Mißgeburten gehegt und gepflegt zu ſehen wünſchen, ſolche anderswo niederzulegen.

„Nur die Sache, nie Perſonen und Perſönlichkeiten in's Auge faſſend, nicht tadelnd und lärmend, ſondern wohlmeinend belehrend und beſonnen unterſuchend, nicht mit Stoff zur Critik für Fremde, ſondern mit Ideen einzig für uns, beſonders aber durch mitgetheilte Gedanken, dargelegte Anſichten, aufgeworfene Fragen über das, was uns als Bürger Einer Stadt zunächſt angeht und intereſſiren muß, unſern zahlreichen Wochen- und Abendgeſellſchaften eine beſtimmtere Gedankenrichtung, einen nützlichen Unterhaltungsſtoff und Aufforderung zu weiterer Verhandlung, Unterſuchung und Beantwortung darbietend, wünſcht alſo unſer Wochenblatt, je durch Zeit und Umſtände veranlaßt, aufzutreten und dadurch eine längſt bemerkte Lücke in unſerm geiſtigen Leben auszufüllen.

„Weil es aber nicht Alles allein ſehen kann, und noch weit weniger Alles allein zu verſtehen meint, ſondern billiger Weiſe in ſich ſelbſt ein gerechtes Mißtrauen ſetzt, wohl aber im Verein mit Mehrern für Gründlichkeit und Vielſeitigkeit, für Wahrheit und Intereſſe die feſteſte Stütze erkennt; darum verbindet es heute mit dieſer Ankündigung zugleich die Aufforderung an unſere ältern und jüngern Mitbürger, dieſes Vorhaben gefälligſt zu unterſtützen, und erſucht ſie, ohne Scheu und Furcht, nicht im Stutzgewande der Kunſt, ſondern in dem weit gefälligern des reinen Willens und der ächtbürgerlichen Wohlgemeintheit ihre Gedanken und Erfahrungen, Anſichten und Wünſche von Zeit zu Zeit in die hieſige Buchhandlung einzuſenden." (J. C. T. R.)

Durch dieſe Ankündigung und Aufforderung erhob ſich unſer Wochenblatt zu einem Sprechſaal, in welchem wichtigere Stadtangelegenheiten von rein bürgerlichem Standpunkte aus verhandelt wurden. Dieß ſchaffte Belehrung und Vergnügen.

Doch Freude und Lehre waren von kurzer Dauer. Plötzlich erhob ſich der politiſche Sturm der dreißiger Jahre. Mit ihm erſchien die Zeit wild gährender Leidenſchaften in unglaublich langer Dauer. Erbittert fielen die entzweiten Bürger über einander her. Zur Angriffswaffe wählten ſie die Feder, und zum Kampfplatz meiſt das nächſtgelegene Feld, — das Wochenblatt. So mußte dieſes jedem zürnenden Erguß, mancher Hinterliſt und Verläumdung, auch geiſtiger Plattheit und Nacktheit ſeine Spalten öffnen. Dieß iſt die Periode der Entartung unſers Wochenblatts, in welcher es der Nachtwelt ein beſchämendes Denkmal hinterlaſſen, wie tief eine hochgeprieſene Culturzeit in verfehltem Aufſchwung geſunken ſey. Zuletzt vermochte dasſelbe bei dem fieberhaften Drängen der Zeit, bei dem vielen Fordern und Suchen, bei dem ungeſtümen Fragen und Antworten, in alter einfacher Weiſe nicht mehr zu genügen. Da verdoppelte es im Jahr 1839 ſeine Lebenskraft und wählte den Dienſtag, um im Wochendienſte der Neuigkeiten zum zweiten Mal zu erſcheinen.

Aelter als das Wochenblatt ſind auf unſerm literariſchen Neuigkeitsgebiet die Zeitungen, dieſe Wunderblätter, welche, wenn ſchon nur von Papier, unvertilgbar geworden, weil ſie ſich nicht mehr bloß auf die Neugierde, ſondern auch noch auf die Leidenſchaften der Menſchen ſtützen. In welch ſcharfen Gegenſatz tritt die alte Zeit mit der neuen durch die Erſcheinungen in der Zeitungswelt! Zu den beinahe unabweislichen Bedürfniſſen des Lebens, unmittelbar hinter Wohnung, Nahrung und Kleidung, ſind auch bei uns, ſeit Menſchengedenken, die Zeitungen getreten, als Verbindungsmittel der Welt im Kleinen mit der Welt im Großen, als geiſtige Speiſe auch der nüchterſten Bildung, als Vermittler aller Geſchäfte, ja als beinahe ausſchließliche Lectüre neben Bibel und Calender. Wie ganz anders war es ehemals. Unſere Alten haben ſeit dem Jahr 1727 auch Zeitungen geleſen, aber nicht wie wir. Sie laſen nur Einmal in der Woche, und nur in einzelnen Häuſern, wo höhere Bildung herrſchte. Sie laſen gehörig vorbereitet, erſt nach Tiſch, durch Speis und Trank an Seel und Leib gehoben. Dann laſen ſie laut und gläubig; laſen ſich ſatt und müde; laſen ganz langſam und bedächtlich. Denn ſie waren Buchſtabirer. Sie hatten wohl eine Stunde an einer Seite zu leſen. Wie Faulthiere krochen ſie auf dem Blatte herum; bis

ſie unten waren, vergaßen ſie, was ſie oben geleſen, oft ohne den Verluſt zu bedauern. Wie ganz anders leſen wir? Wir leſen meiſt während dem Eſſen, um die animaliſche Handlung durch eine uneſthetiſche zu vergeiſtigen. Wir verſchlingen ellenlange Blätter mit Einem Blick, oder werden, ſtatt zu Buchſtabirern, zu Silbenpulsgreifern, welche den aufſpürenden Finger an jede Silbe legen und gleich einen Sinn d. h. Unſinn oder böſen Sinn herauszufinden wiſſen. Woher dieß? Etwa, weil wir nur mit dem Kopfe und dem ſtarken Verſtande leſen? Nicht doch. Viele leſen ja mit dem ſchwachen Magen, oder mit der entzündeten Leber, oder mit der kochenden Galle, oder mit dem Gliederreißen und einem verdorbenen Abdominal-Syſtem. Und alle dieſe Uebel leſen ſie in das Geleſene hinein und wieder heraus, und wünſchen dieſelben dem Redactor und ſeiner Partei auf den Hals. Aber eben weil wir uns ſo unpolitiſch benehmen, kann uns das Leſen politiſcher Blätter nicht viel nützen. Und doch haben wir, Kinder einer neuen Zeit, Zeitungen für jeden Tag, und an jedem Tag Morgen- und Mittagsblätter, Abend- und Mitternachtszeitung, ja für unſere vielen trüben Tage auch eine Illuſtrirte-Zeitung. Es iſt, als ob wir keiner Minute zum Schlaf bedürften; als ob wir dem Leben, den Freunden, ernſter Lectüre und dem ſtrengen Beruf nicht Eine Stunde mehr gönnen wollten! Während das Leben uns ſchon über genug zerſtreut und zerſplittert, halten wir uns Zerſtreuungsblätter, da doch Sammlung es iſt, was uns gebricht. Wir ſind eigentliche Zeitungsgeſchöpfe. Wollen wir das Haus verlaſſen, ſo müſſen wir über Zeitungen wegſchreiten. Gehen wir durch die Straßen, ſo begegnen uns Zeitungshände. Betreten wir eine Wirthsſtube, ſo finden wir Zeitungen aufgelegt. Kommen wir in einen Gaſthof, ſo nehmen die Tagblätter auf den Tiſchen oft mehr Raum ein, als Gläſer und Teller. Wollen wir an einem Ort zu jeder Stunde des Tages zahlreiche Geſellſchaft finden, ſo müßen wir die Zeitungsklubbs, Muſeen oder Leſekabinette beſuchen. Wie wir mit unſern Geſprächen, die gewöhnlich mit dem „ſchönen oder ſchlechten Wetter“ beginnen, in die größte Verlegenheit kämen, wenn einmal gar kein Wetter wäre; ſo würden wir mit unſerm Leben in das chaotiſche Nichts verſinken, wenn es an einem ſchönen Morgen gar keine Zeitungen mehr gäbe. Doch gewährt dieſe Zeitungsfluth einige Erleichterung in der

Digitized by Google

gedrückten Lage der niedern mercantilen Welt. Denn ſtatt aus den Kanzleien und Archiven beziehen die Käſehändler ihre Maculatur aus den Zeitungen. Und ſogar als geiſtige Zündhölzchen werden ſie benutzt. Denn zur Beförderung der Aufklärung fängt man an, die Talglichter in Mitternachtszeitungen eingewickelt zu verkaufen. Dieſe Zeitungsaufklärung über die Zeitungen ſelbſt bedürfen wir ſehr. Denn wir ſind in ſolchem Grade Zeitungsſclaven, daß wir nicht einmal mehr fühlen, wie ſehr wir unſere Vernunft ihnen gefangen gegeben. Während wir nämlich Alles, was wir bedürfen, genau unterſuchen, ehe wir es wählen, und aufs Wohlfeilſte einmarkten, weichen wir nur bei den Zeitungen von dieſem Verfahren ab. Wir bezahlen für dieſelben, ſo viel man fordert, und erlegen für den unbekannten Inhalt das Geld noch zuvor. Wir dulden es, daß man uns, wie kleinen Kindern, zumuthet: „Mund auf, Augen zu, und dankt für das, was ihr bekommt, ohne zu fragen!“

Früher wurden die Zeitungsſchreiber von unſern Bürgern wie Wunderleute und Stockgelehrte angeſtaunt Denn ſie konnten ſich nicht erklären, wie ihnen allein Alles zu Ohren komme, was nah und fern in der Welt geſchieht. Daß aber einer, was er gehört, ſogleich in Buchſtaben einzukleiden vermöge, das hielten ſie für Profeſſorenwerk. Doch dieſe hohe Vorſtellung kam zum Sinken. Der Credit der Zeitungsſchreiber erhielt einen ſo harten Stoß, daß ſie ihr reinſtes Herzblut verloren und zu Lügnern und Verläumdern erſchwachten. Dieſe Ideenaſſociation hat der October des Jahres 1769 geſchaffen. Ein unſchönes Glied des ſchönen Geſchlechtes trägt davon die Schuld. Dorothea Goldſchmid hatte ſich der Anhänglichkeit ihres Mannes durch Gift für immer entledigt. Dieſe Unthat erregte allgemeines Entſetzen. Ein publiciſtiſcher Halbmenſch in Zürich, der nur mit dem Gänſekiel Bruderſchaft gemacht, und den Preßbengel von ſeiner Verwandtſchaft ausgeſchloſſen, bemächtigte ſich des Vorfalls, und machte ihn dem Publikum in ſeiner geſchriebenen Zeitung alſo bekannt: „Die Pfiſter Geilingerin von Winterthur, die, wie es heißt, ihren Mann mit Gift hingerichtet, ſoll endlich von den H.Herren von Winterthur von Lindau, allwo ſie jährlich vor fl. 400 vertiſchgeltet geweſen, abgeholt und dato zu Winterthur gefangen ſitzen. Ob ſie nun die That eingeſtehen, und was ſie dann vor eine

Strafe zu gewarten haben, wird die Zeit lehren. Die Magd, ſo zu dieſer Gräuelthat das Gift holen müſſen, der fl. 100 nebſt Beth und Kaſten zur Belohnung verſprochen wurden, aber daran nichts bekommen; that die That dem HHerrn Schultheiß zu Winterthur zuerſt anzeigen, wurde aber darauf abgewieſen, und erſt hernach thate Herr Pfarrer von Seuzach auf die Unterſuchung dieſes Geſchäfts dringen; die Magd, die eben von Seuzach gebürtig, ſolle dato an Banden liegen." In dieſer glänzenden Erzählung ſchimmerte die Lüge durch. Zum erſten Mal erſchien die Stadt Winterthur in einem Zeitungsblatt verläumdet. Dieſer Allerweltſchimpf war unerträglich, beſonders da er dem Oberhaupt der Bürgerſchaft angeheftet worden. Die Zeit war damals noch keuſch und in jede Staats- und Bürgerehre ſterblich verliebt. Es mußte ein Ehrenkampf entſtehen. Er ward zwiſchen den Höchſten des Landes durchgefochten. Um Ehrenſatz zu finden, ließen Schultheiß und Rath an Bürgermeiſter und die Zweihundert in Zürich folgende Klageſchrift ergehen: „Ernſtlich und ſtets bemüht, die Pflichten des obrigkeitlichen Amts gewüſſenhaft zu erſtatten, kann es uns nicht anderſt als ſehr empfindlich fallen, wann Uns in einem wichtigen Vorfall vorſätzliche Nachläßigkeiten angedichtet werden Von dieſer Art iſt eine Stelle in einem geſchriebenen Zeitungsblatt, das Wir die Freiheit nemmen Euer Gnaden beiliegend in Originali zu überſenden, und welches einem Thurgauer-Botten auf dem Ehegerichtsſaal zugeſtellt worden. Eben ſo dreiſte als unſtandhaft wird, in Betreff der abſcheulichen That, deren des hieſigen Heinrich Geilingers ſel. Wittib beſchuldigt worden, darin vorgegeben, daß ihre Magd dieſe That dem Herrn Schultheißen zuerſt angezeigt, allein von ihm abgewieſen worden. So verächtlich dieſe pasquillenmäßige Erzählung an ſich immer ſeln mag, indem notoriſch und unwiderſprechlich wahr, daß erwähnte Magd niemalen bei Herrn Schultheißen zum Vorſchein gekommen, und die erſten gegebenen Anzeigen auch ſogleich die genaueſte und ſchärfſte Inquiſition nach ſich gezogen haben; ſo können Wir doch nicht umhin, das freche Unterfangen quäſtionirlichen Zeitungsſchreibers Euwer Gnaden ehrenbietigſt und geziemend vor Augen zu legen, anerwogen ein gänzliches Stillſchweigen ſelbigen ohne anders animiren würde, auf nämliche unbeſonnene und calumnioſe Art über Alles, es mag

Privatleute oder Magiſtratsperſonen berühren, ungebunden herzufahren und in die Welt hinauszuſchreiben. Welche Verletzung der allgemeinen Sicherheit, deren eines jeden guter Name von Seite ſolcher Zeitungſchreiber ohne Beruf, und die ihren Namen ſelbſt zu verbergen ſuchen, beſtändig ausgeſetzt wäre, Euwer Gnaden gewiß höchſt mißfällig ſein muß. Womit Wir zugleich Uns und die lieben Unſrigen zu Hochdero u. ſ. w."

Dieſe Klageſchrift verrieth einen Seelenſchmerz. Bürgermeiſter und Rath ſetzten ſich, die Wunde zu heilen, und ſandten zur Linderung die balſamiſchen Worte: „Wir haben ihm und allen dergleichen Zeitungsſchreibern ernſtlich intimiren laſſen, ſich für das Künftige wohl zu hüten, es ſey über Privat- oder obrigkeitliche Perſonen, ſolche Ehr und guten Namen antaſtende Erdichtungen der Welt bekannt zu machen und auszubreiten." So ſteuerte die väterliche Landesregierung den Zeitungsſünden durch freundlich ernſte Worte und fand Gehör. Sie hätte Gewalt gehabt, auch andere Mittel anzuwenden, und dabei einem hohen Vorbild folgen können. Denn gerade zu dieſer Zeit ließ Friedrich der Große, der Einzige und Unvergleichliche, einem Zeitungsſchreiber von Cöln durch vertraute Hand 50 Prügel geben, und von ihm noch ein Certificat in Forma ausſtellen, daß er ſolche wohlgemeſſen empfangen habe.

Das Zeitungsweſen hat ſich erſt in unſern Tagen ſyſtematiſch ausgebildet. Es iſt ſogar zu einem bedeutungsvollen Wahrzeichen in unſerer Sittengeſchichte, zum Ausruf einer verwilderten und losgebundenen Zeit geworden. Seine erſten Mißtöne vernahm man aus dem freien Appenzellerlande, wo die Preſſe ein Tummelplatz tiefer Gemeinheit ward. Alle politiſchen Schmeißfliegen wurden nach dieſem Düngerhaufen hingezogen. Die Appenzeller-Zeitung enthielt ſo viel Lauge, Gift und Galle, daß ganz Europa, geſchweige denn unſer kleines Land, damit verſengt, vergällt und vergiftet werden konnte. Wilde Angriffe geſchahen auf die Moralität der Privatperſonen, wie der Staatsdiener. Die Neuheit der Sache erregte das beſchämendſte Aufſehen. Die mit Namen Genannten und vor dem Publikum an den Pranger Geſtellten fühlten ſich in ihrem Innerſten verletzt. Manchem brach das Herz. Denn dieſe Zeit war noch nicht ſtark genug, es gleichgültig hinzunehmen, wenn von ehrloſen Schmähfedern in den öffentlichen Blättern

Digitized by Google

mit der Bürgerehre ein ehrloſes Spiel getrieben wurde. Auch in Winterthur fielen Opfer. Denn buchſtäblich ging es in Erfüllung, daß auf ſolche Art moraliſch Gemordete zu Grabe getragen wurden.

Durch die Ereigniſſe des Jahres 1830 erhielt das Zeitungsweſen plötzlich einen verſtärkten Schwung, der die Köpfe der Publiciſten hin und wieder mit ſchwindligem Stolz erfüllte. Denn ſie fingen an, ſich wie Volkspropheten zu geberden, von denen die Bürger den rechten Verſtand, und die Obrigkeiten die wahre Weisheit zu lernen hätten Wie Culturcoloſſen ſtellten ſie ſich mit ausgeſpreizten Füßen über das Land, und trugen ihr Lieblingskind, die Volksbeglückung, in Windeln gewickelt, zur Schau. Von jetzt an ſchoſſen, wie Pilze, Tagblätter auf, jedes ankündend, „einem tiefgefühlten Bedürfniß abzuhelfen, oder eine bedeutende Lücke in dem öffentlichen Leben auszufüllen.“ Das Zeitungsſchreiben ward ein Handwerk, und zwar das leichteſte, um etwas Geld zu verdienen. Denn jeder kaum der Schule entlaufene Junge, oder jeder Alte, der zu ſonſt Nichts mehr gut, fühlte ſich hiezu befähigt und berufen. Leider aber ſollten die Zeitungen auch noch die Hetzpeitſchen der Parteien werden. Dieſe gehörig zu ſchwingen, war des verbiſſenen Ingrimms wilde Kraft erforderlich. Das Vaterland hatte nicht genug ſolcher Wildlinge geboren. Da nahm es, zu ſeiner unauslöſchlichen Schande, von Deutſchlands Söhnen jeden ausgeſtoßenen oder entlaufenen, jeden, der in allen übrigen Carrieren geſcheitert, bei ſich auf, und erhob den, der für unſere vaterländiſchen Intereſſen ohne Herz, Sinn und Verſtand war, zum Wortführer der Parteien, zu einem Zeitungsredactoren, um die gedungene Galle über alle ehrbaren Leute auszugießen. Jetzt kam, was noch kein Auge geſehen, und kein Ohr gehört, ſchnell zur Blüthe, — die Entartung der Publiciſtenkunſt. Wer es übernahm, in ſeinem Blatte die beſchworene Verfaſſung zu untergraben, die Obrigkeit lächerlich zu machen und zu verdächtigen, alle Verordnungen und Geſetze zu tadeln; — was andern ehrwürdig und heilig, zu beſpötteln; über jeden, der eine verſchiedene Meinung äußerte, ſogleich herzufallen nnd ihn mit einer Jauche zu übergießen, wie ſie nur aus den ſchmutzigſten Pfützen herfließen kann; wer mit der Gabe jener ſaloppen Stallknechtsſprache glänzte, die ſelbſt den Schmutz zu beſchmutzen vermag; — wer kein

Familienband für heilig genug hielt um es ungetaſtet zu laſſen; — wer ſelbſt die Frauen angriff, um dadurch den Männern zu ſchaden; wer am Schluß eines ſolchen Wochenwerkes mit ſeinen verbrüderten Vorſchreiern in tölpelhaftem Enthuſiasmus mit Göthes Fauſt noch ausrufen konnte:

Uns iſt ganz kannibaliſch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!

der hatte bei denen, die das goldene Kalb der Zeitungscelebrität anbeten, den Ruhm errungen, das Urbild eines Publiciſten zu ſein.

Es waltet ein altes Naturgeſetz, nach welchem Alles, was ſeinen Culminationspunkt erreicht hat, wieder zurückſinken muß. Iſt dieſes Geſetz auch auf die Journaliſtik anwendbar, ſo dürfen wir für unſere Tagesliteratur bald den Anbruch einer neuen Morgenröthe erwarten. Denn das Unweſen hat den höchſten Grad erreicht. Doch iſt es eine Schande, daß es über 10 Jahre dauern mußte, bis man ſagen durfte, es ſtehe auf dem höchſten Punkt.

Es iſt allerdings Zeit, daß die Journaliſtik von ihrer Höhe herabſteige. Hat ſie doch durch ihren wilden Aufſchwung einen Schaden geſtiftet, den ſie in langen Jahren nicht wird erſetzen können. Um beim Kleinſten anzufangen, wie langweilig und wäſſerig iſt unſere Zeit durch die Unzahl der Tagesblätter geworden, welche am Tagelohn mit frauba ſiſcher Umſtändlichkeit alle das Nämliche vor- und nacherzählen, und nur zur Abwechſelung einander ſelbſt ausklatſchen und ausklopfen, und zur Erbauung des Publikums einander wöchentlich herzlich auszziſchen und auspfeifen. — Welch betrübender Schein von größerer Verderbtheit und Laſterhaftigkeit hat ſich über unſer Zeitalter verbreitet, ſeitdem die Preſſe, als Enthüllerinn aller ſonſt verborgenen Dinge, kein Geheimniß mehr kennt; ſeitdem Alles, was in der entlegenſten Ecke des Landes geſchieht, alle Grade von Oeffentlichkeit durchlaufen, als ein Gegenſtand intereſſanter Unterhaltung, als ein fetter Brocken in der waſſerreichen Suppe der Tagesblätter, behandelt werden muß Iſt unſer Zeitalter wirklich verderbter, als die frühern? Geht die Menſchheit in abſteigender Ordnung? Werden wir in dem Maaße laſterhafter, als wir in Civiliſation vorſchreiten? So fragen Viele

zweifelnd und bekümmert, Manche auch ſchadenfroh, namentlich die, welche in den Beſtrebungen und Lehren der neuern Zeit ihre Rechnung nicht gefunden. Allerdings ſind die Menſchen unſerer Zeit noch nicht die beſten. Aber wenn ihre Thorheiten und Verbrechen alle laut genannt und verbreitet, wenn ihnen gefliſſen noch gar neue angedichtet werden; dann wird ihre Zahl natürlich viel zu groß, und der Schein größerer Verderbtheit unabweislich. — Wie groß aber iſt die moraliſche Abſtumpfung, welche die zügelloſe Preßfreiheit durch ihr immerwährendes Schmützen und Schmähen erzeugt hat? Welch ein ungeheurer Verluſt, daß ſo mancher redliche Bürger es nicht mehr wagt, ſich öffentlich auszuſprechen, weil es ihm an Muth gebricht, jeder Verunglimpfung der rohen Zeitungsſudler Trotz zu biethen. Welch eine Schande, daß in unſerer ſo geprieſenen freien Zeit eine ſolche Deſpotie gegründet werden konnte, daß der freie Bürger ſich ſeiner Preßfreiheit nicht bedienen kann, ohne ſofort über und über mit Koth beworfen zu werden! Welch offenbarer Rückfall in eine neue Barbarei, daß ein geiſtiges Fauſtrecht, auf Hinterliſt und Lüge gegründet, unter uns eingeführt werden konnte! — Und wie viel hat die Obrigkeit von ihrem Anſehen verloren, welche, ſelbſt die Zielſcheibe der Tagesblätter, zu dieſem publiciſtiſchen Unfug ohnmächtig ſchweigt, und ſchweigen muß? Wie viel an Achtung die Geſetze, welche zu ſchwach ſind, um eine Wehre zu biethen? Wie viel an Zutrauen die Gerichte, denen mancher lieber ferne bleibt, weil er den Weg zum guten Rechte wie eine Reiſe um die Welt betrachtet, auf der man unterwegs von den Wilden zerriſſen werden kann?

Auch Winterthur vernahm den Ruf, in die am politiſchen Himmel aufgegangene neue Sonne etliche Strahlen zu tragen und ein Paar Tropfen in das Publiciſtenmeer zu gießen. Es folgte der Stimme aus innerem Trieb. So ſah unſere Stadt das noch nie Geſehene, — ein innert ihren Mauern geſchaffenes Zeitungsblatt. Das Jahr 1836 hat dem Lande den Landboten geſchenkt, einen von Parteianſicht ſolid gefärbten Zeitungsmonarchen, der eine dichtatoriſche Sprache vor dem Volke zu führen begann und eine Oppoſitionshochſchule im Lande zu errichten ſtrebte. — Und als ob der kleinen Stadt der Landbote nicht genügen konnte, wagte noch ein zweiter gedruckter politiſcher Sprecher ſich neben denſelben hinzuſtellen.

So erzeugte das Jahr 1837 das Blatt des publiciſtiſchen Ueberfluſſes, der wandernde Heiri aus dem Tößthal genannt. Schon lebensmüde begann dieſer Wanderer ſeine Pilgerreiſe durch ein Thal, das noch nie weder einen Maler oder Dichter zu begeiſtern, noch einen Publiziſten zu ernähren vermocht. Bald fand man ihn an der Auszehrung, d. h. an dem Mangel an Zuſpruch, Todes verblichen. Im Sande der Vergeſſenheit ward er im Jahr 1838 ohne Denkſtein beigeſetzt. — Für das Jahr 1844 hat ſich die Zahl der politiſchen Zeitungen in der Schweiz auf ſiebenzig erhoben. Und dennoch entſpricht die periodiſche Preſſe den wahren und eigentlichen Bedürfniſſen von Jahr zu Jahr immer weniger. Denn von dieſer Unzahl der Wochen- und Tagesblätter wird eine ganz einſeitige, eine bloß politiſche Tendenz verfolgt. Zu gemeinnützigen Zwecken vermögen ſich nur einzelne wenige zu erheben. Die Wirkung iſt nicht ausgeblieben. Denn ſchon ſind Land und Leute durch allzu viele Politik höchſt unpolitiſch geworden. — Bei ſolchem Wachsthum der politiſchen Blätter mußte auch auf unſere kleine Stadt eine Vermehrung ihres Zeitungcontingentes fallen. Daher wurde das literariſche Comtoir in Winterthur erkoren, auch noch die „Freie Schweiz" zu liefern für ein Land, das ein Conglomerat losgeriſſener Souverainitäten bildet, von welchen jede ihre beſondere Freiheit will und nimmt.

Der Leſeluſt ältere Schweſter iſt die Schauluſt, welche an allen Menſchenkindern haftet. Unſere Alten ſahen ſich durch die Stagnation ihres Alltaglebens zunächſt darauf hingewieſen, ſich ſelbſt zu beſchauen. Doch fanden ſie ſich dadurch nicht völlig befriedigt. Auch die Betrachtung der Wunder der großen, ſchönen Natur wollte ihnen nicht genügen. Sie verlangten etwas Seltenes oder Niegeſehenes, und ſollte es auch nur ein Stück aus der fremden Thierwelt ſein. Der Tanz eines polniſchen Bären, mit ſeinem Begleiter, dem Cameel, das ſtummſinnig ſeine Knie bog, lockte die ganze Bürgerſchaft auf die Gaſſe. Ein Affe ſtärkte den Nachahmungstrieb bei Jung und Alt für lange Zeit. Die Elephanten ſetzten durch ihre Körpermaſſe die kleine Stadt in die größte Verlegenheit. Denn wenn Schultheiß und Rath nicht erlaubten, ſie in das Rathhaus einzuſchließen, ſo waren ſie aus Mangel an Platz genöthigt, das Weite zu ſuchen. Unter den ſonderbaren Menſchen

Digitized by Google

machten den tiefſten Eindruck die Rieſen; denn durch ſie wurden Aller Blicke nach oben gezogen In die Geheimniſſe der Taſchenſpieler einzudringen, blieb dem Scharfſinn unſerer Bürger lange verſagt. Der Magiſtrat betrachtete dieſe Tauſendkünſtler in geſchloſſenem Bunde mit dem Teufel und jagte darum früher alle drohend aus der Stadt. Später that er das Nämliche aus edleren Gründen. Im Jahr 1725 ward vor Rath geklagt, „daß einige Gaukler und Taſchenſpieler ſich hier befinden, welche ihre Narrenpoſſen zur Unzeit anheben und bis in die ſpäte Nacht ſich verweilen, wodurch die Jugend in dem eint und andern verärgert und verböſert werde. Wäre gut, wenn dergleichen Geſind fortgeſchickt würde, inſonderheit bei dieſem Geldmangel.“ Da erhielt der Amtſchultheiß den Befehl, noch vor dem Mittageſſen ihnen anzukünden, ſich fortzumachen. „Was auch ſelbigen Tags geſchah.“ Jetzt wollen dergleichen Leute nicht viel heißen. Wir ſind zu altklug geworden, um über Pantominen, Sprünge und Abſurditäten herzlich zu lachen, und zu nüchtern, um den tiefern Sinn zu gewahren.

Für theatraliſche Vorſtellungen zeigten unſere Altvordern viel Neigung und Geſchick. Sie liebten es, das Leben mit ſeinen Leiden und Freuden auf der Bühne verſchönert zu beſchauen, und die Menſchen mit ihren Tugenden und Laſtern im Spiele vor den Augen vorübergeführt zu ſehn. Uebernahm kein Fremder die Rolle, ſo ſetzten ſie ſich ſelbſt in Requiſition. Daher ſehen wir vor der Reformation, und auch nach derſelben, häufig von unſern Bürgern Comödien öffentlich aufgeführt, deren Gegenſtand meiſt bibliſch war. Doch die neue Kirchenzucht widerſtrebte immer ernſter dieſer alten Sitte. Das ganze Comödienweſen ward verpönt. Selbſt als die vaterländiſche Geſchichte anfing den Stoff zu liefern, war eine öffentliche Aufführung nur in Zeiten des Ueberfluſſes an Landesfriede und Landesfreude erhältlich. Als im Jahr 1652 einige Bürger Schultheiß und Rath um Erlaubniß gebeten, „die Geſchichte von Wilhelm Tell und ſeinen zwei Geſpanen, dem Stauffacher und Melchthal zu ſpielen,“ wurde erkannt: „Sie ſollen die Acta dem Herrn Schultheiß Hegner überliefern, und nach dem ſelbige beſchaffen, werden MGNHerren hierüber erkennen, was recht ſein werde. Iſt ihnen wegen jetzig trübſeligen Zeiten und dem leidigen Zuſtand des Pulverthurms in

Zürich, ſo durch das Wetter angezündet worden, wodurch unglaublicher Schaden geſchehen, dieß Spiel allenklich abgekennt worden." — Den härteſten Schlag erhielt unſer Theaterleben im 18ten Jahrhundert. Es geſchah durch die Erklärung, welche die Geiſtlichkeit im Jahr 1730 über das Comödienweſen abgegeben, in welcher es heißt: „Es ſind die Comödien durchaus nicht gut; man mag dieſelben theologiſch oder moraliſch oder politiſch und bürgerlich oder auch ökonomiſch betrachten; zumalen weder im Alten noch Neuen Teſtament (welche doch die einige Regel des Glaubens, des Lebens und der erlaubten Freuden des Chriſten iſt) weder die Comödianten von Gott geboten, noch ihnen und ihren Zuſchauern einige Verheißung der Gnaden geſchehen, oder auch ein einig Exempel anzutreffen, daß ſie von Gläubigen jemals gebraucht worden. Traurige Exempel zeigen, daß auf Comödien erpichte Leute nur einen größern Luſt des päbſtlichen Götzendienſtes, mehr als zur männlichen Religion und Gottesdienſt, im Herzen bekommen u. ſ. w." So mußte denn auch im Jahr 1776 von Schultheiß und Rath eine Comödiantentruppe, welche unſerer Bürgerſchaft die Zeit zu vertreiben wünſchte, ganz kurz „wegen des Schadens und der Unordnung, ſo für das gemeine Volk daraus entſtehen würde," abgewieſen werden.

Es war ein welthiſtoriſches Melodram erforderlich, um die Regenten unſerer Stadt endlich mit den Gaben und Genüſſen der Bühne zu befreunden. Ein ſolches wurde in Frankreich aufgeführt, und ein Zwiſchenact desſelben auch nach der Schweiz hinübergeſpielt. Die franzöſiſch-helvetiſche Revolution hatte ſo viel Tragiſch-Comiſches und Comiſch-Tragiſches mit ſich gebracht, daß der Sinn für Tragödie und Comödie überall erwachte. Sobald als unſere Bürger die Laſten und Schrecken der überſtandenen Revolutions- und Kriegsjahre ein wenig vergeſſen, und an Beſſeres zu denken anfingen, durfte man ihnen den zerſtreuenden Theatergenuß nicht mehr verſagen. Daher erlaubte der Gemeindrath den 15. Auguſt 1803 einer wandernden Schauſpielertruppe 24 Vorſtellungen, „aber nicht mehr, wenn auch aufs neue angehalten würde, unter der Bedingung, daß alle aufzuführenden Stücke vorher eine Cenſur paſſiren, und die Truppe von allen ihren Einnahmen den zehnten Theil an die hieſigen Armen abgeben müſſe." Damit waren die Armen

zufrieden, die Reichen nicht. Dieſe hatte der vierundzwanzigfältige Genuß nach Mehrerem lüſtern gemacht. Sie wünſchten die Theaterfreude in ihrem Lebensgarten alljährlich blühen zu ſehen. Dieß erzeugte im Jahr 1804 die erſte Theaterpetition, welche in Winterthur geſchrieben worden. Sie lautete alſo: „Indem die 38 Unterzeichneten in Erfahrung gebracht, daß die Weißiſche Schauſpielergeſellſchaft nichts ſo ſehr wünſcht, als auf dem allhier ſtehenden Theater durch ihre bekannte Kunſt das hieſige Publikum für eine beſchränkte Zeit zu amüſiren, ſo geht auch unſer wärmſter Wunſch dahin, und würde uns nichts ſo ſehr freuen, als in den langen Winterabenden zur Erholung von unſern Geſchäften jenes Vergnügen genießen zu können. Hat doch jedes Publikum, von dem Werthe des hieſigen, ſich dieſes Vergnügens zu erfreuen! Iſt Erholungsſtunde für jeden Arbeiter wahres Bedürfniß! Lehrt die Erfahrung, daß ſelbſt die größten Künſtler dieſer Art ſich für das uns leiſtende Amüſement zwar zu nähren im Stande ſind, allein die Sache weiter zu nichts bringen, mithin auch in ökonomiſcher Rückſicht die Gewährung dieſes Permiſſionsgeſuches kein Nachtheil für unſer Vaterort ſein kann! — So überzeugen wir uns gerne und mit der lebhafteſten Freude, die würdigen Vorſteher unſers l. Winterthur werden die anverlangte Permiſſion ehender ertheilen, als durch Abſchlag uns dieſes Vergnügen entreißen."

Dieſe Stimme des Zutrauens fand Erhörung. Der Gemeindrath erkannte: „Dem Schauſpieldirektor Weiß wird auf den ſchriftlich eingegebenen Wunſch mehrerer Bürger die Bewilligung ertheilt, vom 14. Oct. — 14. Dec. wöchentlich drei Repreſentationen, den Samſtag und Sonntag ausgenommen, zu geben. Der Preis ſoll auf dem erſten Platz 20 ß., auf dem zweiten 12 ß. und auf dem dritten 6 ß. ſein und der zehnte Theil jeder Einnahme den hieſigen Armen zufallen. — Dazu ſoll ihm das zum Theil ſchon eingerichtete Local auf dem Neu- oder Waaghaus einberaumt ſein. Um jedem Unglück von Feuer zuvorzukommen, ſoll er eine Stande mit Waſſer auf dem Theaterboden, und überdieß noch einen Mann halten, der nach jeder Vorſtellung genau unterſuche, ob keine Gefahr zu befürchten, und nöthigen Falls dort ſchlafe. — Er wird ſeine Geſellſchaft zu beßt ſittlicher Aufführung anhalten, und ſich ſelbſt, laut dem Geſetz, bei der

Digitized by Google

hohen Landesregierung um die fernere Bewilligung verwenden, und endlich eine hinlängliche Caution für die von ſeiner Geſellſchaft allfällig contrahirenden Schulden ſtellen. — Dieſe Erkanntniß ſoll dem Petitionshaupt, Fürſprech Sulzer, zugeſtellt werden; jedoch mit dem Zuſatz: Daß, weil der Gemeindrath wegen Feuersgefahr Bedenken finde, obiges Lokal zu bewilligen, ſich aber kein anderes finde, für ſich aber, im Fall eines Unglücks, weder für hieſige noch fremde Kaufmannswaare gut ſtehen wolle; ſo ſollen die Petitionärs gehalten ſein, die Waaren in ihren Koſten an ein anderes ſicheres Local zu bringen, oder ſich für jede Gefahr und Schaden gegen den Gemeindrath zu cautioniren; ſonſt dieſe Bewilligung ohne Kraft bleibe."

Und die Laſt ſo großer Verantwortlichkeit wurde freudig übernommen. Die Tage des theatraliſchen Patriotismus waren angebrochen. Doch wurde es immer weniger nöthig, denſelben auf die Probe zu ſtellen. Die Zeit ſtreifte allmälig die Härte der alten Grundſätze ab. Die Theateroppoſitionen fielen. Die Bühnengenüſſe traten in das gleiche Recht mit den übrigen Vergnügungen des geſellſchaftlichen Lebens. Man fing endlich auch an, in dem Theater eine wichtige Potenz zur Bildung und Veredlung der geiſtigen Güter des Menſchen zu erkennen. Aber die kunſtgeübten Pfleger derſelben blieben fern. Der Thalia Prieſter und Prieſterinnen haben ſich jederzeit bei uns als Nomaden und Zugvögel erzeigt, die nur auf ihren Streif- und Wanderzügen die Stadt berührten. Und ſo oft ſie erſchienen, war ſtetes Unvermögen, ſie in einen kunſtgerechteren Tempel einzuführen, als wo der höchſte Reiz der dramatiſchen Welt, die optiſche Täuſchung, von der ſchauluſtigen Menge ſelbſt mitgebracht werden mußte. Die Theaterfreuden ſind die einzigen, welche durch eine Art von Verhängniß für uns und durch uns noch nie zu gutem Gedeihen gekommen. Es bedarf eines mächtigen Umſchwunges aller Verhältniſſe, damit das Theater ſpäter als ein höheres Moment in der Sittengeſchichte der Stadt Winterthur erſcheinen könne. Wenn wir bis dann die proſaiſche Erquickung der Nahrung und Decke behalten, ſo ſollen wir uns deſſen genügen laſſen.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 105 515 720

Digitized by Google